Erdsternfrieden.

Eine unwahrscheinliche Geschichte
von
Heinz Slawik.

1.—10. Tausend.



1919.
VERLAG KARL HARBAUER
WIEN UND LEIPZIG.

„Dem Denker sowenig als dem Dichter
darf die gebräuchliche Sittenlehre über die Wahrheit gehen."

(Schopenhauer, aus dem Nachlaß:
„Verhältnis des Denkens zu Leben, Kunst und Wissenschaft".)

Der Landfrieden ward durch Gewalt:
über Burgtrümmer, Leichen und Blut
ging die Macht des Königs — —
dann war Ruhe im Land.

Der Erdsternfrieden kommt nur durch
Macht: über Blut und Leichen und
Trümmern von Vorurteilen geht die
überstaatliche Macht ihren Weg — —
dann wird Frieden auf dem Erdstern.

Original from

Inhalt.



Erster Abschnitt.

Frühling war's, früh noch am Tag, vor dem Rathaus beim Waldmüllerstein.

Frühling in Wien.

Kastanienblütenkerzen standen blank und licht im dunklen Grün, Vögel zwitscherten in den Zweigen, die sich im Morgenwinde wiegten, und der Brunnen am Waldmüllerdenkmal raunte und schwatzte, erzählte denen, die horchen wollten und hören konnten, von dem gütigen Mann, der da oben in steinerner Marmorkühle saß und auf das Bild schaute, das seine Künstlerfinger auf die weiße Fläche gezaubert hatten. Das kleine Landmädchen dahinter blickte ihm über die Achsel und schien lebendig wie der Meister, lebendig wie alles in dem wunderschönen Park vorm Rathaus, das ernst und wuchtig in schweigender Schöne aufstieg zu blauen Höhen.

Dort, auf der breiten Straße zwischen Rathaus und Park, traf Karl Weinhold, der unfertige Rechtsstudent und stadtbekannte Tagesschriftsteller, dem das „Ostdeutsche Tagblatt" einen guten Teil seiner Beliebtheit verdankte, recht oft Anni Messerschmidt, das einzige Kind des berühmten Professors. Bei einem Schneeschuhausflug auf die Rax hatten sie einander kennen gelernt. Dem vielumworbenen Weinhold hatte das sechzehnjährige Mädchen gefallen, ein kleiner Unfall bot Gelegenheit zu Hilfe und näherer Anknüpfung und daraus hatte sich eine Bekanntschaft entsponnen, die vielleicht noch nicht Liebe genannt werden konnte, aber davon nicht mehr weit entfernt war.

Sichtlich ungeduldig war Weinhold in den letzten Minuten auf und ab gegangen. Der gut gekleidete junge Mann im grauen Anzug mit ebensolchem Filzhut fiel den wenigen Vorübergehenden nicht auf; niemand bemerkte die Unmutsfalte auf der Stirne, und das Gesicht war ein hübsches Dutzend-

gesicht, das erst auf nahem Abstand durch die geistsprühenden blauen Augen gewann.

Die goldenen Zeiger der Rathausuhr wiesen schon auf zehn Minuten nach halb acht, als Anni endlich vom Schmidtplatz herübergeeilt kam. Man sah ihr an, daß sie gelaufen war, sie war rot im Gesicht, der Doppelzopf lag in Schlangenwindungen auf dem Rücken und aus dem halb offenen Munde kam hastiger Atem, als sie Weinhold mit kräftigem Handschlag einen guten Morgen sagte.

Weinhold betrachtete wie immer zärtlich das junge Mädchen, das heute in seiner leichten Erregtheit noch reizender war. Ihre hübschen kleinen Füße wippten noch vom Laufen und die klaren Augen blitzten ihn strahlend und offen an, so daß es ihm warm wurde ums Herz, wie immer, wenn er sein „Schneeschuhweiberl“, so nannte er sie in Gedanken, von neuem sah.

„Entschuldigen Sie, Herr Weinhold,“ sagte Anni herzlich und hob die Hände wie um Verzeihung bittend, „aber ich konnte heute wirklich nicht zurechtkommen. Sie sagten zwar einmal, man müsse immer pünktlich sein; selbst wenn man gestorben wäre, habe man die Pflicht, einen Dienstmann mit der Todesanzeige auf den Platz des Stelldicheins zu schicken — nun ja, das ist alles wunderschön. Aber denken Sie sich! Brennt Mutter nicht die Milch an, das Mädchen ist nicht zu Hause und Vater sollte nicht über schlechten Kaffee schimpfen, ich mußte also rasch in das Milchgeschäft. Daher die Verspätung von —“ sie blickte auf die Rathausuhr — „sage und schreibe zwölf Minuten!“

„O, Fräulein Anni,“ erwiderte Weinhold und neigte sich ein wenig, so daß er unter ihren Hut blicken konnte, „der väterliche Kaffee, der entschuldigt selbstverständlich alles. Denn wehe den Armen, wenn Professor Messerschmidt schlechtgelaunt einige Schädel entzweisägen müßte! Aber hoffentlich kommt es nicht allzu oft vor — das Milchanbrennen natürlich — ich bin, wie Sie wissen, leider sehr ungeduldig und brauche dann immer einige Minuten, um aus meinem dummen Ärger wieder ins Gleichgewicht zu kommen. Und daß ich diese unangenehmen Minuten in Ihrer Gegenwart verbringen muß, ist eine Sünde, denn ich sollte jede Sekunde auskosten, mein unglückliches Wesen erlaubt es aber nicht.“ Und er lachte, worein sie einstimmte.

„Um acht Uhr habe ich wie gewöhnlich Vorlesung,“ sagte Anni wichtig, „wir haben daher nur eine Viertelstunde

Zeit. Aber wenn Sie sehr brav sind, können Sie mich um halb elf abholen.“

Weinhold mußte sich zu seinem Bedauern entschuldigen, um elf Uhr müsse er schon in der Schriftleitung sein, um von seinem Brotherrn die neuesten Witze zu erfahren, damit er sie für morgen in einem kleinen Aufsatz unter dem Strich verwerten könne.

„Worüber natürlich wieder ganz Wien lachen wird“, meinte Anni vorwurfsvoll. „Ich bin überzeugt, daß Sie sich in dieser Rolle nicht wohlfühlen. Herr Buchbinder macht aus Ihnen sein Kasperl, durch das er den andern Leuten recht scharf die Wahrheit sagen läßt. Sie arbeiten zwar aus eigenem Geist, aber nicht mit eigenem Stoff. Schämen Sie sich denn gar nicht?“

Weinhold blickte nachdenklich drein und antwortete: „Fräulein Anni, es ist wohl wahr, daß mir die Geißel in die Hand gedrückt wird, aber ich schwinge sie und kein anderer, und nach meiner Weise! Glauben Sie mir, die Stoffrage ist nicht so wichtig, die Behandlungsart macht es. Sie kennen ja die schreiend veilchenblauen Heftchen des Doktors Putz, benannt „Die Mistgabel“, nicht wahr? Nun, was macht er anderes als ich? Er sucht seinen Stoff in den Zeitungen, entnimmt ihn aus Zuschriften aller Art, ich aber bekomme ihn brühwarm von meinem Schriftleiter, der sich mir gegenüber für die Wahrheit verbürgen muß. Und sehr oft lasse ich trotzdem Dinge aus, weil sie mir nicht gefallen. Ich will kein Aufsehen erregen, sondern nur der Stachel sein, der manchmal ins Gewissen sticht! Als ob es das übrigens bei uns in Wien gäbe — Gewissensbisse! Das Gesellschaftsleben wird dadurch höchstens prickelnder, wenn man sich sagen muß: Was wird denn der K. W. im ‚Ostdeutschen Tagblatt‘ dazu sagen, wenn er’s erfährt? — Von diesem Standpunkt, aber nur von diesem aus, haben Sie recht. Meine Tätigkeit befriedigt mich nicht, weil sie unfruchtbar ist. Jeder Mensch möchte gerne die Früchte seiner Arbeit sehen, ich kann sie höchstens darin erblicken, daß viele Leute, die ich gar nicht kenne, vor mir den Hut ziehen und daß ich für die Druckzeile eine Krone erhalte, somit, wie man hier zu sagen pflegt, ein gemachter Mann bin. O, ich wüßte schon ein Feld der Arbeit, aber was kann ich jetzt tun? Ich gestehe Ihnen offen, ich bin durch meine Erfolge ein bißchen verwöhnt, und es fiele mir schwer, jetzt umzusatteln. Bedenken Sie auch aufrichtig: ein unfertiger Rechtsstudent, der wahrscheinlich überhaupt niemals fertig werden wird, dreiundzwanzig Jahre alt, mit einem Monatseinkommen

von dreitausend Kronen — — es gibt hierstädtlich nicht viele, die aus eigener Kraft oder eigenem Geist und — ehrlich so viel verdienen!"

Anni hatte ihm gespannt zugehört und wendete ihr Gesichtchen ihm zu, als sie jetzt fragte: „Und was, Herr Spottschriftsteller Geißelwitz, mit dem Rieseneinkommen — man sieht, daß die Dornen auch Rosen haben — wäre Ihre liebste Beschäftigung? Beichten Sie!"

Da blickte Weinhold sich um, zeigte im Umkreis mit der ausgestreckten Rechten auf den ruhigschönen Park und sagte: „Frieden — Anni. Frieden — auf immer der Menschheit Frieden zu schaffen. Wenn ich das könnte oder doch nur dabei mitarbeiten, und wäre es auch noch so wenig, so wäre ich glücklich. Mein Vater ist im großen Krieg gefallen — Baukünstler war er und nicht den zehnten Teil seiner Pläne hat er schaffen können — meine Mutter bald darauf gestorben. Bei meinem Großvater bin ich erzogen worden und noch als kleinen Knaben hat er mir immer wieder vom Erdfrieden gepredigt. Erdsternfrieden nannte er ihn, und schon das Wort, der Erdstern, gab mir seltsame Ruhe. Liegt nicht in diesem Wort das Bekenntnis zur Anschauung, daß der Erdball als Stern unter Sternen wandelt, ein winziges Pünktchen im unendlichen Weltall, wo die Menschen miteinander leben sollten, statt sich in furchtbaren Kämpfen, sei es blutig oder unblutig, zu zerfleischen? Sie wissen, ich liebe Schopenhauer, auch Ihnen ist er nicht fremd. Endlich, nach fast hundert Jahren, hat die Menschheit erkannt, oder doch die Menschen unseres Erdteils, wer der größte Denker des neunzehnten Jahrhunderts war. Wo ist heute noch ein Fichte, Hegel, Schelling und die andern! Wo ist der einst berühmte Nietzsche, der Unmögliches in glänzenden Worten verkündete! Und wo die vielen andern kleinen Weltweiseseinwollenden, die in den letzten fünfzig Jahren guten deutschen Holzstoff mit Druckerschwärze beschmutzten! Nur was nicht von Weisheit handelte, in den Schriften der vielen Unberufenen, lebt heute noch; sonst aber nichts. Und Schopenhauer — Sie erinnern sich unseres letzten Abends, da las ich Ihnen vor: ‚Im unendlichen Raum zahllose leuchtende Kugeln, um deren jede sich etwa ein Dutzend kleinerer, beleuchteter wälzt, die inwendig heiß, mit erstarrter, kalter Rinde überzogen sind, auf der ein Schimmelüberzug lebende und erkennbare Wesen erzeugt hat: — dies ist die erfahrungswissenschaftliche Wahrheit, das Wirkliche, die Welt. Jedoch ist es für ein denkendes Wesen eine mißliche Lage, auf einer

jener zahllosen, im grenzenlosen Raum frei schwebenden Kugeln zu stehen, ohne zu wissen, woher noch wohin, und nur eines zu sein von unzählbaren ähnlichen Wesen, die sich drängen, treiben, quälen, rastlos und schnell entstehend und vergehend, in anfangs- und endloser Zeit; dabei nichts Beharrliches als allein der Stoff und die Wiederkehr derselben, verschiedenen, organischen Formen, mittels gewisser Wege und Kanäle, die nur einmal da sind. Drei Grenzwerte des Menschenlebens kann man annehmen und sie als dessen Grundteile betrachten: das gewaltige Wollen, das reine Erkennen und das leere Sehnen. Das Leben des Einzelwesens berührt sie aber nur selten und ist meist nur ein schwaches und schwankendes Annähern zu dieser oder jener Seite, ein dürftiges Wollen kleinlicher Wesen, stets wiederkehrend und so der Langenweile entrinnend. — Es ist wirklich unglaublich, wie nichtssagend und bedeutungsleer, von außen gesehen, und wie dumpf und besinnungslos, von innen empfunden, das Leben der allermeisten Menschen dahinfließt. Es ist ein mattes Sehnen und Quälen, ein träumerisches Taumeln durch die vier Lebensalter hindurch zum Tode, unter Begleitung einer Reihe platter Gedanken. Sie gleichen Uhrwerken, welche aufgezogen werden und gehen, ohne zu wissen, warum; und jedesmal, daß ein Mensch gezeugt und geboren worden, ist die Uhr des Menschenlebens aufs neue aufgezogen, um jetzt ihr schon zahllose Male abgespieltes Leierstück abermals zu wiederholen, Satz für Satz und Takt für Takt, mit unbedeutenden Schwankungen. — Jedes Einzelwesen, jedes Menschengesicht und dessen Lebenslauf ist nur ein kurzer Traum mehr des unendlichen Weltgeistes, des beharrlichen Willens zum Leben, ist nur ein flüchtiges Gebilde mehr, das er spielend hinzeichnet auf sein unendliches Blatt — Raum und Zeit — und eine gegen diese verschwindend kleine Weile bestehen läßt, dann auslöscht, neuen Platz zu machen. Dennoch muß jedes dieser flüchtigen Gebilde, dieser schalen Einfälle, vom ganzen Willen zum Leben, in aller seiner Heftigkeit mit vielen und tiefen Schmerzen und zuletzt mit einem lange gefürchteten, endlich eintretenden bittern Tode bezahlt werden.‘ — Wenn man von all dem überzeugt ist, wie wir es sind — ich kann wir sagen, Anni — so staunt man über die Torheit der Menschen, die miteinander in der kurzen Spanne Erdenzeit kämpfen, wo doch alle Brot haben könnten, wenn sie sich einigten! Daran glaube ich — und werde es immer glauben. Einige Jahre will ich schaffen, irgendwas, irgendwie, um damit die Grundlagen zu

bauen für mein weiteres Leben: Unabhängigkeit. Denn, so wenig ich das Geld schätze — Geld ist Freiheit. Und wenn ich Ihnen jetzt verrate, daß ich vier Fünftel meines Einkommens auf die Bank trage, so werden Sie begreifen, warum ich jetzt so arbeite. Noch fünf, sechs Jahre, und ich habe so viel, daß ich unabhängig von irgend eines Menschen Gnade leben kann. Dann will ich nach meiner Überzeugung arbeiten. Für mich allein — nun, ich käme auch mit meinem Vatererbe aus, wenn es sein müßte, aber für die Zukunft genügte es nicht! Und wehe, wenn der Zünftige dann ausspringt! Wie bissige Hunde fallen die andern über ihn her. Er muß unabhängig sein, sonst verkommt er im Elend oder verleugnet schließlich seine Überzeugung und stirbt dann als reicher Schuft. Das aber will ich nicht, weder das eine noch das andere. Jetzt verleugne ich meine Überzeugung nicht — Sie werden niemals in irgend einem meiner Aufsätze gefunden haben, daß ich etwas lobe, was auch nur im Entferntesten mit der Möglichkeit eines Krieges zusammenhängt! Im Gegenteil, ich habe viel und sehr scharfen Spott an so manches Götzenbild gewandt, aber immer nur dann, wenn es dreifach verbürgte Wahrheit war. Nicht wie Putz. Sie werden mich verstehen, nicht wahr — Anni?"

Sie schaute auf zu ihm, betrachtete dann ein Weilchen einen vorüberfahrenden Spritzwagen und sagte dann: „Ich verstehe Sie schon, will Ihnen auch keinen Vorwurf machen. Doch — wir sind schon da, Sie haben mir eine sehr lange Rede gehalten, einen ganzen Vortrag! Die Kunstgeschichte von acht bis zehn wird mir gar nicht schmecken! Aber ich verplausche mich und muß doch pünktlich sein. Danke schön, leben Sie wohl — halt! Wußt' ich's doch, daß ich Ihnen etwas sagen wollte, als Sie vorhin vom Frieden sprachen: Kennen Sie Doktor Schwarz?"

„Den Freund Ihres Vaters? Vom Sehen und aus seinen Schriften, persönlich nicht."

„Machen Sie sich mit ihm bekannt; das wird Ihnen nicht schwer fallen, denn er ist ein begeisterter Friedensfreund — Sie passen zueinander. Auch — wissen Sie, er kommt allwöchentlich einmal zum Nachtmahl zu uns, wenn er da von Ihnen spricht, dürfen Sie dann vielleicht einmal mitkommen! — Nun leben Sie wohl, es ist höchste Zeit, auf Wiedersehen heute Abend, ich bin mit Mitzl im Hirschberghaus; aber erst nach fünf!" Und weg war sie, die Hochschulstiege hinauf und im Torbogen verschwindend. Doch nicht ohne Weinhold noch einmal mit der Hand gewinkt zu haben, wobei ihr Gesichtchen

ein wenig errötete über die Worte, die sie soeben zu Weinhold gesprochen hatte.

* * *

Ganz zufällig war Weinhold am Nachmittag mit dem nordwestlichen Strahl der Untergrundbahn bis zum Endbahnhof Scheiblingstein gefahren, ebenso zufällig schlenderte er dann den Weg zum Hirschberghaus hinauf und noch zufälliger traf er das ihm flüchtig bekannte Fräulein Anni Messerschmidt, die ihm auf höflichen Gruß und Bitte gnädig gestattete, bei ihr und ihrer Freundin, der lustigen Mitzl Gammer, im Grünen Platz zu nehmen. Mitzl verstand die Sachlage trotz aller Verstellungskunst der Beiden vollkommen und störte daher nicht lange, das heißt, sie traf Bekannte — wen und wer kannte Mitzl nicht! — so daß Weinhold und Anni sehr bald allein waren.

Weinhold erzählte Anni, daß man heute mittags bei der Schriftleitung sehr gelacht habe. Eine amerikanische Kabelnachricht sei eingelangt, nach der ein gewisser Ingenieur Gorjanski ein Preisausschreiben über eine verbesserte Weltsprache erlassen habe. Esperanto wäre wohl von Gebildeten leicht zu erlernen, aber schwer von der großen Masse, die nur ihre Muttersprache kenne und von der nur den zehnten, ja oft nur hundertsten Teil des Wortschatzes benutze. Um nun dieser großen Masse, die neun Zehntel der Menschheit ausmache, die Verständigung untereinander zu erleichtern, wäre Esperanto zu kürzen. Gorjanski schlug für die neue Kurzsprache die Bezeichnung „Espo“ vor und beantragte, sie aus Esperanto zu bilden. Er schrieb zehn Preise von je zehntausend Dollar für die zehn besten Lösungen aus und schlug vor, die neue Sprache mehr auf Wortaneinanderreihungen — also schlagwörtlich — aufzubauen, als auf Wortverbindungen, da schlagwörtliche Sätze viel eindeutiger gehalten und ihr Sinn daher besser verstanden werden könne. Er hätte auch eine ganze Menge von Anleitungen gegeben, meinte Weinhold, und mitgeteilt, daß ein eigenes Amt, der Esporat, auf Grund der Einläufe über die zweckmäßigsten Verbesserungen entscheiden werde.

Anni zeigte lebhafte Teilnahme und fragte Weinhold, ob er sich denn nicht auch beteiligen wolle. Weinhold bejahte. Er hatte Esperanto schon vor Jahren gelernt und auf mehreren Reisen dessen Annehmlichkeit empfunden. Er könne zwar schwerlich einen Preis erhoffen, meinte er zu Anni, auch deshalb, weil nur zwei Monate Zeit gegeben wären. Aber er wolle

jedenfalls mittun, da es sich um die Verbesserung einer Verständigungsmöglichkeit, also in weiterem Sinne um den Erdfrieden handle.

Die Unterhaltung war dann nicht sehr fließend. Sie lagen nebeneinander, hatten die Arme unter dem Kopf verschränkt und blickten in den blauen Himmel, darüber dann und wann ein spinnwebfeines Wölkchen zog. Grüne Gräser nickten bei ihren Ohren und Augen, durch den Wald zog Windeswehen, Wagen fuhren mit mannigfachem Tonruf auf der fernen Straße, Staubwolken flogen auf, blieben lange schweben und sanken langsam nieder, manchmal rollten Pferdewagen den steilen Weg zum Hirschberghaus hinauf, vor dem gut gekleidete, frische Menschen saßen, die sich Kaffee mit Doppelschlag und Hirschbergguglhupf gut schmecken ließen. Das Geplauder der Menge verschmolz hier auf hundert Schritt Entfernung in ein einziges Summen, manchmal klang helles Kinderlachen — wie Flötenton aus der Begleitmusik — hervor, im Kaffeehaus auf der nördlichen Hügelseite spielte Musik, von der nur tiefes Brummen und abgerissene Töne hieher drangen.

Anni war glücklich, wenn sie so wie jetzt mit offenen Augen träumen konnte, auf einer Waldwiese liegend, im hellen Sonnenschein — sie war selbst der sonnigste Sonnenschein. Zur Seite Weinhold, der sich allmählich, ihr noch nicht deutlich bewußt, in ihr Herz gestohlen hatte, durch kein Liebedienern und Hofmachen, sondern durch offene, ehrliche Kameradschaft. Sie beschäftigte sich sehr oft mit ihm, las heimlich seine Aufsätze, die manchmal recht scharf waren, und der Gegensatz zwischen dem lebenden Wesen und dem, das zwischen den Zeilen stand, erstaunte sie immer wieder. Wie konnte ein so offener und aufrichtiger Mensch solch boshafte Anspielungen machen? Das war ihr ein Rätsel. Der alte Putz, der alles mit Essigsäure übergoß und auch am schönsten Sommertag noch etwas auszusetzen fand — ja, bei dem war es zu begreifen. Fünfzig Jahre war er alt, bis zum dreißigsten hatte er am Hungertuch genagt, dann endlich hatte die Umschichtung nach dem großen Kriege ihn um einige Stufen hinaufgewirbelt. Ganz lächerlich eigentlich, dieser Zufall: sein Onkel war Preistreiber gewesen, deshalb verurteilt worden und hatte sich aus Gram darüber — Spötter meinten, aus Zorn, nicht klüger gewesen zu sein — die Gurgel durchgeschnitten. Da beide Söhne von Putzens Onkel im Krieg an Seuchen gestorben waren, erbte Putz das Vermögen. Er sichtete es sorgfältig, verglich die Aufschreibungen der Kriegsjahre mit denen der letzten Friedens-

jahre und schenkte dann zwei Drittel des Ererbten einem Kriegswaisenhaus. Das letzte Drittel, das dem Vermögen seines Onkels vom Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts entsprach, das steckte er in sein Geschäft, und das war die „Mistgabel". Niemand konnte mit blutigerem Hohne schreiben als Putz. Nach kurzer Zeit war er der gefürchtetste Tagesschriftsteller, die Verwaltungsräte zitterten vor den vierzehntäglichen veilchenblauen Heftchen, und wäre er nicht so abweisend gewesen, so hätte er trotz seines Buckels die größten gesellschaftlichen Erfolge haben können. Klein und mit seinem Höcker geziert, stark gewölbte Brillengläser vor den funkelnden Augen, eine Art Ballonmütze aus grünem Samt auf dem kahlen Kopf zum stets blauen Anzug, einen Stock in der Hand — Schirm trug er niemals — so war Putz tagtäglich auf dem Spazierweg der Innern Stadt zu sehen. Er grüßte nicht und dankte nicht. Niemals. Er hatte keine Bekannten, oder wenn er welche hatte, so verleugnete er sie auf der Straße. Das hatte er ein- für allemal erklärt.

Also dieser Putz, wenn der so giftig war — das sah Anni ein, die die Zusammenhänge noch nicht begreifen konnte, da vor ihren Augen noch lange nicht die Masken der Gesellschaft gefallen waren. Sie hielt die Menschen noch für gut, wie sie selbst es war — Sorgen hatte sie nicht, für das tägliche Brot und noch reichlich mehr sorgte der Vater, die Mutter war viel zuhause und ging nur selten in Gesellschaft, sie lernte zu ihrem Vergnügen auf der Hochschule und bildete sich überdies in Musik aus. Über die Zukunft hatte sie sich noch niemals rechte Gedanken gemacht. Daß Vater und Mutter einmal sterben könnten — nein, wer konnte denn daran denken! Weinhold war ihr ein sehr guter Kamerad, sie hätte ihn gerne bei den allwöchentlichen Abenden gesehen, deshalb der Hinweis auf Doktor Schwarz. Denn Vater war sehr ausschließend und Schreibstuhlberühmtheit gab noch lange nicht das Recht, in sein Haus einzubrechen.

„Was denken Sie, Anni?" störte Weinhold sie aus ihrem Traume auf. Er drehte sich um, so daß sein Kopf auf dem rechten Arme lag, rupfte einen Grashalm mit den Zähnen aus und blickte auf Anni, die sich ihm halb zugewendet hatte.

„Sicherlich nichts so Böses wie Sie", antwortete sie und drehte sich noch ein Stückchen weiter — ihre Köpfe waren nicht mehr allzuweit voneinander entfernt. „Sie zerbeißen in Gedanken wahrscheinlich wieder irgend jemanden unbarmherzig, nicht wahr? Morgen werde ich's dann lesen und mir

denken: statt höflich und brav zu sein und mich zu unterhalten, hat der Spottvogel die Leute zerzaust. Nennt man das die dem andern Geschlecht schuldige Rücksicht und Ehrerbietung, wie? Verteidigen Sie sich!“ Und Anni lachte und haschte mit der Rechten nach dem langen Grashalm, den er im Munde hatte, und zupfte und zerrte daran.

Weinhold bemühte sich, den Halm krampfhaft festzuhalten, was ihm natürlich nicht gelang, da er den Mund zur Antwort auftun mußte. „Ich habe wahrlich an nichts gedacht, Anni. Ich hätte zwar an Sie denken sollen, das wäre meine Pflicht, ich sehe es ein, und es bedarf der gewaltigsten Anstrengung von Leib und Seele, um Ihrem Einfluß zu widerstehen —“

„Sie reden einen furchtbaren Unsinn,“ unterbrach ihn Anni, „wenn Sie so etwas schreiben, wird Ihr Brotherr Sie bald aus dem Tempel hinausjagen —“

Da lachte Weinhold: „Sie wissen gar nicht, wie gut der Tempel paßt — nun, das hat weiter nichts zu sagen; aber woran haben Sie gedacht?“ Er blickte ihr zärtlich in die Augen.

Das vertrug sie nicht, denn ihr Gesicht war durchsichtig wie Glas für ihre Gedanken. Bis zur Stirne färbte es sich rot, weil sie sich erinnerte, an die Möglichkeit der Einführung Weinholds in ihre Familie gedacht zu haben. In der Verlegenheit warf sie sich wieder herum, riß einen langen Halm aus und gab ihn schnell Weinhold zwischen die Zähne: „Da — kauen Sie lieber! Ich dachte auch an nichts; denn wie dürfte das Weib, dieses unfertige, schmalschultrige Geschöpf, sich zu denken erlauben, wenn es der Mann nicht tut? Schopenhauer gäbe es niemals zu“, schloß sie spöttisch.

Weinhold blickte schnell auf, ließ den Halm wieder fallen, fing ihn aber noch rasch mit der Hand auf: „Wann haben Sie denn davon gelesen?“ fragte er neugierig und vergnügt.

„Heute“, antwortete sie kurz und schaute weg.

„Nun, nun, Anni, Sie brauchen nicht böse zu sein, weder auf Schopenhauer, noch auf mich. Schopenhauer hat, hm, hm, da anders gelebt, als er geschrieben hat — und ich unterschreibe durchaus nicht alles, was er sagt. Gerade das, was Sie gelesen haben, hat mit den Grundzügen seiner Lebensweisheit nichts zu tun; gar nichts.“

Anni antwortete nicht und Weinhold begann wieder behaglich am Halme zu kauen.

Eine lange Weile lagen sie so, einander verstohlen beobachtend. Bis Anni lachte und das untere Ende des Halms wieder mit flinken Fingern griff. Diesmal hielt Weinhold fest, ganz fest, sie konnte ihn nicht herausziehen. Da rief sie mutwillig: „Wer stärker ist!“, nahm schnell das Halmende zwischen ihre Zähne und zog ganz ernsthaft.

Weinhold war eine Spanne von Anni entfernt. Einen Augenblick hielt er mit den Zähnen fest — dann verschlang er mit ungeheurer Schnelligkeit das Gras, immer kürzer und kürzer wurde der Halm, und ehe noch Anni recht dachte, wie das zugegangen sei, legten sich seine Lippen auf ihren Mund, ganz leicht und fein — aber sie zitterten. Da gab sie nach und sank ein Stückchen zurück, seine Lippen aber blieben fest und heiß auf ihren ruhen und — merkwürdig: ihr war, als spielte die Musik, die doch so fern war, eine ganz feine, heimliche Weise und die Sonne schien noch einmal so schön und der Himmel war doppelt so blau.

Die zwei schönen Menschenkinder lagen im Gras und küßten einander zum erstenmal.

Auf dem oberen Ende der Waldwiese hatten sich fahrende Schüler niedergelassen — eine der Studentenvereinigungen, die statt der alten Landsmannschaften und Burschenschaften seit einem Jahrzehnt entstanden waren — und es schien, als ob einer von ihnen gar scharfe Augen hätte. Denn mit Lautenklang kam herüber das Lied: „Und da küßten sich beid' — in der Sommerszeit — —“

Anni richtete sich auf, schob Weinhold weg und sagte mit erglühendem Gesicht: „Nicht doch — wenn die Leute uns sähen —“

Weinhold aber lachte aus voller Kehle und küßte sie noch einmal recht herzhaft auf den Mund, ehe er antwortete: „Sollen sie — die armen Menschlein, die nicht wissen, daß das Glück in ihrer Nähe ist, und die dort weiter sitzen und plauschen und tratschen, als gäbe es nur den gemeinen Alltag und nicht dich — du, mein Allerliebstes — mein Lieb, liebes, liebes Anni! Hast du mich auch lieb — wirklich lieb? Ich bitte dich, sag' mir!“

Anni war aufgesprungen und schüttelte das Gras von ihrem Kleid. Vom Hirschberghaus her sah sie das spitzbübische Gesicht ihrer Freundin, die ihr fröhlich zunickte. Da wandte sie sich, als wollte sie schnell zum Hirschberghaus, machte einige Schritte, drehte sich dann nochmals um, blickte Weinhold an und sagte: „Du bist ein abscheulicher Mensch — wie sollte ich dich nicht lieb haben?“ Und lief weg, zu Mitzls Tisch.

Weinhold aber warf sich noch einmal ins Gras und lachte zum Himmel hinauf. Dann stand er auf, ging zu den fahrenden Schülern und um elf Uhr nachts stieg ein stattlicher Haufe den Berg hinab, Weinhold mit einer Laute an der Spitze, und niemand hätte in dem fröhlichen Burschen den geistreichen Spötter vermutet, der heute nichts war als ein Junge voll Freuden. Vor Scheiblingstein machten sie den letzten Halt, Weinhold schwang sich auf einen Baumstrunk, zeigte mit beiden Armen auf das schlafende Wien und begann das wunderschöne Gedicht des schon lange, lange toten Dichters Appel auf die von ihm so heißgeliebte Stadt:

„Und von den Bergen steige ich hernieder;
Kastanien blühn und violetter Flieder,
Zu meiner Linken breiten sich die Reben,
Die Erde sinkt, nun wird es mählich eben;
Und zwischen Häuslein, grau und stillversonnen,
Hat wilder Wein ein Schultertuch gesponnen,
Wie es die Linitant' getragen hat.
Und vor mir liegt die große, laute Stadt
Und flimmert auf in Dunst und Abendlicht.
Ich aber fühle nichts als eine Hand
Und höre eine Stimme lind und leis',
Die über mich wie einst ins Weite spricht:
Laß gut sein, Burscherl! Wer weiß, wer weiß — —"



Zweiter Abschnitt.

Etwa zur gleichen Zeit war es — man zählte, noch nach der alten Zeitrechnung, das Jahr 1935 — da fuhr in Washington ein Wagen mit sausender Eile die breite, sonnenflimmernde Straße hinab, wendete hart an der Biegung und hielt vor dem Weißen Hause.

Der Wagenschlag klappte zu mit scharfem Knall; ein graugekleideter Mann war ausgestiegen und ging langsam die Stufen hinauf.

Der Torwart musterte ihn und blickte ihn fragend an. Der graue Mann gab seine Karte und sagte nur das Wort: „Präsident"; dann schlossen sich gleich wieder die schmalen Lippen. Der Türsteher betrachtete die Karte, las, drehte sie um, musterte den Mann noch einmal von oben bis unten, zuckte leicht mit den Achseln und sagte wegwerfend: „Müssen zum Geheimschreiber, sich anmelden lassen. Erster Stock, linker Gang, Tür fünf." Und wendete sich ab.

Der graue Mann nickte schweigend, legte zum Dank die Finger an die seemännisch geschnittene Kappe und verfolgte den gewiesenen Weg.

„Sie wünschen?" fragte der Geheimschreiber.

„Den Präsidenten sprechen."

„Jetzt? — Sind Sie irgendwie angemeldet?"

„Bitte, melden Sie mich nur und sagen Sie, daß ich in Angelegenheit der beim Staatsarbeitsamt liegenden Schriftstücke komme. Der Präsident ist berichtet."

Der Geheimschreiber verschwand.

Nach wenigen Augenblicken erschien er wieder und bewegte einladend die Hand. Der graue Mann nickte dankend und trat ein.

Präsident Myer, der große Wasserbauingenieur, der den neuen Kanal zur Verbindung der beiden Meere gebaut hatte, da der Panamakanal durch Erdrutsch und Erdbeben verschüttet

worden war, und den das anerkennende Volk der Staaten zum Präsidenten gewählt hatte, weil wegen seiner geistvollen Erfindungen die Kosten nicht einmal die Hälfte des Voranschlages betragen hatten — Präsident Myer winkte freundlich, als der graue Mann eintrat, reichte ihm die Hand und sagte: „Nehmen Sie Platz, Gorjanski. Ihre Erfindung ist, soweit ich sie übersehen kann, ganz hervorragend. Doch — erzählen Sie. Vierzig Minuten habe ich für Sie Zeit."

Ingenieur Janko Gorjanski setzte sich in den Stuhl schräg gegenüber dem Präsidenten, nahm dankend die angebotene schwarze Zigarre, brannte sie an und schwieg ein Weilchen, während er seine Uhr auf den Schreibtisch legte und aus seinen Rocktaschen Papiere und Zeichnungen zog, die er vor dem Präsidenten ausbreitete. „Präsident," begann er dann, „ich will Ihnen ganz kurz die Sache schildern, erstens sind Sie berichtet und dann — und hauptsächlich — sind Sie vom Fach und einer der Größten; ich brauche also nicht viel Worte zu machen."

Der Präsident lehnte sich zurück und blickte mit seinen klugen Augen auf das müde, zerarbeitete Gesicht seines Gegenübers, der langsam sprechend begann:

„Nehmen Sie an, Präsident, daß Sie gehen. Gleichgültig wo, ob auf der Straße oder zu Hause. Sie werden im Durchschnitt fünfzehn Schritte in zehn Sekunden machen. Nehmen Sie ferner an, Sie wögen fünfzig Kilogramm. Sie wiegen natürlich mehr, aber dieses absichtlich gering gehaltene Durchschnittsgewicht liegt meinen Berechnungen zugrunde. Wenn Sie beim gewöhnlichen Gehen den einen Fuß noch mit der Spitze auf der Erde haben, während der andere nach vorne schwingt, so drücken Sie in diesem Augenblick mit Ihrem ganzen Körpergewicht auf die Fläche Ihrer Sohlenspitze, das ist also mit fünfzig Kilogramm, wie wir annahmen. Und in einer Minute haben Sie, da Sie in zehn Sekunden fünfzehn Schritte machen, diesen Druck neunzigmal ausgeübt.

Stellen Sie sich nun vor, Sie hätten eine Doppelsohle; auf der festen, gewöhnlichen Unterlage ruhe eine Feder, und auf dieser eine starke, bewegliche Sohle. Das Ganze in einem Schuhgehäuse eingeschlossen, das vorne nur unwesentlich höher zu sein braucht als jetzt" — er unterbrach sich und betrachtete seine breitausladenden klauenförmigen Schuhe — „und diese bewegliche Sohle könnte sich um zwei Zentimeter nach abwärts bewegen, wenn der Federgegendruck durch das Körpergewicht überwunden wird.

Sie üben also beim Gehen bei jedem Schritt einen Druck von fünfzig Kilogramm auf eine Höhe von zwei Zentimetern aus, das heißt, Sie leisten eine Arbeit von einem Meterkilogramm, oder, im Durchschnitt, in der Sekunde eineinhalb Meterkilogramm, da Sie in der Minute neunzigmal drücken.

Denken Sie sich nun diese Feder, die neunzigmal in der Minute zusammengepreßt wird und deren Federkraft durch das Aufheben des Beines nach dem Druck auf die Spitze wieder frei wird, denken Sie sich diese Feder als Antriebskraft eines kleinen Stromwerkes, das im Absatzgehäuse eingebaut ist. Ein Meterkilogramm in der Sekunde ist, wie Sie in jedem Nachschlagebuch finden — das heißt, Sie brauchen nicht nachzuschlagen, Präsident, denn Sie wissen als Mann vom Fach das alles auswendig — 9·81 oder rund zehn Watt, 1·5 Meterkilogramm in der Sekunde demnach fünfzehn Watt. Da die Spannung meiner Vorrichtungen zwei Volt beträgt, so haben Sie 7·5 Ampèresekunden.

Nehmen Sie nun an, daß Sie sich täglich sechs Stunden zu Fuß bewegen — und das ist nicht viel, weil jeder Schritt im Zimmer mitgezählt wird, ich habe diesen Stundendurchschnitt aus dreihundert Vergleichsmessungen mit Schrittzählern bei Leuten der verschiedensten Berufe ermittelt — so haben Sie 45 Ampèrestunden oder neunzig Wattstunden aufgespeichert — falls Sie sie aufspeichern können. Und da erst beginnt meine Arbeit.“

Gorjanski machte eine Pause und fuhr sich durch sein schütteres Haar. Der Präsident blickte auf die Decke und nickte zustimmend.

„Damit will ich Sie gar nicht belästigen, Präsident,“ fuhr Gorjanski fort, „das ist billige Weisheit; meine Arbeit — von zwanzig langen Jahren, Präsident — bestand darin, aus diesem Gedanken etwas zu machen. Und das ist mir gelungen.“

Der Präsident senkte seine Blicke und schaute auf die Zeichnungen.

„Es handelte sich mir darum: erstens den gewonnenen Strom handlich und ohne Verluste aufzuspeichern, und zweitens, ihn gut auszunützen. Für den ersten Teil erfand ich meine Taschensammler mit den von mir entdeckten Metallen Tranin und Zambellit in Licenollösung, für den zweiten Teil gelang es mir, die Metallverbindung Petelan, wie ich sie nenne, zusammenzusetzen, die gegenüber allen andern bis jetzt verwendeten Metallen einen besonders hohen Wirkungsgrad hat.

Meine Sammler werden in der Westentasche getragen und sind durch fein umspulte Drähte, die innen an den Beinkleidern befestigt oder eingenäht werden können, mit dem Stromwerk im Absatz in Verbindung. Die Größe der Sammler von fünf mal einem mal drei Zentimetern und das Gewicht von fünfzig Gramm machen sie derart handlich, daß tatsächlich einige zu gleicher Zeit in den Westentaschen mitgeführt werden können. Die Lebensdauer der Sammler ist eigentlich ewig, jedenfalls aber länger als zehn Jahre."

Der Präsident lächelte bei dem unschuldigen Gedankensprung des Ingenieurs.

„Meine Sammler — ich werde sie ‚Westenkraft' nennen — arbeiten mit geringstmöglichem Verlust. Ich bekomme achtundneunzig Hundertstel der aufgespeicherten Arbeit zurück. Das heißt, wenn ich nach sechsstündigem Gehen den Sammler nutzbringend verwerte, so gibt er mir über vierundvierzig Ampèrestunden zurück; dieser Verlust kann vernachlässigt werden.

Die bisherigen Metallfadenlampen haben im besten Fall nur ein Drittel Watt für die Kerzenstunde gebraucht. Meine Petelanlampen begnügen sich mit einem Achtel Watt; das heißt, meine zwanzigkerzigen Petelanlampen — und solche genügen für die häuslichen Arbeiten vollkommen — brauchen zweieinhalb Wattstunden, und da meine Westenkraft neunzig Wattstunden hat, können sie mit einem Sammler sechsunddreißig Stunden brennen. Nebenbei — nicht nur das Petelan, sondern auch die gasgefüllte Birne, die die Erhitzung des Drahtes bis auf sechstausend Grad, also Sonnenwärme, gestattet, hat Einfluß auf das günstige Ergebnis."

Das bis jetzt anscheinend teilnahmslose Gesicht des Ingenieurs hatte sich verfärbt, der Präsident horchte auf.

„Die Beleuchtungsfrage wäre damit völlig geklärt — aber noch mehr! Denn zwölf Stunden Beleuchtung mit drei zwanzigkerzigen Lampen brauchen wir wohl nicht für jeden fünfzig Kilogramm schweren Menschen rechnen; meine Nachforschungen und Messungen ergaben im Gegenteil, daß zwei zwanzigkerzige Lampen mit je vier Stunden Brenndauer völlig genügen. Wir haben somit noch sieben Neuntel der Westenkraft für andere Zwecke frei.

Meine Metallverbindung Petelan bewährt sich nicht nur in Lampen, sondern in Haushaltgeräten aller Art. Um einen Liter Wasser von acht Grad auf hundert Grad zu erhitzen, braucht man hundert Wattstunden — mit den früheren Metal-

len; um drei Tassen Kaffee zu kochen vierzig Wattstunden, um drei Fleischschnitten zu braten siebzig Wattstunden, sechs Eier zu kochen vierzig Wattstunden — kurz, man brauchte verhältnismäßig sehr viel, und der Strom war teuer; oder, richtiger gesagt, ist noch teuer. Mit meinen Metallen verringere ich den notwendigen Strombedarf auf ein Drittel bis ein Viertel. Ein Haushalt von drei Personen, dies ist der Durchschnitt, wie Sie wissen, kann daher bei sechs Stunden täglichem Gehen der drei Einzelnen zweihundertsiebzig Wattstunden aufspeichern. Hievon werden drei zwanzigkerzige Petelanlampen je vier Stunden lang brennen, was dreißig Wattstunden entspricht, und die verbleibenden zweihundertvierzig genügen für den Eigenbedarf des ganzen Haushalts. Der Liter Wasser kocht mit fünfundzwanzig Wattstunden, die Fleischschnitten braten mit zwanzig, der Kaffee kocht mit zehn — kurz, es geht; ich habe es genug oft versucht."

Gorjanski machte eine Pause und blickte zum Fenster hinaus, durch die weißen Vorhänge, die sich im leichten Winde bauschten. Der Lüfter surrte leise mit wirbelndem Stahlrad, der Präsident war aufgestanden, zog nachdenklich an der Zigarre und stieß mächtige Rauchwolken aus, die im Luftwirbel zu Ballen und Streifen zerstoben. Dann setzte er sich wieder nieder.

„Präsident," fuhr Gorjanski fort und sein Gesicht belebte sich, „ich habe meine Berechnungen hundertmal durchgeführt und das Ergebnis hundertmal wirklich geprüft. Es stimmt alles. — Ich habe die Preise berechnet, zu denen man die notwendigen Bestandteile abgeben kann, um die Westenkraft und ihre Verwendung rasch einzubürgern: für das Triebwerk im Schuh je einen Dollar, für jeden Sammler einen Dollar, für die Heizplatte für drei Personen drei Dollar, die Zuleitungen und Stöpsel zwei Dollar, für die vollständige Petelanlampe samt Zuführung einen Dollar. Nebenbei: die Herstellungskosten sind bei Massenerzeugung genau die Hälfte.

Der Haushalt von drei Personen braucht sechs Treibwerke, sechs Sammler, drei Lampen, eine Heizplatte mit Zubehör — macht zusammen zwanzig Dollar. Das kann sich in den Staaten jeder leisten. Wenn nicht bar, so in sieben Monatsraten zu einem Dollar.

Wir haben in den Staaten hundertfünfzig Millionen Einwohner oder fünfzig Millionen Haushalte. Rechnen Sie, daß meine Erfindung nur zögernd angenommen wird, daß sich also anfangs nur vier Millionen die Westenkraft beschaffen, so er-

gäbe das achtzig Millionen Dollar. Die Zahl wird in den nächsten Jahren steigen, bis alle Haushaltungen die neue Kraft haben werden. Sie können für die folgenden Jahre mit fünf, sechs und mehr Millionen jährlich rechnen, dazu die neuen Haushaltungen, mindestens eine Million jährlich, dann die Abnützung — alle zehn Jahre die Gesamtausgabe — dann noch der menschliche Spieltrieb, der mehr kauft als notwendig, wenn Sie dies alles überdenken und überrechnen, so sehen Sie, daß innerhalb der nächsten zehn Jahre für die Westenkraft, in den Staaten allein, ein Gesamtbetrag von rund eineinhalb Milliarden Dollar ausgegeben werden wird, also durchschnittlich hundertfünfzig Millionen jährlich. Dazu müssen Sie noch den Überseeverkauf rechnen, der wesentlich teurer gehalten werden kann — die Gesamtsumme wird von zweihundert Millionen jährlich nicht weit entfernt sein, sie vielleicht übersteigen.

Präsident, ich mache Ihnen den Vorschlag: Ich liefere Ihnen binnen heute und drei Monaten die für den Bedarf von zehn Jahren nötige Menge von Tranin, Zambellit, Licenol und Petelan. Sie — das heißt die Staaten — übernehmen die Erzeugung nach Gutdünken in Ihren Werkstätten, was Ihnen bei siebenstündiger Arbeitszeit und guter Entlohnung der Arbeiter nicht mehr als sechzig Millionen Dollar jährlich kostet; im zehnjährigen Durchschnitt. Sie — das heißt die Staaten — stecken jährlich dreißig Millionen Dollar ein und mir zahlen Sie auf Lebenszeit jährlich sechzig Millionen Dollar, für das erste Jahr im vorhinein, für später in vierteljährlichen Raten zu fünfzehn Millionen Dollar im nachhinein. Nach meinem Tod meinem Sohn eine einmalige Abfertigung von zehn Millionen Dollar. Die Erzeugung meiner Metallverbindungen bleibt mein Geheimnis, nach meinem Tode übergeht es an die Staaten. Sollte ich nach zehn Jahren noch leben, so treffen wir eine neue Vereinbarung, die keinesfalls um mehr als die Hälfte höher sein darf als die jetzige. — Ich habe früher nicht erwähnt, Präsident, absichtlich nicht erwähnt, um nicht von einem ins Tausendste zu kommen, daß man mit Westenkraft auch kleine Treibwerke speisen kann — Stickmaschinen und andere Feinmaschinen — und daß man den Strom nicht nur mit dem Fußtriebwerk, sondern auch mit Schaukelstühlen oder eigenen, nach Wunsch sehr vornehm ausgestatteten Tretwerken, die an Klubsesseln anzubringen sind, und noch durch hundert andere Dinge schaffen kann — die Einbildungskraft Ihrer Werkstätteningenieure wird einen sehr weiten Spielraum haben, denke ich — daß es also noch eine Menge Möglichkeiten gäbe, den Ver-

dienstteil der Staaten beträchtlich zu erhöhen. — Die Zeichnungen und meine Muster lasse ich Ihnen da, Sie sollen sich selbst überzeugen. Nun; Präsident — was sagen Sie dazu?"

Präsident Myer neigte nachdenklich den Kopf, schaute in die Rauchwolken und erwiderte: „Und was machen die jetzigen Stromwerke? Und was die Kohlengruben und die Wasserkräfte?"

„O, Präsident," sagte Gorjanski, „das haben Sie doch alles in meiner Ausarbeitung! Da alle größeren Werke Staatseigentum sind, wird Ihnen die Umwandlung sehr leicht sein. Ob der Arbeiter dann Drähte aus Wolfram oder Petelan zieht, ist ihm gleich. Und ob viele kleine Triebwerke gearbeitet werden sollen statt der wenigen großen, ist auch ziemlich gleichgültig. Die Straßenbahnen und Wagen werden Sie nach wie vor mit dem Strom der Maschinen und Wasserwerke betreiben, auch die Straßenbeleuchtung braucht mehr Strom, als meine Westenkraft erzeugen kann. Und die Kohlengruben? Wenn Sie die Innenbeleuchtung und die Strommengen für den Haushalt noch so hoch ansetzen, so bekommen Sie doch nicht mehr als ein Zehntel des Gesamtverbrauches. Ob nun in den Staaten vierhunderttausend oder nur dreihundertsechzigtausend Kohlenleute graben, ist ziemlich gleichgültig, die Jahresschwankungen sind ja größer! Es hat aber den Vorteil, daß ein Zehntel, das sind sechzig Millionen Tonnen Kohle jährlich, weniger gegraben wird, das heißt, daß der Hauptstock unseres Vermögens — denn wir zehren von ihm und nicht von den Erträgnissen — weniger angegriffen wird. Sie müßten also das Ersparnis am Volksvermögen noch auf die Gewinnstseite meiner Erfindung rechnen. Und, Präsident, ist das nichts, wenn vierzigtausend Menschen weniger dort drunten arbeiten müssen, in den Kohlengruben? Rechnen Sie das als nichts, daß diese Vierzigtausend wieder, und Tag für Tag, die Sonne schauen können?"

Der Präsident blätterte wieder in den Papieren. Plötzlich hob er den Kopf, blickte Gorjanski mit seinen klaren, ruhigen Augen an und sagte: „Das Staatsarbeitsamt hat sich äußerst günstig ausgesprochen, seine Berechnungen sind sogar noch günstiger als Ihre. Ich werde Ihre Erfindung selbst erproben und die andern fünf Paare, die Sie beilegten, durch meine Familie und den Geheimschreiber erproben lassen. Nach einem Monat erhalten Sie Bescheid. Wenn das Staatsarbeitsamt zustimmt, bin ich nicht dagegen. Doch — erlauben Sie eine Frage?"

Gorjanski nickte, erstaunt.

„Was wollen Sie mit Ihrer Jahresrente machen? Ich hatte mir gedacht, daß Sie Ihre Erfindung selbst vertreiben wollten. Allerdings läßt die Staatsverfassung dem Zusammenballen allzuvielen Geldes wenig Spielraum, aber bei Erfindungen sind ja die Ausnahmsbestimmungen für zehn Jahre vorgesehen. In dieser Zeit hätten Sie wohl das Doppelte dessen verdient, das Sie erhalten werden; wenn das Staatsarbeitsamt die Vereinbarung genehmigt, natürlich."

Gorjanski erhob sich, zerdrückte die erloschene Zigarre: „Präsident, ich zog vor, meine Erfindung den Staaten zu geben, weil da die Einführung schnell erfolgt. Ich aber brauche das Geld gleich — und müßte ich mich darum sorgen, so hätte ich nicht Zeit für den Gedanken, der mich seit zwanzig Jahren aufrecht hält. Lachen Sie, bitte, nicht, Präsident: der Gedanke ist, der Menschheit für immer den Frieden zu bringen." Gorjanski war totenblaß, seine Augen blitzten den Präsidenten an, der nachsichtig lächelte.

„Daran sind so viele gescheitert," sagte der Präsident, „wie wollen Sie das machen? Ich verlange natürlich gar keine Geheimnisse."

„Wenn ich sie hätte, würde ich sie auch nicht sagen — auch Ihnen nicht, Präsident." Gorjanski fuhr sich mit zitternder Hand über die Stirne. „Es ist auch noch nicht alles reif — ich brauche noch Zeit. Seit zweiundzwanzig Jahren arbeite ich an meinen Erfindungen, seit vierzig Jahren denke ich an sie und seit zwanzig Jahren kann ich vom Frieden nur träumen — nur träumen, Präsident! Ich habe seit vielen Jahren täglich durchschnittlich vierzehn Stunden gearbeitet, o — es ist nicht leicht, Träume durch Zahlen zu verscheuchen — — ich weiß, und weiß, was es mich gekostet hat! Doch — was rede ich da für Unsinn! — Die Sache ist, Präsident, meine Nerven sind gegenwärtig nicht die besten. Wenn Sie meinen Vertrag angenommen haben, will ich noch drei Monate arbeiten, dann aber mich in die Einsamkeit zurückziehen, auf eine Insel oder in den Wald, wo mich niemand stören kann, dort will ich mich ausruhen und meine Pläne in klare Gedanken fassen. Die Hauptzüge habe ich, die Durchführungsart fehlt mir noch. Ich brauche das Geld — viel Geld, und — Ihre Unterstützung, Präsident. Die Unterstützung nicht anders, als daß ich sagen kann, die Staaten stehen der Sache freundlich gegenüber. Das, glaube ich, können Sie tun; es stimmt ja mit der Haltung der Staaten seit dem Kriege überein."

Der Präsident war ernst geworden und nickte. „Meine

Unterstützung sollen Sie haben, Gorjanski, kommen Sie seinerzeit nur zu mir. Ich will alle Gesandten beauftragen, Ihr Werk zu unterstützen. Was ich tun kann, soll geschehen. In Ihrer technischen Sache erhalten Sie also in einem Monat Bescheid. Gedulden Sie sich, bitte; ich zweifle nicht an der günstigen Erledigung."

„Ich danke Ihnen, Präsident," Gorjanski drückte fest die dargereichte Hand, „wir sehen uns also hoffentlich in einem halben Jahre wieder. Denn drei Monate brauche ich, um nach Vollendung der technischen Arbeit meine Gedanken zu sammeln."

Der Geheimschreiber grüßte den Herrn, der so lange beim Präsidenten war, mit Achtung und begleitete ihn zur Türe.

Und eine Minute später sauste der Wagen mit gellem Schrei die weißblinkende Straße hinauf und verschwand nach wenigen Augenblicken hinter der Biegung.

Der Torsteher betrachtete erstaunt das Zwanzigdollargoldstück in seiner Hand. — Im Arbeitszimmer beugte sich der Präsident über die Zeichnungen und Aufstellungen Gorjanskis, rechnete nach und prüfte, bis ein neuer Besuch die Arbeit unterbrach.

* * *

Janko Gorjanski war vor fast dreißig Jahren in die Staaten eingewandert. Damals dreiundzwanzigjährig, hatte er die Hochschule in Agram eben beendet und auch den technischen Doktor gemacht, in seinem Land aber wenig Aussicht auf Fortkommen gefunden, da die magyarisierende Bewegung immer mehr Boden gewann. Gorjanski wollte einen Wirkungskreis — den konnte er zuhause nicht finden; an der Staatskrippe mit Verleugnung der eigenen Überzeugung fressen, das lag ihm nicht. Von den politischen Zänkereien und Kleinlichkeiten seines Landes verekelt, war er in die Staaten gewandert, wo er an technischen Fachschulen lehrte und sich nebenbei mit Erfindungen beschäftigte. Einige kleinere waren ihm geglückt, so daß er als Dreißigjähriger sein Lehramt aufgeben und sich ganz dem Gedanken widmen konnte, der ihn seit seiner Kindheit beschäftigte. O, er erinnerte sich genau: zehn Jahre alt war er, als ein Bekannter ihm eine Zündholzschachtel zeigte und sagte: „Janko, wenn du es dahin bringst, daß in diesem Schächtelchen eine Pferdekraft schlummert, so hast du für die Menschheit mehr geleistet, als alle Großen des Geistes." Diese Pferdekraft in der Zündholzschachtel war ihm immer vor-

geschwebt und 1914 gelangen ihm die ersten Verbesserungen der Sammler, die eine wesentliche Vermehrung an aufgespeicherter Kraft zuließen.

Da brach der Krieg aus, der durch Jahre die Länder und Meere verheerte. Gorjanski hatte versucht, nach Europa zu gelangen, obwohl ihn der unmittelbare Anlaß zum Krieg, der von den Gegnern seines Vaterlandes auf die magyarisierende Behandlung der Südslawen und auf absichtliches Verkennen deren Lebensbedingungen zurückgeführt worden war, recht gleichgültig ließ. Sein Ingenieursgehirn war mit Zahlen gefüllt, und Zahlen sind überstaatlich, war seine Ansicht. Doch — trotz den Zahlen schiffte er sich auf einem norwegischen Dampfer ein, wurde in Kirkwall festgehalten und in ein Gefangenenlager gebracht. Durch einen günstigen Zufall — Gorjanski hatte in Chicago den Sohn des nachmaligen amerikanischen Generalkonsuls in Liverpool in technischen Fächern unterrichtet — gelang es ihm, freizukommen, worauf er nach Amerika zurückkehrte und dort, weit von den Streitigkeiten entfernt, versuchte, einen Überblick über Recht und Unrecht zu gewinnen. Dies gelang ihm nicht, trotz heißer Bemühung. Und als endlich noch die Staaten in den Krieg eingriffen, da war ihm, als wäre die ganze Welt ein Tollhaus und die Frage nach dem Schuldigen nicht so leicht zu beantworten. Er zog sich fast ganz vom öffentlichen Leben zurück und verbrachte die letzten Kriegsmonate auf seiner kleinen Besitzung im Felsengebirge, dabei unablässig von dem Gedanken gepeinigt: wie hätte man diesen Krieg verhindern können — wie könnte man Kriege verhüten?

Der große Krieg hatte äußerliche Änderungen hervorgebracht. Die Mehrzahl der Staaten wandelte sich in Freistaaten um, auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Völker. Alle Staaten hatten eine ungeheure Schuldenlast zu tragen, solange, bis sie endlich auf einer Weltzusammenkunft beschlossen, einen allgemeinen Staatskrach zu machen, der, da er alle Staaten gleich schädigte, den Geschäftsruf aller Staaten gleichmäßig in Mitleidenschaft zog, daher weder die Währungen noch den Welthandel berührte. Der Erdstaatenkrach bestand darin, daß sich alle Staaten verpflichteten, den Zinsfuß der Kriegsanleihen vom Jahre 1925 an auf die Hälfte und von 1930 an auf ein Viertel herabzusetzen. Von 1932 an konnten alle Kriegsanleihen zum halben Nennwert gegen Staatsrenten umgetauscht werden, die drei vom Hundert Zinsen trugen. Nebenbei — dies war so ziemlich die einzige allstaatliche Ver-

einbarung, die von allen Regierungen mit heller Freude angenommen worden war.

So hatten sich die Staaten in kurzer Zeit der halben Schuld entledigt und die Verzinsung der neuen Renten, die überall gerne genommen wurden — denn der Börsenwert der Kriegsanleihen war sehr tief gesunken — beanspruchte nur ein Viertel der früheren Ausgaben. Die Schuldenlasten waren auf ein vernünftiges Maß gesunken, die Staatsmaschinen konnten wieder ohne Überlastung arbeiten.

Nach vielem Lärm hatte man sich überall beruhigt, denn die Verringerung der Steuern und der niedere Zinsfuß für Bauten, Unternehmungen und Grundbelehnungen wogen der großen Mehrheit den Staatskrach völlig auf. Und den obersten Hunderttausend, deren Millionenvermögen durch Verlust der Hälfte und Verringerung des Erträgnisses auf ein Viertel empfindlich getroffen waren, denen schadete es nicht, wenn ihre Kriegsgewinne durch eine verspätete Gerechtigkeit, wie der Volksmund sagte, auf ein vernünftiges Maß verringert worden waren.

Die Geldschwierigkeiten waren also behoben, aber die Millionen, die im Krieg gefallen oder durch den Krieg gestorben waren, die konnte man nicht wieder lebendig machen. Man hatte herausgefunden, daß der große Krieg fünfzehn Millionen Menschen mehr das Leben gekostet hatte, als sonst gestorben wären, und zehn Millionen Menschen waren weniger geboren worden. Die Geburtenhäufigkeit blieb auch nach dem Kriege in fast allen Staaten auf der Hälfte, ja auf einem Drittel der vor dem Kriege und hatte sich nur sehr langsam gehoben, so daß noch 1925 die wenigsten Staaten die Einwohnerzahl von 1914 wieder erreicht hatten. Und später wurden die Folgen noch fühlbarer: in den Dreißigerjahren kam jährlich nicht einmal die Hälfte kräftiger Männer auf den Arbeitsmarkt, in manchen Staaten sogar nur ein Drittel der Zahl, die zwischen 1910 und 1914 alljährlich der Arbeit zugeführt werden konnte.

Die Weltberatung der Staatskrache war nicht die einzige allstaatliche Vereinbarung geblieben; jedenfalls aber die am besten gelungene. Das sogenannte Völkerrecht — anders wurde es nach dem Kriege gar nicht genannt — mußte von neuem geregelt werden. In zahlreichen kleinen und größeren Zusammenkünften waren die Grundlagen beraten worden und endlich kam im Jahre 1926 auf dem Berner Tag ein Vertrag zur Annahme, der Grundsätze für die Regelung zwischenstaatlicher

Streitigkeiten enthielt. Darnach konnte ein Krieg nur dann als rechtmäßig angemeldet werden, wenn wenigstens vier Fünftel des Vertretungskörpers sich für ihn ausgesprochen hatten. Bevor es jedoch zum Kriege kam, mußte der Streitfall dem — 1927 errichteten — Erdfriedensamt dargelegt werden, das sein Möglichstes zur Verhinderung des Krieges zu tun hatte. Wenn die Gegensätze unüberbrückbar waren, sprach es die Bewilligung zum Kriege aus. Sollte sich ein Staat an diese Vereinbarung nicht halten, so mußten alle anderen Staaten die Beziehungen zu ihm abbrechen. Ohne jedoch auf der Seite des Gegners die Waffen zu ergreifen.

Diese, wissenschaftlich sehr schönen Bestimmungen erschienen vielen als nicht genügend. Die Probe auf das Beispiel war noch nicht gemacht worden, weil die Staaten durch lange Zeit mit Erschöpfung zu kämpfen und während dieses schweren Ringens kaum Lust hatten, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen. Trotzdem aber hatten viele Einzelne versucht, dem Friedensgedanken Geltung zu verschaffen. Die Erfahrungen des Krieges waren zu bitter, als daß nicht die große Mehrheit der Menschen dafür empfänglich gewesen wäre. In zahlreichen Zeitungen und Zeitschriften war der Gedanke eines ewigen Friedens erörtert worden und hatte von den Gemütern der Menschen Besitz genommen.

Ein sehr reicher Amerikaner, Richard Fry, hatte sein ganzes Vermögen in den Dienst der Sache gestellt und eine „Kulturgesellschaft“ gegründet, die sich über alle Länder erstreckte. Durch die großen Mittel, die ihm zur Verfügung standen, hatte er anfangs Erfolg, denn man riß sich in allen Ländern um die sehr gut bezahlten Stellen der „Kulturräte“ und „Kulturgrafen“. Doch durchdringen hatte sein Gedanke nicht können, durch eine Art Achterklärung einzelne Personen oder Staaten zu zwingen, immer nur auf dem geraden Pfade der Menschlichkeit und der Übereinkunft vorzugehen, statt Gewaltmittel zu gebrauchen. Frys ungeheurer Irrtum bestand darin, daß er die Menschen für gut hielt, daß man also mit Vernunftgründen oder Überzeugung auf sie wirken könne. Als ob bei Herstellung des Landfriedens die deutschen Fürsten ihre Raubritter überredet und nicht vielmehr an den nächsten Baum gehängt hätten! — Da Fry jegliche Gewalt ausgeschlossen haben wollte, war die „Kulturbewegung“ in den letzten Jahren immer mehr abgeflaut, von Eifersüchteleien Einzelner behindert; zudem war Fry vom deutschen Kaiser der Titel „Eluzenz“ verliehen worden, was in Frankreich und England sehr be-

fremdete. Die friedliche Bewegung zur Herbeiführung des Erdfriedens fand immer weniger Anklang.

Dies alles war Gorjanski wohlbekannt. Er beherrschte die wichtigsten Sprachen und gab alljährlich Tausende von Dollar allein für Zeitungen und Zeitschriften aus, um in Kenntnis der Entwicklung des Friedensgedankens zu bleiben. Er verkannte durchaus nicht, daß die Menschheit im Friedensgedanken Fortschritte mache, doch sah er voraus, daß jede freiwillige Bindung zwischen den Staaten solange unwirksam bleiben müsse, als nicht eine Macht dahinter und darüber stehe, die das Recht erzwingen könne. Er glaubte nicht an unterschriebene und beschworene Verträge: waren sie doch nur, was jeder Krieg gezeigt hatte, nicht mehr als Fetzen Papier, die vom Gluthauch des Kriegswahnsinns spurlos verzehrt wurden.

Die Erholung Gorjanskis bestand in langen Jahren darin, daß sich sein Geist in den wenigen Freistunden unaufhörlich mit der Frage des ewigen Friedens beschäftigte. Viele Gedanken hatte er niedergeschrieben, der Entwurf war in großen Zügen fertig. Doch wußte er, daß ohne Geld — viel Geld — und ohne die Unterstützung der Staaten er sein Ziel nicht erreichen könne. Deshalb hatte er so gearbeitet und vielleicht hatte nur die Angst, mit seiner Erfindung zu spät zu kommen, seinen Schöpfergeist so gewaltig beeinflußt, daß in den letzten Jahren fertige technische Gedankenreihen in großer Fruchtbarkeit seinem Kopfe entsprungen waren.

Der erste Schritt zu seinem Ziel war getan. Ende Juni hatte das Staatsarbeitsamt den Vertrag angenommen, die erste Jahreszahlung von sechzig Millionen Dollar war ihm angewiesen worden. Gorjanski hatte dann in den großen Eisenwerken, die die Regierung ihm zur Verfügung stellte, drei Monate lang Tag und Nacht gearbeitet, um achttausend Tonnen Tranin, zwölftausend Tonnen Zambellit, viertausend Tonnen Licenol und sechzehntausend Tonnen Petelan herzustellen, hatte dann noch einen Teil der Metalle auf Wunsch des Staatsarbeitsamtes an verschiedene staatliche Werke verschickt und den Hauptstock einlagern lassen und war endlich mit seinem Wagen quer durch die Staaten auf seine kleine Besitzung beim Togwotee Pass in Wyoming gefahren, wo er sich nun schon den zweiten Monat aufhielt.. Die scharfe Bergluft hatte ihm die Übermüdung aus den Gliedern geblasen, er fühlte täglich mehr die zunehmende Kräftigung, die Gedanken waren frei und leicht und flossen in Überfülle zu.

An einem Oktobermorgen trat er aus dem Blockhaus ins Freie. Seine einst verfallenen Züge waren sichtlich gestrafft, die grauen Augen blitzten klar wie einst, als er vor fast dreißig Jahren den Boden der Staaten betreten hatte. Im unscheinbaren grauen Anzug mochte man ihn auf den ersten Blick für einen Handlungsreisenden halten, wenn nicht sein kluges, geistvolles Gesicht dem widersprochen hätte.

Den Morgenkaffee hatte er sich mit Westenkraft bereitet, Westenkraft briet ihm das Mittagmahl und erleuchtete am Abend seinen Raum. Da er viel im Freien ging, sammelte er mehr Kraft, als er verbrauchte.

Sein Sohn Ivo hatte ihn begleitet. Nun sechzehn Jahre alt, hatte er die Mutter bei der Geburt verloren. Gorjanski war der Verlust seiner Frau eigentlich nicht sehr nahe gegangen, denn die schöne Amerikanerin hatte sich während der kurzen Ehe viel zu sehr als Herrin und viel zu wenig als Kamerad gefühlt. Als Gorjanski in Chicago Edith Harston kennen lernte und Zuneigung zu dem schönen Geschöpfe faßte, das im Hause von Verwandten ein geduldetes Dasein in glänzendem Elend führte, da hatte er sich gedacht, diese Frau werde dankbar sein, wenn sie aus ihrer zweifelhaften Lebensstellung in eine komme, die es ihr ermögliche, frei und sorgenlos zu leben. Er hatte sich getäuscht. Sie nahm seinen Antrag mit der Haltung einer Königin an, sie war dann der Schmuck seines Hauses — aber mehr nicht. Gesellschaften und Geselligkeit liebend, hatte sie Gorjanski oft und sehnsüchtig an den Begriff Heim denken machen, etwas, was er so oft ersehnt und nun doch nicht gefunden hatte. Ihm blieb nur ein Trost — die Arbeit. Und als Ivo gegen den Willen der um ihre Schönheit besorgten Frau nach vierjähriger Ehe zur Welt kam, da starb sie mit schräg hinabgezogenen Lippen, ohne daß Gorjanski ihr eine Träne nachweinte.

Ivo war sechzehn Jahre alt, als sein Vater ins Felsengebirge zog. Ein gefährliches Erbteil seiner Mutter war auf ihn gekommen: die Schönheit. Er war bildschön, der Junge, und manch einer hatte sich in den Straßen von Chicago nach ihm umgedreht, wenn er leichtfüßig seinen Weg wandelte. Fein und zierlich gebaut, regelmäßige Züge mit schmaler Nase, dazu dunkelbraunes, leicht lockiges Haar und strahlende dunkle Augen zeichneten ihn als Liebling des Glücks.

Die geistige Beschaffenheit Ivos machte Gorjanski viel Kummer. Er war nicht dumm, nahm aber keinen Anteil an Wissenschaft und Kunst — nur Schönheit wollte er, und nichts

als Schönheit. Hochmütig rümpfte er die Nase und verschmähte es, sich mit dem „Volk“ einzulassen, das sein Vater immer so freundschaftlich behandelte.

Nach mannigfachen Versuchen hatte Gorjanski es aufgegeben, sich mit seinem Sohn zu beschäftigen. Auch nahm ihm die Arbeit in den letzten Jahren so viel Zeit weg, daß er gar nicht gewahr wurde, wie sein Sohn sich ihm immer mehr entfremdete. Erst als vor einem Jahr eine schmähliche Geschichte zu seinen Ohren kam, wovon ganz Chicago voll war und wo Ivo einer gerichtlichen Bestrafung nur durch seine Minderjährigkeit entging, da gingen Gorjanski die Augen auf: durch Nachforschungen erfuhr er soviel vom Leben seines Sohnes, daß er verzweifelt wäre, wenn seine Gedanken ihn nicht aufrecht erhalten hätten. In seinem Benehmen gegen Ivo, das vordem freundschaftlich gewesen war, wurde er ein anderer. Ivo mußte ständig bei ihm sein, Tag und Nacht. Er maßte sich, und nicht ohne Grund, selbst viel Schuld an der Verkommenheit seines Kindes bei, denn über der Arbeit hatte er seinen Sohn und dessen erwachende Triebe vergessen; welch furchtbare Folgen es haben konnte, wenn Schönheit auf Irrwegen ging — jetzt wußte er es; wie er hoffte, noch nicht zu spät.

Wenige Minuten nach Gorjanski kam Ivo aus der Hütte, etwas abenteuerlich in Leder gekleidet. Der Filzhut mit schräger Krempe saß gut auf seinem schönen Kopf, seine Augen blitzten so fröhlich in die Welt, als hätte Ivo niemals etwas anderes als Wald und Waldleben gekannt.

„Vater,“ rief er, „heute habe ich herrlich geschlafen. Wohin geht heute der Weg?“

„Über den Paß zum Buffalofluß“, sagte Gorjanski und betrachtete seinen Sohn. „Du hast dich sehr hübsch gemacht, wie ich sehe, obwohl weit und breit niemand ist als dein Vater. — Hast übrigens recht; warum auch nicht?“ schloß er nachdenklich.

Ivo errötete leicht, was sein hübsches Gesicht noch um vieles verschönte. „Ich wünschte mir schon lange einen solchen Lederanzug. Ich bin so froh, Vater, daß du ihn mir schenktest. — Wie lange werden wir heute gehen?“

„Schau doch auf der Karte nach, Ivo. Du weißt doch, was man selbst erfahren kann, soll man nicht bei andern erfragen. — Und bring mir Überrock und Zigarren, ich ließ sie beim Schreibtisch liegen.“

Ivo verschwand in der Hütte.

Gorjanski blieb stehen und blickte gegen die Sonne, die trübrot und noch niedrig über der Grenzlinie zwischen Himmel und Erde stand. Die Nadeln waren mit Reif überzogen, der Boden dampfte in der Niederung.

Im Unterholz hörte man Zweige knacken und nach geraumer Zeit erschien ein Mann an der Grenze der Lichtung, der ein weißes Etwas in der Hand schwenkte.

Gorjanski ging ihm langsam entgegen; Ivo kam eben aus der Hütte und folgte seinem Vater.

„Ein Drahtbrief, Herr," sagte der Mann, „macht drei Dollar Botenlohn. Steige schon seit zwei Stunden vom Fort Huntspeake herauf — nicht leicht, Herr, bei dem glatten Boden."

Gorjanski bezahlte und fragte, während er den Umschlag aufriß: „Nichts Neues auf der Welt?"

„Danke, Herr, für den doppelten Lohn, nehme ihn an. Habe schwere Arbeit. Neues? Nicht das ich wüßte. Unsere Sau, die im Werk, hat Junge gekriegt, dürften kaum daran Anteil nehmen, wie? Im alten Europa irgendwo soll ein Bürgerkrieg sein, sind so unaussprechliche Namen — irgendwo in Südeuropa. Näheres weiß ich nicht, hab' auch keine Zeit für solche Dummheiten. Was geht auch uns Amerikaner" — er warf sich in die Brust — „das alte Europa an? Soll der Teufel holen mit samt seinen großen Herren, die niemals an ihre Totenschädel denken! Wären sonst vernünftiger, denke ich — Herr. Was denken Sie?"

Gorjanski hörte nicht mehr zu. Er las den Eilbrief, in dem Präsident Myer ihm mitteilte, daß in Südosteuropa Aufruhr ausgebrochen und er, der Präsident, als Schiedsrichter angerufen worden sei. Er bat Gorjanski, ihn zu besuchen, um mit ihm Einiges besprechen zu können.

Schmerzlich betroffen ließ Gorjanski den Drahtbrief sinken. Wieder Krieg — der schrecklichste von allen, ein Bürgerkrieg — und in seinem Volksstamm! War denn die unselige Vorherrschaftsfrage nicht zu regeln? Es war doch zum verzweifeln!

Der Bote entfernte sich grüßend, Gorjanski sagte zu seinem Sohn: „Wir gehen heute nicht zum Buffalofluß; pack alles zusammen, in einer Stunde brechen wir auf, zum Bahnhof von Fremont durch den Wald. Jetzt haben wir" — er blickte auf die Uhr — „acht vorüber, gegen Mittag sind wir dort, um zwei fährt ein Zug, den nehmen wir bis Cheyenne, dort

steigen wir in den Überland und fahren über Omaha und Chicago nach Washington. Ich muß zum Präsidenten."

Ivo hatte zuerst ein langes Gesicht gemacht, als aber Chicago und Washington an sein Ohr klang, konnte er die helle Freude kaum verhehlen. Er ging rasch in die Hütte, Gorjanski folgte ihm und briet auf der Westenkraftplatte ein Stück Hirschfleisch, das sie vor dem Aufbruch verzehrten. Dann verteilten sie das Gepäck — es war Gorjanskis Grundsatz, nie mehr mitzunehmen, als man selbst tragen konnte — und gingen bergab, über die Lichtung in den Wald, der seine unbewegten Riesenbäume in die graue Luft reckte.

Sieben Stunden später war Gorjanski im Arbeitsabteil des Eilwagens und sagte der Schreiberin in die Maschine, während er mit gespreizten Beinen auf- und abging. Seine Blicke flogen manchmal zum Fenster hinaus, über die unermeßlichen Stoppelfelder, die der Überlandzug durchbrauste. Eintönig war das Rattern des Zuges, eintönig seine Stimme und eintönig das Geklapper der Maschine, aus der Blatt auf Blatt entrollte.

Ivo aber saß beim Fenster und betrachtete die Gegend. Seine Gedanken verriet er nicht.



Dritter Abschnitt.

Herr Präsident! Ich übersende Ihnen beiliegend die Grundzüge meiner Gedanken über einen ewigen Frieden. Ich finde es notwendig, Ihnen meine Ansichten klar zu machen, bevor wir in einem besonderen Fall darüber sprechen. Morgen vormittag zehn Uhr will ich bei Ihnen erscheinen, um Ihre Ansicht zu hören. — — —

Die Gedanken, die Kant vor fast hundertfünfzig Jahren über den ewigen Frieden entwickelte, haben größtenteils noch heute Geltung. Kants kleine Schrift liegt bei, ich will nur das Wichtigste daraus anführen.

Ein Leitsatz Kants über die Staatserrichtung beleuchtet die Frage besonders: „Die Frage der Staatserrichtung ist, so hart es auch klingt, selbst für ein Volk von Teufeln (wenn sie nur Verstand haben), auflösbar und lautet so: ‚Eine Menge von vernünftigen Wesen, die insgesamt allgemeine Gesetze für ihre Erhaltung verlangen, deren jedes aber im Geheimen sich davon auszunehmen geneigt ist, so zu ordnen und ihre Verfassung einzurichten, daß, obgleich sie in ihren Eigengesinnungen einander entgegenstreben, diese einander doch so aufhalten, daß in ihrem öffentlichen Verhalten der Erfolg eben derselbe ist, als ob sie keine solchen bösen Gesinnungen hätten.' Eine solche Frage muß auflöslich sein. Denn es ist nicht die sittliche Besserung der Menschen, sondern nur der Mechanismus der Natur, von dem die Aufgabe zu wissen verlangt, wie man ihn an Menschen benutzen könne, um den Widerstreit ihrer unfriedlichen Gesinnungen in einem Volk so zu richten, daß sie sich unter Zwangsgesetze zu begeben einander selbst nötigen und so den Friedensstand, in welchem Gesetze Kraft haben, herbeiführen müssen."

Dieser Leitsatz muß auf die Staaten untereinander angewendet werden. Die Schwierigkeit liegt darin, daß der Staat

wohl im Innern die Macht hat, nicht aber eine Macht über den Staaten besteht.

Von den Dingen, die Kant als „Absonderungsmittel" angibt, hat der Glaube heutzutage wohl jede Wichtigkeit verloren. Ich wenigstens bin nicht der Ansicht, daß wir noch einmal Glaubenskriege erleben könnten. Die Verschiedenheit der Sprachen jedoch, die den „Hang zum wechselseitigen Hasse und Vorwand zum Kriege mit sich führt" — die besteht noch heute und ist mit der Verschiedenheit der Sitten, Gebräuche und Anschauungen gleich zu setzen. Kant meint zwar, daß „diese Verschiedenheit bei wachsender Gesittung und allmählicher Annäherung der Menschen zur größeren Übereinstimmung in Grundsätzen und zum Einverständnisse in einen Frieden leitet, der nicht durch Schwächung der Kräfte, sondern durch ihr Gleichgewicht hervorgebracht und gesichert wird" — nach dem Zusammenbruch des großen Krieges aber bin ich dieser Ansicht nicht.

Kant meint ferner, daß „der Handelsgeist und die Geldmacht vereinigend wirken" — ich glaube es seit dem großen Kriege nicht.

Was Kant einleitend darstellt, „es soll kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffes zu einem künftigen Krieg gemacht worden ist" — läßt sich in Wirklichkeit niemals durchführen. Denn wer kann Gedanken lesen? Der Besiegte wird immer daran denken, sich zu rächen. Menschen sind Menschen.

Sein zweiter Vorbehalt: „Es soll kein für sich bestehender Staat von einem andern Staat durch Erben, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können" — ist veraltet, braucht also nicht weiter berücksichtigt zu werden. Darüber sind wir denn doch endlich hinaus, daß Staaten wie Hausgüter Einzelner behandelt werden.

Sein nächster Leitsatz: „Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören" — ist nur durchführbar, wenn ihm alle Staaten beistimmen. Jede Verzögerung in einem Staat verzögert das ganze Werk. Da die Macht fehlt, welche die Staaten zwingen könnte und ich von Vereinbarungen nichts halte, wird diese Forderung sehr schwer durchführbar sein. Übrigens hat der große Krieg gezeigt, daß sowohl England als auch die Staaten, obwohl keines dieser Länder ein stehendes Heer im eigentlichen Sinne hatte, in den Krieg eingriffen. Und schließlich, wenn die allgemeine Wehrpflicht aller Länder auch nur in jährlicher Waffenübungsschulung bestünde, so könnte man

damit die Kriege noch immer nicht unmöglich machen, so lange Maschinen und Geschosse und nicht Manneskraft entscheiden.

Die nächste Forderung Kants: „Es sollen keine Staatsschulden in Beziehung auf äußere Staatshändel gemacht werden" — hätte vornehmlich in Frankreich und Rußland Anklang finden sollen. Doch scheint mir der Satz nicht so wichtig.

Die fünfte Forderung Kants: „Kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines andern Staates gewalttätig einmischen" — diese Forderung hätte in der Geschichte sehr oft und von vielen, vielen Staaten bedacht werden sollen. Zur Zeit der Revolution von Europa gegen Frankreich, von den Balkanstaaten gegenüber der Türkei und von vielen, vielen andern gegenüber der ganzen Welt. Übrigens kann ich trotz diesem Vorbehalt Kant nicht ganz beipflichten; denn wenn ein Staat schlecht verwaltet wird und seine Bürger unzufrieden werden, sich selbst aber nicht trauen, Recht zu schaffen, so gibt dieser Staat dem Ausland den Eindruck, als würde er beim ersten rauhen Angriff zerfallen, ermuntert daher die Kriegslust. Heutzutage erscheint diese Forderung Kants ein wenig veraltet, denn seit dem großen Krieg ist das Gelüste, sich in Angelegenheiten fremder Staaten zu mischen, sehr gering.

Die sechste Forderung: „Es soll sich kein Staat im Kriege mit einem andern Feindseligkeiten erlauben, die das wechselseitige Zutrauen im künftigen Frieden unmöglich machen, als da sind: Anstellung von Meuchelmördern, Giftmischern, Brechen des Übergabevertrags, Anstiftung zum Verrat im bekriegten Teil" — dies hätten vor allem England und Italien befolgen sollen. Doch hat dies den Krieg nicht entschieden und nicht verlängert oder verkürzt. Es bleibe also unberücksichtigt.

Als Bedingung zur leichteren Herbeiführung des ewigen Friedens verlangt Kant, daß die bürgerliche Verfassung eines jeden Staates republikanisch sei. Hiemit meint er im Gegensatz zum jetzigen Begriff des Wortes, daß die ausführende Gewalt, die Regierung, von der gesetzgebenden getrennt sein muß. Das Gegenteil nennt er despotisch. Nun, ich sehe darin kein Allheilmittel. Wohl kann man, wenn die Volksvertretung eines Staates mit überwältigender Mehrheit einen Krieg beschließt, annehmen, daß die Mehrheit des Volkes, dessen Sendboten sie sind, damit einverstanden ist, während beim Fürsten diese Wahrscheinlichkeit fehlt. Aber es muß nicht so sein — die

sogenannte Vaterlandsliebe kann in der Hitze der Erregung blind werden, so daß ein Beschluß durchgeht, der von einem einzigen Mann, allein verantwortlich und kühl denkend, mit weiser Überlegung vielleicht nicht gefaßt worden wäre. Womit ich nicht sagen will, daß ich es für besser hielte, die unverantwortlichen Fürsten beschlössen über Krieg und Frieden. Die Zeiten sind längst vorbei, heute muß die Vierfünftelmehrheit des Vertretungskörpers entscheiden. Die Beeinflussung ist jedenfalls verringert; aber ausgeschaltet ist sie nicht.

Seine nächste Forderung: „Das Völkerrecht soll auf einen Föderalismus freier Staaten gegründet sein“ mit dem Gedanken, „daß nicht etwa ein Weltfreistaat, sondern ein den Krieg abwehrender, sich immer mehr ausbreitender Bund den Strom der rechtscheuenden, feindseligen Neigung aufhalten soll“, richtet sich selbst durch den Nachsatz: „doch mit beständiger Gefahr ihres Ausbruches“.

Die Forderung des Weltbürgerrechtes erscheint mir in dieser Frage weniger wichtig, obwohl es zur Gesittung der Menschheit wesentlich beitrüge, wenn die Eingeborenen der Ansiedlungen in fremden Erdteilen menschenwürdig behandelt würden.

Im Anhang „Über die Mißhelligkeit zwischen der Moral und der Politik, in Absicht auf den ewigen Frieden“, findet sich bei dem Abschnitt „Divide et impera“ eine Fußnote, die die ganze Frage grell beleuchtet. Ich setze sie hieher: „Wenngleich eine gewisse, in der menschlichen Natur wurzelnde Bösartigkeit von Menschen, die in einem Staat zusammenleben, noch bezweifelt, und, statt ihrer, der Mangel einer noch nicht weit genug fortgeschrittenen Gesittung (die Roheit) zur Ursache der gesetzwidrigen Erscheinungen ihrer Denkungsart mit einigem Scheine angeführt werden könnte, so fällt sie doch, im äußern Verhältnis der Staaten gegeneinander, ganz unverdeckt und unwidersprechlich in die Augen. Im Innern jedes Staates ist sie durch den Zwang der bürgerlichen Gesetze verschleiert, weil der Neigung der Bürger zur wechselseitigen Gewalttätigkeit eine größere Gewalt, nämlich die der Regierung, mächtig entgegenwirkt und so nicht allein dem Ganzen einen gesitteten Anstrich gibt, sondern auch dadurch, daß dem Ausbruch gesetzwidriger Neigungen ein Riegel vorgeschoben wird, die Entwicklung der sittlichen Anlagen, zur unmittelbaren Achtung fürs Recht, wirklich viel Erleichterung bekommt. — Denn ein jeder glaubt nun von sich, daß er wohl den Rechtsbegriff heilig halten und treu befolgen würde, wenn er sich nur von jedem

andern eines Gleichen gewärtigen könnte; welch letzteres ihm die Regierung zum Teil sichert, wodurch dann ein großer Schritt zur Sittlichkeit (obgleich noch nicht sittlicher Schritt) getan wird, diesem Pflichtgefühl auch um seiner selbst willen, ohne Rücksicht auf Erwiderung, anhänglich zu sein. — Da ein jeder aber, bei einer guten Gesinnung von sich selber, doch die böse Gesinnung bei allen andern voraussetzt, so sprechen sie einander wechselseitig ihr Urteil: daß sie alle, was die Tatsache betrifft, wenig taugen. (Woher es kommt, da doch der Wesenheit des Menschen, als eines freien Wesens, nicht Schuld gegeben werden kann, mag unerörtert bleiben.)" — In dieser Fußnote ist der Satz „Zwang der bürgerlichen Gesetze verschleiert, weil der Neigung zur wechselseitigen Gewalttätigkeit der Bürger eine größere Gewalt, nämlich die der Regierung, mächtig entgegenwirkt", der Schlüssel und die Weisheit des Ganzen.

Die übrigen Punkte des „Ewigen Friedens" kommen für unseren Fall nicht in Betracht. —

Sie werden mich, Präsident, nach dieser langen Einleitung fragen: Halten Sie den ewigen Frieden überhaupt für möglich? Die Menschen bekriegen sich, seitdem sie auf Erden sind. Vielleicht müssen Kriege sein, wir wissen es nur nicht. Denn ob es ein Schicksal oder wie Sie es nennen wollen, gibt, müssen wir in der Schwebe lassen, weil für beides die Beweise fehlen; und ich, als Zahlenmensch, glaube nur an Beweise, an sonst nichts.

Nun, darauf antworte ich Ihnen, Präsident: Ich glaube, daß der ewige Frieden — wobei Sie sich unter ewig das Unendlichkeitszeichen vorstellen wollen, denn mit dem rechnen Sie — möglich ist. Die ganze Entwicklung des Menschengeschlechtes weist darauf hin. In der Vorzeit, soviel wir von ihr Kunde haben, oder bei Völkern, die heute noch auf sehr niedriger Gesittungsstufe leben, sehen wir Raub und Totschlag zwischen den Menschentieren, vielleicht zuerst zwischen den Männchen um das Weibchen, dann zwischen den Sippen. Später kämpfen Stämme miteinander, dann Gaue und schließlich Länder, deren mächtige Herrscher es verstanden haben, sich Menschen zu unterjochen. Die Geschichte des europäischen Mittelalters ist genug Beweis. Noch später kämpfen die zu Staaten gewordenen Länder miteinander, dann gab es Zwischenspiele, Religionskriege, deren Ursachen heute, bei doch weit fortgeschrittener Bildung und Gesittung, wohl nicht mehr auftreten werden.

Im Laufe der letzten hundert Jahre kämpften zumeist Völker miteinander, das heißt, der volkliche Gedanke war öfter stärker als der staatliche. Im großen Krieg gab es in meiner Heimat genug traurige Erfahrungen. — Und überdies kämpften nicht nur einzelne Völker oder Staaten allein, sondern Völker- und Staatenbündnisse — im großen Krieg waren zwei Drittel der damaligen Menschheit in den Krieg verwickelt.

Die nächste Entwicklung wäre ein Kampf zwischen Erdteilen, dann noch ein Kampf auf der in zwei Lager gespaltenen Erde und schließlich käme der Friede.

Die Entwicklung gäbe mir also recht und der Friede müßte auch ohne Eingreifen einer äußeren Gewalt kommen. Doch, warum sollen noch mindestens zwei entsetzliche Kriege die Erde verwüsten? Es können auch Rückschläge eintreten und kleinere Kriege möglich werden. Nach meiner Ansicht — der Ansicht eines Menschen, der sich unbeeinflußt von jeder Volkstums-, Glaubens- und Kastenfrage zu denken bemüht — soll man wenigstens versuchen, in die Entwicklung einzugreifen. Einzelne Menschen haben dies mehr als einmal getan; es ist ein Unsinn, vom „Walten des Schicksals" zu sprechen, denn dieses sogenannte Schicksal ist in dem Sinne, als ich davon spreche, doch nichts anderes als der Wille eines oder die Mitteldrucklinie des Willens mehrerer Menschen — es gibt weder Zauberei noch Wunder. Davon sind Sie, Herr Präsident, als Rechner und Techniker gleichfalls überzeugt.

Es ist jedenfalls schade um jeden Menschen, der in einem Kriege fällt. Auch wenn der Einzelne mit Begeisterung in den Tod geht — meine Meinung ändert sich deshalb nicht; es ist verdienstlicher, ein Haus so zu bauen, daß es nie Feuer fangen kann, als beim Löschen des brennenden Hauses durch Selbstaufopferung das Leben zu verlieren. Und für eine Sache sterben, die friedlich gelöst werden kann — und sie kann es — ist ein verschwendetes Opfer. Nur eine Art Krieg könnte ich anerkennen: den Bürgerkrieg. Der wird doch wohl nur dann unternommen, wenn ein Volk von den herrschenden Klassen bedrückt wird — und der Druck muß schon sehr groß sein, denn unglaublich groß ist das Beharrungsvermögen, die technische Trägheit der Masse —, dann greift das Volk zu seinem alten Recht — Sie kennen ja Schiller, Präsident! — und stellt die gesunde Gesellschaftsordnung wieder her.

Doch auch Bürgerkriege sind bei fortgeschrittener Entwicklung zu verwerfen. Denn es sterben viele Unschuldige und groß ist die Gefahr, daß nach dem Umsturz ein Umschwung

eintritt, der die gewonnenen Errungenschaften zerrinnen macht. Allzuleicht ist der Schritt vom Umsturz zur Militärherrschaft. Ich verteidige also den Bürgerkrieg nicht, ich ziehe allmähliche Entwicklung jedem Umsturz vor.

Nach zwanzigjährigem Durchdenken aller Fragen bin ich heute so weit, daß ich annehme, nur Zwang, nackter Zwang, gegen alle Staaten gleichmäßig ausgeübt, könne jeden Krieg unmöglich machen. Durch Vereinbarung wird niemals etwas erreicht werden.

Da entsteht nun die neue Frage: Wo ist der außer- und überstaatliche Zwang, der auf alle Staaten gleichmäßig wirkt? Soll ein Irrstern kommen und die Erde bedrohen?

Der spöttische Einwurf ist leicht. Ich gedenke diesen Zwang trotzdem aufzustellen — es wird Jahre brauchen — und dazu brauche ich vor allem die öffentliche Meinung.

Sie werden sagen: Das hat Richard Fry schon versucht, er ist trotz allen seinen Millionen daran gescheitert.

Das ist mir wohlbekannt. Richard Fry war ein Schwärmer, versetzte die öffentliche Meinung mit dünnem Tee, und mußte deshalb scheitern. Mein kühler Zahlenkopf bewahrt mich vor Ausschweifungen meiner Einbildungskraft. Ich verspreche durchaus nicht, wie Fry es tat, mich immer an die sogenannten Gesetze zu halten — Sie kennen Faust, Präsident — o nein; ich will nach Volksempfinden arbeiten, und das ist von den Gesetzen oft sehr weit entfernt. Ich arbeite mit jedem tauglichen Mittel, und wenn ich wüßte, daß der gewaltsame Tod von tausend Menschen alle Kriege für immer unmöglich machen würde, zögerte ich nicht einen Augenblick, eine entsprechend gut geschulte Mörderbande aufzunehmen, die diese tausend auslischt. Für Geld, in diesem Falle viel Geld, ist alles zu haben. — Befürchten Sie nichts, Präsident, ich werde es nicht tun, weil ich weiß, daß das Opfer vergebens gebracht wäre; jetzt wenigstens.

Richard Fry mußte scheitern, weil er alles durch die öffentliche Meinung machen wollte. Das will ich nicht; ich will die öffentliche Meinung für den Erdfriedensgedanken einnehmen, will sie bearbeiten und aufnahmsfähig machen, mich sozusagen als überstaatliche Meinung überall niederlassen, aber dann, seinerzeit, den eigentlichen Anstoß geben. Wie und wodurch — das lassen Sie jetzt noch mein Geheimnis bleiben, Präsident.

Ich werde ganz andere Wege einschlagen als Richard Fry, obwohl ich anfangs seinen Bahnen folgen muß. Ich bin

ihm dankbar, daß er das Feld gepflügt hat, das ich besäen, bewässern und von dem ich ernten will.

Wie Richard Fry werde ich anfangs mit einer Vermittlungssprache arbeiten. Sie wissen aus Zeitungsnachrichten, daß ich am Tage unserer letzten Zusammenkunft Preise ausschrieb für eine verbesserte Weltsprache, für die ich den Namen „Espo“ vorschlug. Da ich nach Ihren Worten der festen Überzeugung war, daß mein Vertrag angenommen werde, konnte ich es tun. Es liefen über dreihundert Arbeiten ein; ich hatte mir einige Sprachgelehrte und Sprachverständige gegen entsprechenden Monatsgehalt für zwei Monate aufgenommen, die Espospraehe ist fertig, die Anleitung zum Erlernen und Wortbilden bis jetzt in einhundertzweiundvierzig Sprachen gedruckt, die einzelnen Auflagen schwanken zwischen zehntausend und einer Million, sie werden dieser Tage umsonst versendet. (Die Esposprache hat mich nebenbei rund fünf Millionen Dollar gekostet.) Der Nachdruck ist in allen Staaten freigegeben, ich zweifle nicht, daß der „Espogramo“, wie der Leitfaden heißt, sehr bald in ungeheuren Auflagen verkauft werden wird. Dafür werden meine weiteren Maßnahmen sorgen.

Doch bin ich nicht der Träumer wie Richard Fry, um anzunehmen, diese Sprache werde die der lebenden Menschen jemals verdrängen. Die Sprache hängt viel zu sehr vom Boden ab, auf verschiedenem Boden entwickelt sie sich auch bei gleichem Volke verschieden. Ein Spanier aus Madrid und ein spanisch sprechender Mexikaner verstehen einander nicht, wenn sie schnell sprechen, auch wenn sie nicht in der Mundart sprechen. Aussprache, Dehnung und Betonung sind zu verschieden. Und wenn heute auf der ganzen Erde nur Espo gesprochen würde, so würden nach einem Menschenalter zahlreiche Mundarten entstanden sein und nach zwei, drei Geschlechtern ebensoviele Sprachen. Denn so groß ist der Verkehr der Einzelmenschen noch nicht, daß deshalb die Sprachen ähnlich bleiben müßten. Alles fließt — auch die Sprachen.

Wohl aber gedenke ich auf die Menschen einzuwirken, daß sie ihrer Muttersprache nicht ein solches Gewicht beilegen wie bisher. Es ist falsch — und natürlich deshalb ein Schlagwort — daß ein Volk untergeht, wenn es seine Sprache verliert. Ja, gehen denn die Menschen verloren? Wenn heute ein amerikanisches Kind, das noch nicht sprechen kann, bei französischen Kanadiern aufgezogen wird, ist es denn nicht weniger Mensch mit Gefühlen und Empfindungen und Gesinnungen, als wäre es in Washington in die Schule gegangen? Es wird andere

Anschauungen vom Leben haben, durch die andere Umgebung eingeimpft, wird eine andere Sprache sprechen, aber zugrunde geht es nicht. Natürlich kann heute, wo nicht alle Teile der Menschheit schon weit genug fortgeschritten sind, nicht ein beliebiger Tausch gemacht werden. Daß sich ein Europäer, der als Säugling in einem brasilianischen Indianerdorf ausgesetzt wird, als Mann vielleicht nicht glücklich fühlen wird oder ein Eskimokind, das in der Wüste zum Manne wird, ist möglich. Aber im großen und ganzen kann zwischen den sogenannten Kulturvölkern ein Tausch jederzeit vorgenommen werden, und die Gesittungs- und Erziehungsgüter werden dem Vertauschten dadurch nicht verringert. Wenn heute durch ein Wunder — Sie verzeihen das Wort, Präsident — alle hundertfünfzig Millionen in den Staaten ihre Sprache vergäßen und nur noch spanisch oder französisch oder tschechisch sprechen könnten — wären deshalb die Menschen zugrunde gegangen? Sie werden bleiben, was sie sind, mit allen ihren guten und schlechten Eigenschaften, nur daß sie die helle Flüssigkeit zum Trinken, die in den Flüssen rinnt, nicht mehr water, sondern agua oder de l'eau oder voda nennen würden.

Dieses elende Schlagwort vom Untergang der Völker hat viel Unheil gestiftet. Wohl ist es für den Einzelnen schmerzlich, seine Umgebung sich verändern zu sehen, sehr schmerzlich sogar, wenn er in seiner Muttersprache mit niemandem mehr reden kann, obwohl in seiner Kindheit vielleicht jedes Haus so sprach. Ich kannte ein Dorf meiner Heimat, das ganz kroatisch war, als ich es als Kind besuchte. Als ich vor fünf Jahren zum letztenmal in meiner Heimat war, sprach fast alles deutsch, die eingewanderten Schwaben hatten sich zahlreicher vermehrt als die Unsrigen, sie waren zäher als die Einwohner, hatten Töchter der Kroaten geheiratet, diese wurden Deutsche, und heute erinnern nur noch die Familiennamen daran, daß vor fünfzig Jahren nicht ein Deutscher im Dorfe saß. Aber — ist das Blut der Menschen deshalb viel anders geworden? Die jetzigen Einwohner sind genau so gute Bauern wie die alten, das Blut beider Völker lebt in den Kindern fort, untergegangen ist nur der, der keine Leibeserben hatte. Nun, der stirbt auch dann aus, wenn seine Umwelt sich nicht ändert.

Mein Hauptgedanke in den nächsten Jahren soll es sein, diese meine Ansichten so weit zu verbreiten, als es mir möglich ist. Ich werde Sie, Präsident, immer in Kenntnis halten und bitte um Ihre Unterstützung. Diese soll darin bestehen, daß Sie den Vertretern aller Einzelstaaten kurz meine Absichten dar-

legen — mein Name ist durch die Westenkraft hinlänglich bekannt, die Staatsbürger dürften schon jetzt neugierig sein, was ich mit meinen Millionen machen will — und daß Sie auch alle Gesandten der Staaten jetzt und jeweils verständigen, wenn ich die öffentliche Meinung der ganzen Erde bearbeiten will.

Genauere Pläne über meine nächsten Absichten erfahren Sie morgen mündlich. Daß ich außer meinen Hauptgedanken noch andere habe, werden Sie ja wahrscheinlich annehmen. Es schwimmen im Unterbewußtsein viele graue Gedankenflocken, ehe sie sich deutlich ballen und erscheinen. Sie sollen seinerzeit alles erfahren.

Ich empfehle mich Ihnen mit Achtung, Präsident.

Ingenieur Janko Gorjanski.

Präsident Myer legte den letzten Bogen nieder und ging zum Fenster. War der Mann nicht doch nur ein Schwärmer? Wie wollte er die achtzehnhundert Millionen der Erde beeinflussen, wie wollte er die außer- und überstaatliche Macht darstellen? Zu tief saßen nach des Präsidenten Ansicht im Gehirn jedes Einzelnen die unheilbringenden Schlagworte vom „alleinseligmachenden Volkstum“, so daß sie auch durch die schönsten Aufsätze und Aufrufe nicht weggeschwemmt werden konnten. Wohl hatte sich die Gemeinschaftsvolksherrschaft nach dem großen Kriege in jedem Staate ungeheuer entwickelt — war er doch selbst Arbeiterpräsident und gleiche saßen in Paris, London und Petersburg, aber, obwohl er sich von vielen Beeinflussungen seiner Jugend und Erziehung hatte freimachen können, der Ansicht war er nicht, daß die öffentliche Meinung hinreichen könnte, Kriege zu verhindern. Menschen sind böse Tiere! — Kant sagte es schon und meinte dabei „und dieser Grundzug dürfte sich schwerlich im Laufe der Jahrtausende geändert haben“. — Dem pflichtete Präsident Myer bei.

Versuchen konnte Gorjanski — es war edel und seinem außergewöhnlich klaren Kopf, der alles als kühler Rechner betrachtete, war vieles zuzutrauen, was andern nicht möglich gewesen wäre. Unterstützen wollte er ihn, soweit seine Macht reichte. Und diese — trotz Gemeinschaftsvolksherrschaft, er lächelte dabei ein wenig — reichte gar weit!

* * *

Am nächsten Tag saß Gorjanski wieder im Arbeitszimmer des Präsidenten und im gleichen Stuhl wie vor sechs Monaten. Myer beglückwünschte ihn zu seinem guten Aussehen, teilte

ihm mit, daß die Westenkraft ungeheure Verbreitung finde und daß sich der Leiter des Staatsarbeitsamtes jeden Samstag die Hände reibe, wenn der Ausweis über Lieferungen und Bestellungen von den Werken einlange. Gorjanski lächelte und dankte für die Artigkeit, griff aber dann gleich den Gegenstand seines Kommens auf.

Eine halbe Stunde etwa besprach er mit dem Präsidenten die Maßnahmen, die nach seiner Ansicht in Südosteuropa ergriffen werden sollten, um endlich Ruhe zu schaffen. Er wies dem Präsidenten überzeugend nach, daß nur eine Vereinigung aller Südslawen unter österreichischer Herrschaft, doch mit volklicher Selbständigkeit, Frieden bringen könne. Der Präsident neigte zur gleichen Ansicht, gab seinen endgültigen Entschluß aber nicht bekannt, sondern sprang auf den Vorwurf des gestern eingelangten Schriftstückes über.

„Haben Sie alles gelesen, Präsident?" fragte Gorjanski.

„Gewiß. Ich stimme Ihnen im allgemeinen bei — doch, Sie verzeihen, ich zweifle an der Durchführung."

„Darüber, Präsident, wollen wir nach zehn Jahren weiter reden; wenn es gut geht, nach fünf. Heute handelt es sich mir darum, ob Sie gewillt sind, mich soweit zu unterstützen, als die Grundsätze des Staatsrates es gestatten."

„Dazu bin ich bereit. Ich habe Ihre Grundzüge, aber ein wenig kühl rechnerisch umgeändert," der Präsident lächelte, „schon gestern in Druck geben lassen. Nächster Tage gehen sie an die Einzelstaaten und an unsere Gesandten ab. Was beabsichtigen Sie jetzt zu tun?"

„Einen Augenblick, Präsident", Gorjanski zog aus der Brusttasche ein Papier und blickte hin und wieder darauf, während er weitersprach. „Ich beabsichtige mir zunächst in allen Städten über hunderttausend Einwohnern und in sonst wichtigen Hauptstädten, Hafenstädten und anderen, im ganzen kommen vorläufig fünfhundertzehn Orte in Betracht, Mitarbeiter zu verschaffen."

„Wie Richard Fry?" unterbrach ihn der Präsident ein wenig spöttisch.

„Durchaus nicht", sagte Gorjanski ruhig; „ich kenne die Fehler, die er machte, und werde sie nicht wiederholen. In diesen fünfhundertzehn Städten brauche ich im ganzen vorläufig rund achthundert Mitarbeiter. In der gewöhnlichen Stadt mit hunderttausend Einwohnern nur einen, in den Millionenstädten ensprechend mehr. Sie sehen hier das Verzeichnis.

Meine Bitte geht nun dahin, daß Sie beiliegenden Aufruf im Ausland durch die Vertretungen der Staaten verlautbaren lassen: ‚Zur Stärkung des Friedensgedankens versucht eine amerikanische Gesellschaft — ich schreibe lieber so“, unterbrach Gorjanski, „es klingt für die Allgemeinheit besser — versucht eine amerikanische Gesellschaft, Fühlung mit den gebildeten Bevölkerungen aller Erdstaaten zu nehmen. Diese Gesellschaft, unter dem Namen Erdfriedensgesellschaft bei der amerikanischen Staatsregierung angemeldet, sucht Mitarbeiter. Nur solche kommen in Betracht, die tatsächlich vom Gedanken erfüllt sind, daß es möglich ist und sein muß, die Entwicklung von Jahrhunderten nicht abzuwarten, sondern dieser Entwicklung vorzugreifen, weil Entwicklung doch nur Menschenwerk und nichts andres ist.

Von niemandem wird eine Verleugnung seines Volkstums verlangt, doch darf auch niemand geringschätzig auf irgend ein anderes Volk blicken.

Die Erdfriedensgesellschaft ist der Ansicht, daß der Zufall der Geburt, die Muttersprache, nicht entscheidend sein kann und nicht entscheiden soll über die erdbürgerliche Stellung des Einzelmenschen. Diesen Gedanken will sie zunächst mit allen Mitteln fördern.

Als Mitarbeiter für diesen Gedanken kommen nur Schriftsteller von Einfluß und angestellte Zeitungsleute in Betracht, die beim Abdruck ihrer Aufsätze nicht auf die Gnade eines Blattes angewiesen sind. Mehr als ein Mitarbeiter bei einer bestimmten Zeitung kann nicht angenommen werden. Als Richtschnur gilt die in der Beilage angegebene Anzahl und Verteilung der Mitarbeiter auf die wichtigeren Städte der Erde.

Erwünscht sind Mitarbeiter aller Parteien.

Die achthundert Mitarbeiter erhalten von der Erdfriedensgesellschaft den Betrag von je zehntausend Dollar jährlich, wofür sie sich verpflichten müssen:

1. Mit dem Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit für den Erdfriedensgedanken zu wirken.

2. Falls sie bei Zeitungen arbeiten, mindestens einmal wöchentlich einen Aufsatz zu veröffentlichen, wenn bei Zeitschriften, einmal im Monat, und wenn nur schriftstellerisch tätig, mindestens eine Geschichte im Ausmaße von zweihundert Druckseiten jährlich oder die entsprechende Anzahl kleinerer Geschichten, bei einer verkauften Auflage von mindestens zehntausend Abdrücken anzufertigen — — wobei bei

den Aufsätzen und Geschichten der Erdfriedensgedanke als Grundzug hervortreten muß.

3. Von jedem Aufsatz und von jeder Geschichte sind drei Abdrücke an die ‚Erdfriedensgesellschaft, Asheville, Nord Carolina' unmittelbar nach dem Erscheinen abzusenden.

4. Die Veröffentlichung von Rundschreiben der Erdfriedensgesellschaft, deren jährlich mindestens vier und höchstens zwölf, keine über einen Bogen stark, erscheinen werden, müssen sie in den ihnen zugänglichen Zeitungen veranlassen.

Diejenigen Bewerber, die zur Erfüllung der vorgenannten Bedingung fähig sind, müssen sich einer Prüfung unterziehen, die in Asheville, N. C., in den Monaten Jänner bis April 1936 stattfinden wird. Über die Aufnahme entscheidet der Vorsitzende der Erdfriedensgesellschaft, Ingenieur Janko Gorjanski, der Erfinder der ‚Westenkraft' — das mußte ich hineinnehmen," bemerkte Gorjanski entschuldigend, „damit mehr Geschrei entsteht. — Bei der Prüfung will sich die Erdfriedensgesellschaft überzeugen, daß der Bewerber sowohl gesellschaftlich als auch fachlich imstande ist, die übernommenen Bedingungen zu erfüllen. Es werden daher alle notwendigen Ausweise vorzulegen sein, worauf die Bewerber ein Schlagwort erhalten, das sie zu einem schriftlichen Aufsatz in ihrer Muttersprache oder in der Sprache, in welcher sie in den betreffenden Zeitungen und Zeitschriften schreiben, verarbeiten müssen, wozu sie zwei Stunden Zeit erhalten. In der dritten Stunde muß dieser Aufsatz sinngetreu in Espo übersetzt werden, wobei die Erdfriedensgesellschaft gleichzeitig aufmerksam macht, daß der Leitfaden zur Erlernung dieser Weltkurzsprache, der ‚Espogramo', gleichzeitig in einhundertzweiundvierzig Sprachen und entsprechenden Auflagen unentgeltlich bis Ende 1935 von der Erdfriedensgesellschaft überallhin versendet wird. Nach dem Urteil Sachverständiger und nach zahlreichen Proben ist die völlige Beherrschung des Espo innerhalb längstens vierzehn Tagen — bei nur Volksschulbildung — ohneweiters möglich. Da die Amtssprache der Erdfriedensgesellschaft bei Verlautbarungen, Schriftwechsel und Rundschreiben Espo sein wird, ist die völlige Kenntnis des Espo — fließendes Lesen, Sprechen und Schreiben — für die Mitarbeiter unentbehrlich.

Diejenigen Bewerber, die gewillt sind, sich nach den dargelegten Grundsätzen prüfen zu lassen, mögen sich bei der nächsten Staatenvertretung einfinden, wo sie ihre Namen und

sonstige nähere Angaben auf bereitliegende Vordrucke eintragen. Die Vertretung wird innerhalb acht Tagen die Angaben auf ihre Glaubwürdigkeit prüfen und im Falle der Richtigkeit den Bewerbern eine Anweisung auf zweitausend Dollar, für Ersatz der Reise- und Aufenthaltskosten ausstellen (die Gesamtdauer der Reise und des Aufenthaltes ist auf fünfzig Tage berechnet, doch wird, bei rechtzeitiger Anmeldung, die Prüfung innerhalb längstens einer Woche nach Ankunft in Asheville abgelegt werden können, so daß die übrige Zeit zu einer beliebigen Reise benutzt werden kann).

Die Vertretungen der amerikanischen Freistaaten sind von allen näheren Bestimmungen in Kenntnis. Sie sind angewiesen, höchstens der doppelten Anzahl von Bewerbern die Anweisung auszustellen.

Sollten sich außer diesen unmittelbaren Mitarbeitern andere Menschen finden, die in irgend einer Art für die Erdfriedensgesellschaft arbeiten wollen und können, so mögen sie sich ebenfalls an die nächste Vertretung der Staaten wenden und die Sachlage kurz bekanntgeben. Die Staatenvertretungen werden der Erdfriedensgesellschaft, auf deren Kosten, die Anbote je nach Inhalt drahtlich oder schriftlich mitteilen, die Entscheidung wird längstens vierzehn Tage nach Anfrage dem Bewerber zugestellt werden. — Als mittelbare Mitarbeiter sind Schriftsteller, Zeitungsschreiber und Redner gedacht, die nicht in der Lage sind, die Forderungen der Erdfriedensgesellschaft genau einzuhalten, aber doch zeitweise für den Erdfriedensgedanken tätig sein könnten. Auch vermögende Leute, die größere Beträge dem Erdfriedenszweck widmen wollen, statt sie zu zersplittern, werden zu den mittelbaren Mitarbeitern gerechnet. Eine Vereinbarung über Bezahlung erfolgt in jedem einzelnen Fall; die Zahl der mittelbaren Mitarbeiter ist unbeschränkt, doch kann für das Jahr 1936 nicht mehr als fünf Millionen Dollar den mittelbaren Mitarbeitern zugewendet werden. Eine Berufung oder Prüfung wird nur in besonderen Fällen stattfinden, wobei die gleichen Reisegelder angewiesen werden, wie bei der Fahrt der unmittelbaren Mitarbeiter.

Mitarbeiter, die auf jede Bezahlung verzichten, sind gerne willkommen. Näheres kann auf Wunsch durch die Vertretung schriftlich oder in Asheville mündlich, bei mindestens einmonatiger Voranmeldung, vereinbart werden.

Die Erdfriedensgesellschaft, Asheville, N. C. U. S. A.

Der Vorsitzende: Janko Gorjanski.

Bitte, wollen Sie diese Grundzüge durch die Vertretungen der Staaten verteilen lassen?"

„Gerne," erwiderte der Präsident, „denn ich sehe nichts, was dem Ansehen der Staaten schaden könnte. Auch ist keinerlei Eingriff in die Staatshoheit anderer Länder vorgesehen, unsere Vertretungen können sich die Verlautbarung nur zur Ehre rechnen. Ich werde das Erforderliche veranlassen; binnen einer Woche wird Ihr Aufruf bei allen Vertretungen verlautbart sein. Die Rechnung über Draht- und Druckkosten wird Ihnen der Leiter des Staatsnachrichtenamtes zusenden lassen. Doch — trotz allem, glauben Sie mir, Gorjanski, ich habe nicht viel Vertrauen. Vorläufig sind Sie fast auf dem Pfad von Richard Fry, der so kläglich scheiterte. Sie geben dem Espo zwar nicht die übertriebene Wichtigkeit wie Fry dem Esperanto — aber Sie haben doch wieder so eine ‚Allweltssprache'! Und das wird viele abschrecken, die auf Richard Fry große Hoffnungen setzten und dann getäuscht wurden."

„Mag sein; ich bin hoffnungsfreudiger als Sie, Präsident. Nicht nur daß Fry mit schwachem Tee arbeitete, wollte er nur gute und vornehme Leute zu Mitarbeitern haben. Und mir ist das ganz gleichgültig; wenn ich mir morgen einen neuen Wagen kaufe, weil mir mein alter nicht mehr gefällt, so verlange ich von dem Mann, der mir den Wagen verkauft, daß er sich in seinem Fach auskennt, will aber durchaus nicht sein Sittenzeugnis sehen. Was kümmert mich das Eigenleben meiner Mitarbeiter, wenn sie mir ‚Friedensstimmung' liefern, in gewünschter Menge und zu bestimmter Zeit? Selbstverständlich — ich will nicht behaupten, daß es mir besonders angenehm wäre, wenn die Mehrzahl meiner Mitarbeiter Betrüger oder Falschspieler oder Taschendiebe oder Kinderschänder wären, das will ich durchaus nicht gesagt haben; dafür werden die Vertretungen der Staaten schon sorgen, daß nicht gerade der größte Mist nach Asheville fliegt. Aber was meine Leute sonst machen oder denken — das ist mir ganz ungeheuer gleichgültig. Ich bezahle Ihnen zehntausend Dollar jährlich, dafür liefern sie nach Vertrag — und der wird ganz fein abgefaßt sein, ich habe mir den Sachwalter der New Yorker Börse dazu aufgenommen, Präsident — so und soviele ‚Erdfriedenstücke'. Ich zahle gut und will auch gut bedient sein. Fry pochte auf die Anständigkeit der Menschen, auf Geistesbildung, höhere Gesittung und noch einiges. Natürlich kam er auf keinen grünen Zweig — wo findet man denn anständige

Menschen, die nicht eigennützig sind? Einen vielleicht unter Hunderttausend — und mit diesen Wenigen kann ich nicht arbeiten, weil sie, wenn sie wirklich solche Edelmenschen sind, gewiß keine Rolle spielen und auch sicher keinen Einfluß haben. — Wie ich schon sagte: in zehn, bestenfalls in fünf Jahren wollen wir weiter sprechen.“

„Ich wünsche Ihnen jedenfalls alles Glück. Im Jänner, sagten Sie, beginnen die Prüfungen in Asheville? Wenn Sie wollen, können wir dann hievon amtlich Kenntnis nehmen. Die Europäer sind nicht vorurteilsfrei und der größte Friedensfreund der alten Welt ist geschmeichelt, wenn der Verwalter der Staaten ihn empfängt. Sie wissen ja — so ein kleines Dampfsirenengeschrei bei der Ankunft, Pfeifengetute und Hurragebrüll, ein paar bunte Lappen auf den Häusern und Schiffsmasten, das freut sie. New York kann das ganz vortrefflich! Können wir machen, wenn Sie wollen.“

„Der Gedanke ist gut, Präsident. Ich werde Sie fortlaufend in Kenntnis halten über die Fahrten der Dampfer, mit denen die Bewerber kommen. Im allgemeinen wird der Verwalter von New York die Sache ganz gut tun, bei besonders hohen Herren, die aber wohl nicht kommen dürften, würde ich Sie bitten. — Ich danke Ihnen herzlich, Präsident, im Namen aller, die ich vor der planmäßigen Tötung im großen zu bewahren hoffe.“

„Sie gehen — wohin?“

„Nach Asheville, Präsident. Ich habe den größten Teil des Südhangs vom Mitchelberg gekauft und will dort für die Erdfriedensgesellschaft einige Häuschen bauen. Dann muß ich meine Gedanken weiter festlegen und die Prüfungsaufgaben für die zukünftigen Mitarbeiter vorbereiten. In Espo will ich mich auch noch vervollkommnen, bald werden dann die Mitteilungen der Vertretungen kommen, ich habe genug zu tun. Vorläufig nehme ich mir dreißig Mitarbeiter auf, das Weitere wird sich finden. Nebenbei — bis September 1936 werde ich, nach Voranschlag, etwa dreißig Millionen ausgegeben haben. Sie sehen also, Präsident, daß das Geld ganz gehörig fliegt. Die Ausgaben der nächsten Jahre werden nicht kleiner sein, im Gegenteil. Aber ich werde auskommen und den Vertrag nicht anfechten, keine Angst, Präsident.“ Er lächelte.

Sie hatten sich von den Sitzen erhoben. Ein Fernruf unterbrach die letzten Worte, der Präsident schüttelte Gorjanski herzlich die Hand und griff zum Hörrohr, als Gorjanski das Zimmer verließ.

Vierter Abschnitt.

Karl Weinhold ging mit seinem neuen Freund, Doktor Josef Schwarz, durch den Türkenschanzpark. Ein letzter schöner Novembertag zeigte die matte Sonne am mattblauen Himmel, die Parkwiesen waren noch grün und nur das gelbbraune Laub auf den weiten, lichten Flächen machte einen trüb-düstern Eindruck.

Schweigend gingen die Beiden die verschlungenen Wege entlang. Doktor Schwarz, ein hagerer, großer Mann mit Adlernase und buschigen Brauen, hatte den halbsteifen Hut tief in die Stirne gezogen, doch sah man trotzdem ein rotes Mal, das bis zum rechten Auge lief. Er schlug manchmal mit dem Stock auf den harten Boden und betrachtete dabei die Stadt, die sich heute merkwürdig rein und klar zwischen der silbrig schimmernden Donau und den welligen Waldrücken ausbreitete.

„Dummes Wort, Vaterlandsliebe," unterbrach Weinhold das Schweigen und knöpfte mit einem Ruck den Überrock auf, „warum sagt man nicht Mutterlandsliebe? Warum sagt man Muttersprache und nicht Vatersprache, obwohl doch fast immer das Volkstum des Vaters die Sprache der Kinder bestimmt und selten die Mutter! Warum sagt man das? Der Gelehrte antwortet: ‚Das Walten des Sprachgeistes — die Geheimnisse der Sprachentwicklung!' Da sind wir genau so klug als wie zuvor. Ich möchte diesen Sprachgeist einmal sehen — aber die Geister verkriechen sich immer — die Sprache entwickelt sich nicht selbst, sie ist kein ‚Ding an sich', wie der überschätzte Weise sagte, sie wird von Menschen entwickelt oder, richtiger deutsch, aus- und fortentwickelt. Diese dummen Ansichten, hinter allen mit den Sinnen wahrnehmbaren Dingen nach einem Geist zu suchen — o, du berühmter und geheimnisvoller Sprachgeist! — die sollten doch endlich einmal aufgegeben werden. Wir arbeiten mit erfrorenen Ausdrücken, die vor Jahrhunderten sinnhaft waren, heute aber

jeden Sinn verloren haben. Ich möchte nur, daß man die Sprachwerke Mauthners raschestens auf Staatskosten drucken und unentgeltlich verteilen ließe; hätte es vor dreißig Jahren eine Zweimarkausgabe seiner „Kritik der Sprache“ gegeben — ich weiß nicht, ob der große Krieg nicht anders gewesen wäre! Wir könnten jedenfalls um wenigstens fünfzig Jahre weiter sein, als wir sind.“

„Dein Eifer ist sehr schön,“ erwiderte Doktor Schwarz, „doch — was hilft das? Du hast nicht die Macht, deinen Willen durchzusetzen — man schaffe freudig in seinem kleinen Kreis, das erscheint mir besser. Du bist vierundzwanzig Jahre alt, ich habe über fünfzig auf meinem Rücken. Ich habe den Krieg noch miterlebt und mitgekämpft. Das junge Geschlecht hat diesen Eindruck nicht mehr, es denkt anders, leichter als wir. — Wenn du Gutes wirken willst, so schimpfe nicht und arbeite für die Hochgedanken der Wahrheit, die allmählich greifbar werden. — Hast du das heutige Mittagblatt gelesen?“

„Das Mittagblatt? Nein; warum, steht etwas Besonderes darin?“

„Ich dächte schon“, sagte der Doktor trocken. „Ich glaube sogar, sehr viel. Nämlich ein Aufruf der amerikanischen Botschaft.“

„Über —?“

„Den Erdfriedensgedanken. — Hier ist das Blatt, lies selbst.“

„Aha — diese Esposache, wo ich zwar höflich, aber bedauernd abgelehnt wurde, meine Ausarbeitung nämlich — ich bin eben kein Sprachgelehrter. Aber weißt du, was mich damals ärgerte? Daß Putz, dieser alte, griesgrämige Hieronymus Putz, zehntausend Dollar schmunzelnd einstrich; er schrieb damals in der ‚Mistgabel‘, es wäre sein erstes wirklich ehrlich erworbenes Geld.“ — Doktor Schwarz antwortete nicht und Weinhold vertiefte sich in die Verlautbarung.

Schweigend gingen sie nebeneinander. Der Aufruf und seine Worte vom Krieg hatten ihn an die Zeit vor fünfundzwanzig Jahren erinnert, als er noch ein begeisterter Kämpfer für den Friedensgedanken war und auf der großen Versammlung in Zürich bei jubelndem Zuruf sein Bekenntnis zum Erdfrieden abgelegt hatte. Wenige Jahre später stand er mit Millionen Anderen in den Kampflinien, gleich ihnen anfangs vom Kriegswahn erfaßt, der im Innern der Menschen seit undenklicher Zeit schläft. Dann aber, als sich der Krieg durch Jahre hinzog, da hatte der alte Zweifel, der bald nach Kriegsbeginn

doch wieder in ihm aufgetaucht war, ihn immer stärker gepackt und er hatte in langen Winternächten in den Karpathen seine Gefühle und die des Volkes zu zergliedern versucht. Die Abhängigkeit des Menschen von der Natur — die von allen Religionen verleugnet wird — hatte er wieder einmal bestätigt gefunden: wäre der Fall von Sarajewo nicht im Sommer, sondern im Spätherbst eingetreten, so wäre die letzte Aufforderung an Serbien nicht im heißen und schönen Monat Juli, sondern im frostigen Herbst und — davon war er überzeugt — in einem andern Ton ergangen. Und das Volk, das sich durch Straßengeschrei beeinflussen läßt, hätte im Novemberregen oder Dezemberfrost über den Krieg anders gedacht als bei blaulachendem Himmel, wo der Krieg nicht anders als eine „dreimonatige Sommerfrische“ schien. Alle Völker, in allen Staaten, hätten anders gedacht. Und die Regierungen nicht minder, denn Minister und alte Generale sind für Gliederreißen empfindlich.

„Ein vortrefflicher Gedanke!“ unterbrach sein Nachsinnen Weinhold mit lautem Ruf. „Von den achthundert unmittelbaren Mitarbeitern entfallen sieben auf Wien. Die Verteilung auf die einzelnen Städte und Sprachen kann nur von einem genauen Kenner der Verhältnisse sein! Ja, der Gorjanski! Mit seiner Westenkraft hat er sich eine hübsche Anzahl von Millionen gemacht, er gibt sie wenigstens vernünftig aus! Der Scherz muß ihm ziemlich teuer zu stehen kommen. Was sagst du dazu?“

„Ich werde mich selbstverständlich melden, das ist doch keine Frage. Als Hauptleiter eines Blattes, das sich seit achtzehn Jahren mit der Erstarkung des Erdfriedensgedankens befaßt, wäre Nichtmelden geradezu unverantwortlich!“

„Ich hätte auch große Lust,“ sagte Weinhold nachdenklich, „du kennst ja meine Ansichten. Aber ich bin in einer Zwickmühle; jetzt habe ich wohl Einfluß beim ‚Ostdeutschen Tagblatt‘, aber ob mein Obertürke mir erlauben würde, allwöchentlich einmal einen Friedensaufsatz in seinem Blatt zu veröffentlichen — das weiß ich nicht und bezweifle es sogar, da er Anteilscheine von Kanonenwerten besitzt. Er hat mich zwar sehr gerne, weil er weiß, was ich für seine Zeitung bin, aber so weit wird seine Liebe nicht reichen. Und eine eigene Zeitung gründen — ich trau mich's zu tun, ohne zu verhungern — das nimmt aber die Erdfriedensgesellschaft nicht an, denn mein ‚Blatt‘, das ich als Wochenschrift herausgeben könnte, hätte vielleicht, wenn's viel wäre, seine viertausend

Bezieher, aber nicht mehr. Das ‚Ostdeutsche' hat aber vierhunderttausend! Mein Blatt könnte daher keinesfalls als einflußreich dargestellt werden, ich möchte auch gar nicht schwindeln. Ja — wenn die Sache ein paar Jahre später und ich schon unabhängig wäre — im Vertrauen: von meinem im Sommer verstorbenen Großvater habe ich Grund und Haus in Sievering geerbt, und noch einige Tausend dazu, mit meinen Schreibersparnissen habe ich jetzt gegen hundertfünfzigtausend — aber was ist das? Kann ich davon eine Familie erhalten? Ja so —", er verschluckte sich und wurde rot, „kurz, es wird wohl nicht gehen, denke ich. Die Fünfzigtausend von der Erdfriedensgesellschaft wären ein schönes Geld — und dabei noch nach seiner Überzeugung schreiben können — was wollte man mehr! Aber wo ist das Blatt, wo ich schreiben könnte? In meinem darf ich nicht, bei deinem kann ich nicht, weil nur einer bei jeder Zeitung sein darf, was sehr vernünftig ist — was soll ich also tun?"

„Ich würde an deiner Stelle jedenfalls mit Buchbinder sprechen; der Mann hat eine feine Witterung für das Kommende, vielleicht will er zur Abwechslung in Frieden machen. Er ist nicht nur auf sein Einkommen, sondern auch auf seinen Ruf empfindlich, ich halte es für gar nicht unmöglich, daß sich irgend ein Übereinkommen treffen ließe. Vielleicht nur ein Friedensbeitrag im Monat, du hast ja den Absatz über die mittelbaren Mitarbeiter gelesen, das trägt dir noch immer einige tausend Kronen mehr als jetzt und du kannst dabei für deine Zukunft und dein Leitziel arbeiten. Will er auf keinen Fall, dann gründe eine Wochenschrift und schreib' darin deine Plaudereien auf Erdfriedensgedanken zugespitzt. Dein Einkommen wird nicht kleiner sein als jetzt, dein Ruf wird dich nicht verlassen!"

„Ich bin auf Buchbinders Entscheidung sehr neugierig. Für den Erdfriedensgedanken wäre es jedenfalls besser, ihn im ‚Ostdeutschen Tagblatt' zu behandeln, als in meiner, erst zu gründenden, Wochenschrift, die vielleicht von Feinschmeckern gehalten würde, es aber schwerlich, in absehbarer Zeit, auf mehr als wenige tausend Leser brächte."

„Die Bedingungen der Aufnahme hast du gelesen — Aufsatz und Espo?"

„Ja; der Aufsatz macht mir keinen Kummer, Espo muß ich noch lernen. Meine Vorschläge wurden nicht angenommen — ich bin deshalb nicht beleidigt — beim Espolernen muß ich aber achtgeben, daß ich nicht die von mir vorgeschlagene

Sprache spreche, sondern das richtige Espo. — Bekommt man schon den Espogramo?“

Doktor Schwarz griff in die Tasche und zeigte schweigend den deutschen Espogramo. Während Weinhold darinnen blätterte, meinte Schwarz: „Ich habe es um drei Uhr nachmittags bei der amerikanischen Botschaft abgeholt — kostet Null, nur den Weg. Ich bin der Meinung, daß noch niemals auf zweihundert Druckseiten soviel Geist stand, als in diesem Buch.“

„Du packst die Geschichte schneidig an!“ rief Weinhold. „Hast du schon etwas gelernt? Oder dich früher befaßt?“

„Woher das, wenn der Espogramo erst seit gestern in Wien ist? Und in zwei Stunden hätte ich auch wohl nicht viel lernen können; ich habe ein wenig geblättert, ich begreife, daß man diese Sprache binnen vierzehn Tagen lesen, sprechen und schreiben kann. Keine Ausnahmen, nur Regeln, und wie wenige Regeln! Wenige Stämme, viel Anhängesilben; ein Beispiel: Espo = die Erdverständigungssprache, Espolo = der Esposprachkundige, Espoloi = Mehrzahl davon, Espola = die Esposprechende, Espolai = Mehrzahl davon, sächliches Geschlecht ist keines, weil auch die Natur keines kennt, Espodiki = esposprechen, lautet gleich in allen Formen der Gegenwart, also ich spreche, du sprichst, wir sprechen, sie sprechen, immer nur espodíki mit dem betreffenden Fürwort, die Vergangenheit Espo gesprochen haben = espodikiva, die Zukunft ich werde Espo sprechen, wir werden, sie werden Espo sprechen = Espodikiru — — man hat sehr viel vom alten Esperanto genommen, vielleicht die Hälfte der Regeln dieser Kunstsprache benutzt. Da aber, wie du aus der Vorrede siehst, Vertreter fast aller Sprachen mitgearbeitet haben — von achtzehnhundert Millionen Menschen waren siebzehnhundertvierzig Millionen vertreten, nur auf die ganz barbarischen hat man keine Rücksicht genommen — so wurden die Regeln und Wortstämme vom Standpunkt des Einzelvolkes aus viel gerechter verteilt. Auch sind die Worte im Durchschnitt kürzer, die Wortbildungsregeln einfacher. Doch, du wirst es ja selbst sehen, kannst dir noch heute abends den Espogramo abholen, bei unserm nächsten Zusammentreffen wollen wir uns schon in Espo unterhalten. Es ist leichter, als du denken könntest.“

Weinhold gab das Buch zurück, schlug des beginnenden kalten Windes wegen den Kragen hoch und steckte die Hände in die Manteltaschen. „Sieben Leute für Wien,“ sagte er nachdenklich, „wer sich wohl noch melden mag?“

„Jedenfalls mehr als du glaubst. Wir können es ja bei der Botschaft erfahren, gehen wir nächster Tage zusammen hin! Die Amerikareise um zweitausend Dollar wird viele reizen.“

Doktor Schwarz und Weinhold waren an der Haltestelle der Straßenbahn angekommen. Karl Weinhold blickte auf die Uhr, empfahl sich ein wenig hastig, sagte, er hätte dringend in der Stadt zu tun und stieg in den Wagen. Doktor Schwarz machte Kehrt, nachdem er seinen Gefährten aus den Augen verloren hatte, und ging langsam zurück in den Park, wo er, im Espogramo blätternd, die Wege dahinschlenderte.

„Guten Abend, Doktor“, sagte eine leise Stimme, als er, um eine Ecke biegend, einen Rundplatz betrat.

Doktor Schwarz suchte mit kurzsichtigem Auge, wer ihn wohl gegrüßt hätte, und erblickte auf der Bank eine weibliche Gestalt. Als er näher ging, erkannte er sie. Er zog tief den Hut und antwortete: „Guten Abend, Fräulein Anni; lockt Sie der schöne Herbsttag auch hinaus ins Freie? Ist es Ihnen aber nicht zu kühl, so da zu sitzen? Wollen Sie nicht lieber ein wenig mit mir durch den Park gehen?“

Ein feines Rot ging über die blassen Wangen der Angeredeten. Anni hatte sich verändert: nicht in ihrer Schönheit — die war die gleiche geblieben, vielleicht feiner geworden, aber sie sah nicht mehr so gesund aus wie im Sommer. Das Gesichtchen war bedenklich schmal, die Lippen von stumpfroter Farbe und die Augen vielleicht ein wenig zu glänzend und unruhig.

Doktor Schwarz war der alte Hausfreund und Schulkamerad ihres Vaters. Wenigstens einmal wöchentlich kam er, im Winter zum Wurstabend, im Sommer zu anderen Besonderheiten, die die mährische Heimat Professor Messerschmidts ihm schickte. Nach dem Essen machte Anni Musik, sie spielte vortrefflich Geige, ihre Mutter, die behäbige Frau Adele, begleitete sie auf dem Flügel und die beiden Alten tauchten in tiefe, weiche Stühle, saßen dort schweigend und bliesen blauen Dunst in die Luft, über den sie weiterträumten und an ihre Jugend dachten im alten Gymnasium von Nikolsburg und an die Streiche, die sie damals verübten.

Anni Messerschmidt liebte Doktor Schwarz wie einen Onkel. Solange sie sich in ihrem noch jungen Leben erinnern konnte, war Doktor Schwarz immer lieb und gütig zu ihr gewesen.

Sie hatte eine Freundin in Währing besucht und dann noch einen Gang in ihrem lieben Türkenschanzpark gemacht, um ihre Lunge auszulüften, wie sie Doktor Schwarz erzählte. „Sie wissen ja, Doktor, ich habe Vater schon oft gebeten, er möge doch außerhalb ziehen. Unsere Wohnung im neunten Bezirk ist gewiß wunderschön, aber der Staub und Rauch! Und Vater sagt immer, er könne nicht weg, wegen der Klinik. Doch wenn er in Währing wohnte, könnte er mit dem Wagen — schon lange hat er mir einen versprochen und noch immer nicht angeschafft — in der gleichen Zeit bei seinen Kranken sein!"

„Fräulein Anni," sagte Doktor Schwarz, der sich neben sie auf die Bank gesetzt hatte, „daß Ihr Vater auf innere Behandlung wenig hält, ist bedauerlich, aber zu erklären. Sein Messer hat eben sehr vielen geholfen, die von den Innenärzten aufgegeben waren. Nur deshalb, glaube ich, geht er an Ihrem gewiß nicht sehr guten Aussehen, das aber in keiner Weise Ihre Besorgnis zu erregen braucht, achtlos vorüber. Er wird wohl recht haben, wenn er meint, die Sonne des nächsten Sommers werde alles wieder gut machen. Und daß er die Wohnung nicht wechseln will, das begreife ich gerne. Im Alter wechselt man nicht gerne. In der Nadlergasse Nummer drei wohnten er und ich als Studenten, im vierten Stock des gleichen Hauses, von dem er jetzt den ganzen ersten Stock bewohnt. Ich weiß noch, wie er sich freute, als er bald nach dem Kriege die Wohnung frei fand. Sie dürfen also wirklich nicht verlangen, daß er sie jetzt aufgibt."

„Nein, Doktor, ich meine es ja nicht so. Ich meine eher, daß er sich nicht so plagen soll. Er steckt täglich zwölf Stunden bei seinen Kranken und geht manchmal auch des Nachts hinüber. Wäre er weiter entfernt, so hätte er diese Versuchung nicht und könnte ruhig schlafen. Seine Gesundheit wird dadurch nicht besser!"

Doktor Schwarz mußte lächeln, als er Anni so besorgt von ihrem Vater sprechen hörte. „Ihr Vater ist ein wenig überarbeitet. Der erste Arzt des Festlandes wird eben zu jedem sonst aussichtslosen Fall geholt, wo das Messer über Tod und Leben entscheidet. Über seine Gesundheit können Sie beruhigt sein; er weiß, warum er sich allmonatlich von seinem ersten Gehilfen untersuchen läßt. Sie wissen doch, daß er achtzig Jahre alt werden will, er behauptet sogar, für eine so kurze Lebensdauer sei der menschliche Körper gar nicht gebaut und

jedenfalls nicht richtig ausgenützt. — Was machen seine neuen Zellstoffuntersuchungen? Hat er etwas Neues gefunden?"

„Er hat uns noch nichts erzählt, war aber in den letzten Tagen sehr aufgeräumt. Morgen werden Sie es schon von ihm erfahren, Sie sind ja sein wissenschaftlicher Beichtvater! Sie kommen doch, wie immer?"

„Selbstverständlich, Fräulein Anni; ich habe seit fünfzehn Jahren nur dann gefehlt, wenn ich krank oder nicht in Wien war. Da diesmal keines von beiden der Fall ist, werden Sie mich morgen sehen, und ich das Vergnügen haben. Sie gehen schon?"

Anni hatte sich erhoben und Doktor Schwarz die Hand zum Abschied gereicht. Wieder wurde sie ein wenig rot. „Ich muß, Doktor, ich soll Mutter noch etwas mitbringen, da muß ich schon jetzt aufbrechen. Leben Sie recht wohl, also auf Wiedersehen morgen!"

Doktor Schwarz sah der schlanken Gestalt nach, die anmutig über die Wege ging, seufzte ein wenig — was seinem Alter und Annis Jugend galt — und brach dann auf, die Richtung zur Straßenbahn einschlagend.

Als er eine halbe Stunde später auf dem Maximilianplatz Anni und Weinhold sah, da wunderte er sich nicht. Er selbst hatte Weinhold in das Haus des Professors eingeführt und schon damals geahnt, daß sich etwas entwickle. Er freute sich, daß Anni trotz ihrer Jugend genug gescheit war, einen geistvollen Menschen anziehender zu finden, auch wenn er im schlichten Gewande des Bürgers durchs Leben ging, als einen vielfärbigen Vertreter der Staatsicherheit.

Am nächsten Abend stand Doktor Schwarz, wie jeden Freitag, vor der Tür der Wohnung seines Freundes, klingelte wie gewöhnlich — S und CH in Morsezeichen, eine alte Verabredung — und wurde wie immer eingelassen und herzlich bewillkommt. Aber, Professor Messerschmidt war anders als sonst. Er schien zerstreut, über sein glattrasiertes Gesicht lief nervöses Zucken, die Hände fuhren öfter als sonst durch die buschigen grauen Haare.

„Zu Tisch, zu Tisch!" rief die behäbige Frau Professor, die ihre ländliche Abkunft auch jetzt noch nicht verleugnen konnte, denn sie liebte viel und gutes Essen. Die Sendung war pünktlich mit dem Dreiuhrschnellzug der Nordbahn eingetroffen, diesmal hatten nicht nur die Verwandten ihres Mannes, sondern auch ihre Tante aus Muschau gute Sachen geschickt. Besonders die Tante — die hatte sich selbst über-

troffen! Eine Riesenschüssel voll frisch gebratener, dampfender Blut- und Leberwürste, eine nicht viel kleinere mit Bratwürsten, eine große Platte mit Preßwurst und dazu Knödel, Kraut, Gurken und allerlei Salate standen auf dem von Anni geschmackvoll gedeckten Tisch, zu dem die Würste gar nicht passen wollten.

Die erste Viertelstunde war ehrfürchtigem Kauen gewidmet. Doktor Schwarz trank nur Wasser, gleich Frau Messerschmidt und ihrer Tochter, der berühmte Professor brachte es aber nicht übers Herz, den aus Muschau mitgesandten ganz vorzüglichen 1935er zu verkosten, der erst halb vergoren war und unablässig perlte.

„Professor, dir wird es übel gehen auf diesen noch ungegorenen und ungeborenen Wein“, meinte Doktor Schwarz scherzend; „seine Wirkungen sind fürchterlich, du erinnerst dich doch unserer Jugend!“

Der Professor lachte: „Ich habe keine Angst, es schadet gar nichts, wenn man sich einmal tüchtig ausräumt! Du meinst unsern Ausflug nach Dürnholz und den Besuch beim Oberlehrer? Na — das war damals ein Heimwärtsradeln, soviel Bauchweh hab' ich in meinem ganzen Leben nicht mehr gehabt! Vielleicht kommen diese Jugenderinnerungen besonders stark, wenn ich mich so gewaltsam in die damalige Stimmung versenke!“

Frau Adele hatte es schon lange aufgegeben — eigentlich seit ihrer Hochzeit — ihrem Mann irgendwelche Vorschläge zu machen. So lieb ihr Mann sie auch hatte, in seinem Haus war er Alleinherrscher. Nur seine Tochter konnte manchmal erreichen, daß er versprach, auf seine Gesundheit besser aufzumerken. Aber es blieb dann beim Versprechen.

Nach der Mahlzeit saßen sie wie gewöhnlich im Musikzimmer. Sonst blieben sie, während Anni spielte, still und ruhig, heute aber sagte der Professor seinem Freund leise ins Ohr: „Ich habe eine ganz wundervolle Entdeckung gemacht; ich bin zwar noch nicht ganz, aber fast sicher. Die Folgen könnten unabsehbar sein!“

Doktor Schwarz wußte, daß Messerschmidt nur dann von seinen Entdeckungen sprach, wenn sie wirklich spruchreif waren. Das fast sicher von ihm war soviel wie vollkommen und in jeder Beziehung sicher bei einem andern. In den langen Jahren ihrer Freundschaft hatte der Professor ihm so manches mitgeteilt, was dann nach Monaten erst die Ärztewelt in

Staunen setzte. So begeistert aber wie jetzt, hatte er noch niemals ausgesehen. Oder machte dies nur der junge Wein aus Muschau? „Nun, Messerschmidt,“ fragte er, „was ist es denn, daß du so erregt bist? Ich brenne vor Neugierde!“

„Natürlich ist die Sache vorläufig nur für dich, nicht für die Öffentlichkeit, denn — — —“

„Das ist doch selbstverständlich“, unterbrach ihn Schwarz. „Meine ‚Friedenswarte‘ wird an ärztlichen Neuerungen schwerlich Anteil nehmen.“

„Wer weiß, ob diesmal nicht — —; doch höre: du weißt, daß ich mich seit Jahren mit der Frage der Heilblutsäfte beschäftige. Sozusagen als Steckenpferd, das hat eben ein jeder, denn amtlich bin ich Fleischhacker und Knochensäger —“, er lachte gedämpft, weil eben Anni sehr leise spielte, „nun, bei meinem vielen Schneiden sind mir schon seit Jahren Gedanken gekommen, ob sich nicht so manche Gliedkrankheit durch Einspritzen von Heilblutsäften rechtzeitig verhüten ließe; ich hatte auch manchen kleinen Erfolg, das weißt du ja. Aber Wesentliches bis jetzt nicht. Daß ich die meisten Versuche an Tieren machte und an Menschen nur dann, wenn sie einverstanden waren, weißt du auch.

Vor etwa einem halben Jahre nun machte ich bei einem Kaninchen Hodenversetzungen. Da kam mir der Gedanke, ob nicht durch Herstellung einer Heilflüssigkeit aus den Hoden sich irgend etwas machen ließe? Ich versuchte, versuchte weiter, zuerst mit Kaninchen, dann mit Katzen und Hunden, und endlich — mit Menschen. Erschrick nicht, es ist alles ganz richtig zugegangen.

Bei den Hunden konnte ich durch Einspritzung der aus Hoden gewonnenen Flüssigkeit unter die Haut, ich nenne diese Flüssigkeit ‚Änderstoff‘, du wirst gleich sehen, warum, ganz eigentümliche Veränderungen verursachen. Ein Spitz nahm, mit Änderstoff vom Rattler behandelt, dessen Eigenschaften an, ein Neufundländer die vom Spitze, ein Dackel versuchte wie ein Windhund zu laufen, der mit Dackelstoff behandelte Windhund versuchte zu schliefen — kurz, es war eine ganz verrückte Gesellschaft!

Da ich jedem Tier nur eine Hode wegnahm, blieben sie alle fröhlich und munter. Ich machte dann Versuche an Hunden, denen nichts fehlte, sie zeigten nach einiger Zeit dieselben Änderungen. Hunde mit Katzenstoff und umgekehrt hatte keinen Erfolg; die Sippen sind anscheinend zu entfernt verwandt. Man bemerkte wohl bei den so geimpften Tieren

ein anderes, ich möchte sagen gedrücktes, Aussehen, sie fraßen eine Zeit schlecht und zogen sich herum, aber wirkliche Änderungen konnte ich nicht wahrnehmen.

Daß mir aber sehr viel daran lag, den Versuch endlich einmal auch beim Menschen zu machen, kannst du dir vorstellen. Ich fahndete in allen österreichischen Spitälern nach solchen Kranken, wo in der Leistengegend zu schneiden wäre; und da ich ein wenig bekannt bin, hatte ich Glück. Eine ganze Menge kam, aber bis auf zwei waren sie unbrauchbar. Denn dem menschlichen Kaninchen außer dem Änderstoff noch Liebesseuche einimpfen — na, da danke ich dafür. So was tut Messerschmidt nicht!

Nun kamen unlängst die zwei Brauchbaren. Beide hatten Krebs in der Leistengegend, waren sonst gesund und gut gewachsen und hatten eine Riesenfreude, daß sie auf meine Klinik gekommen waren. Na, schneiden muß ich, da ist nichts zu machen, und daß ich das Glück habe, die meisten Krebskranken richtig zu schneiden, so daß sie, bis auf die fehlenden Teile ihres Körpers, wieder ganz gesund werden, das hat diesen Kerlen viel Hoffnung gemacht. Ich hoffe übrigens, daß ich diese Hoffnung nicht betrogen habe.

Also zur Sache: es mußte ihnen jedenfalls eine Hode weggenommen werden, daran wäre auch von einem andern Arzt nichts zu ändern gewesen. Beide waren arme Teufel, ich behandelte sie natürlich unentgeltlich und versprach jedem zehntausend Kronen, wenn sie mit sich Versuche vornehmen ließen. Ich gab ihnen jede Gewähr, daß ihre Gesundheit keinen Schaden erleiden werde, verpflichtete mich aber, falls die Sache nicht gut ausginge, für alle Fälle schriftlich, den oder die Betreffenden bis zu ihrem Lebensende vollkommen. und sehr anständig zu erhalten und im Ablebensfall ihren Familien bedeutende Summen zu geben. So hatte ich das Ding, welches man Gewissen nennt, befriedigt, die zwei Kerle gingen mit Freuden auf mein Anerbieten ein. Der eine war ein polnischer Jude, der andere ein slowakischer Rastelbinder.

Der Heilschnitt und die nachfolgende Lichtbehandlung gelangen ganz vorzüglich. Einen Reichsgrafen hätte ich nicht besser behandeln können. So gut gefressen wie auf meiner Klinik hatten die Kerle noch niemals, sie bekamen erste Kost mit allen Besonderheiten; fühlten sich auch wie im sogenannten Paradies.

Die gesunden Teile der ausgeschnittenen Hoden, von jedem natürlich gesondert, verarbeitete ich zu Änderstoff und

machte damit nach vollständiger Genesung meinen Kranken Einspritzungen.

Ich hatte die Mischung wohl etwas zu schwach genommen, denn die erste, leichte Wirkung zeigte sich erst nach zwei Tagen. Der Slowak, der bis dahin immer mit dem Juden gezankt und ihn verabscheut hatte, wurde freundlicher und begann sich nach Leben und Sitten der Juden zu erkundigen. Der Jude dagegen, der sich bis dahin nicht getraut hatte, den Mund aufzumachen, wahrscheinlich vor Angst, der wurde zutraulich und fragte neugierig nach dem Wesen des Christentums und dem Volkstum der Slowaken.

Nach der fünften Einspritzung hatte ich beide so weit, daß der Jude sich taufen und der Slowak beschneiden lassen wollte.

Da ich aus meinen Tierversuchen wußte, wie die Änderung abzuklingen pflegte, ließ ich beide trennen. Jeder erhielt sein Sonderzimmer und wurde übermäßig gefüttert. Die im Körper sich neubildenden Säfte schwächen den Änderstoff immer mehr ab; vor drei Tagen, am vierzehnten Tag der Sonderbehandlung, war nichts mehr von ihren eigentümlichen Wünschen zu merken, höchstens eine gewisse Freundlichkeit, die die beiden, ich habe sie gestern wieder zusammengebracht, für einander haben. Diese wird wohl auch abklingen, jedenfalls aber ist die Tatsache erwiesen, daß der Änderstoff auch beim Menschen wirkt, und daß die Wirkung abhängig ist von der Menge und Stärke der Lösung, von der Zeit der Einwirkung und vom Ernährungszustand. Das wissen vorläufig nur zwei Menschen auf dieser Erde: ich und du. Denn daß ich diese Geschichte von A bis Z selbst erledigte, ohne Gehilfen — als Wärter nahm ich ausgesucht dumme Leute, die weder polnisch noch jiddisch noch slowakisch konnten — ist selbstverständlich."

Doktor Schwarz hatte gespannt zugehört, jetzt unterbrach er seinen Freund: „Wieviel Einspritzungen hättest du mit dem gewonnenen Stoff machen können, richtiger, wieviel Menschen glaubst du mit einer gegebenen Menge so ändern zu können, daß sie mit einer Einspritzung wie deine beiden Versuchsmenschen oder sich womöglich noch stärker oder schneller ändern und es durch eine gewisse Zeit, wie lange — bleiben?"

„Das rechnete ich schon aus; einen Augenblick —", sein Merkbuch aus der Tasche ziehend, fuhr er, darin blätternd, fort: „Ich hatte nicht einmal ein Zehntel der Hode zur Ver-

fügung, das andere war zu krank, daraus gewann ich, von jeder, etwa achthundert Kubikmillimeter, da ich tausendfach verdünnte. Bei jeder Einspritzung verwendete ich ein Gramm, im ganzen neun Gramm bei jedem. Es bleiben mir somit noch siebenhunderteinundneunzig Gramm. Wenn ich nur hundertfach verdünnte, dürfte ihre Wirkung bei einer einmaligen Einspritzung von einem Gramm dieser zehnfach stärkeren Lösung eintreten. Und von einer vollständigen Hode hätte ich achthundert Gramm dieser stärkeren Lösung, mit der ich also achthundert Menschen für vierzehn Tage bis drei Wochen ändern könnte. — Bei jungen Menschen wird die Änderung wegen des rasch neue Säfte bildenden Körpers wahrscheinlich etwas geringer sein, bei älteren etwas länger."

„Professor," sagte Doktor Schwarz und legte seine Hand auf Messerschmidts Achsel, „deine Entdeckung wird für die Heilkunde nicht viel Wertvolles bringen, soweit ich, als Nichtfachmann, es überblicken kann. Aber für unsern andern Gedanken, der seit achtzehn Jahren mein Lebensinhalt ist, für den könnte ich mir nichts Besseres vorstellen! Du hast die heutigen Blätter ja auch gelesen. Alle bringen den Aufruf der Erdfriedensgesellschaft. Ich will hinüber fahren, unser junger Freund Weinhold möchte es auch. Ich war heute bei der amerikanischen Botschaft, man hat mich in jeder Beziehung artig empfangen. Es hatten sich schon gestern zwei gemeldet — mir Unbekannte — Weinhold und ich waren der Dritte und Vierte. Doch zweifelte niemand bei der Botschaft, daß sich mehr als die gebührenden Sieben melden werden. Die Meldefrist läuft am zehnten Dezember ab; ich mache dir nun den Vorschlag und bitte dich: halte deine Erfindung ganz geheim, so geheim du kannst, und ermächtige mich, daß ich Gorjanski davon Mitteilung mache, falls ich die Sachlage drüben übersehen und beurteilen kann. — Messerschmidt, du hast mit deinem Änderstoff vielleicht mehr für den Erdfrieden gemacht, als alle bisherigen Friedensversammlungen."

Professor Messerschmidt schaute mit funkelnden Augen in das weißstrahlende Lampenlicht und antwortete einige Augenblicke nicht. Dann drehte er sich plötzlich zu Schwarz, fuhr mit der Rechten durch sein Haar und sagte: „Gut — Doktor. Ich halte die Sache geheim, bis du zurückkommst und mir Weiteres mitteilst. Wenn ich kann, will ich unterdessen noch Versuche machen, ich gebe dir dann die ganze Übersicht mit, so daß du Belege hast. Wenn Gorjanski der Mann ist, der zwischen den Zeilen des Aufrufs herausschaut, so will ich

ihm die ganze Sache überlassen. Zu menschenfreundlichem Gebrauch. Ich will nur sein Gehilfe sein, er soll anordnen. Du weißt warum — — erinnerst dich wie ich des Abends des elften Juni 1916 — der Schanzen von Luzk."

Es war ihre grauenhafteste Erinnerung: der russische General Brussilow hatte die ahnungslosen ersten Linien überrannt und, während seine Truppen die zweiten Linien stürmten, die gewonnenen Schanzen — gleichgiltig, ob darin Feind oder Freund, ob tot, lebend oder verwundet — mit Flammenwerfern ausbrennen lassen. Professor Messerschmidt und Doktor Schwarz waren zusammen in einer Erdhöhle, die sie rettete. Doch das rote Feuermal, das über Doktor Schwarzens Stirne lief, das rührte von damals her. Und sein ganzes Leben lang hatte er das Geheul und Gewinsel der lebendig Gebratenen nicht vergessen können. — Er nickte schweigend.

Da unterbrach Anni ihr Spiel und fragte über die Achsel: „Hat es euch gefallen?"

Professor Messerschmidt antwortete zerstreut: „Gewiß, Kind — es war sehr schön, es hat mir sehr gut gefallen." Und Doktor Schwarz sagte einige feine Worte über ihr zartes Spiel. Dann stand er auf und während Frau Adele noch auf dem Flügel spielte, sagte er Anni, die den Bogen hatte sinken lassen, ins Ohr: „Ich werde doch allmählich alt, gestern nachmittags hatte ich ein Gesicht; denn anders konnte es doch nicht sein, nicht wahr? Ich bildete mir ein, Sie und unsern Freund Weinhold auf dem Maximilianplatz zu sehen, und Sie mußten doch noch für Ihre Mutter einkaufen und Weinhold hatte dringend zu tun; er war nämlich mit mir im Türkenschanzpark, ehe Sie kamen" — er strich verstohlen über Annis Haar — „ja, man wird alt."

Anni war sehr rot geworden und hatte den Kopf sinken lassen. Dann aber faßte sie Mut und erwiderte leise: „Doktor — es war kein Gesicht; sind Sie mir böse?"

„Wie könnte ich Ihnen böse sein," sagte zärtlich und wehmütig Doktor Schwarz, „ich gönne Ihnen alles Glück, das nur je ein Menschenkind auf Erden haben kann. Wenn Sie mich jemals brauchen sollten, so erinnern Sie sich, daß ich Ihr erster Freund war und Ihr letzter sein werde. Weinhold ist ein guter und lieber Mensch, nur noch ein bißchen jung. Doch dieser Fehler verliert sich mit der Zeit, nicht wahr? Denn ein Weilchen werden Sie noch warten müssen. Ihr Vater würde es nicht erlauben, daß Sie mit siebzehn Jahren hei-

rateten — es geht wirklich nicht, Ihr Vater hätte recht, glauben Sie mir!"

„O Doktor," entgegnete Anni rasch, „was denken Sie? Soweit sind wir noch lange nicht! Und heute, da taten wir nichts anderes, als einen Schneeschuhausflug besprechen, wir möchten gerne anfangs Dezember auf den Schneeberg; deshalb mußte ich mich doch mit ihm besprechen — das Andere, das hat noch lange, lange Zeit!" Sie lächelte wieder.

„Eine Verschwörung, Doktor?" unterbrach Messerschmidt und kam zu den beiden, „braucht ihr nicht noch einen Dritten? Ich tue ganz gerne mit!"

„Nein, Professor," sagte Schwarz heiter und ging nach einem Händedruck von Anni weg, „das geht wirklich nicht, denn die Verschwörung ist keine mehr, wenn zuviele davon wissen. Ich darf keinen Vertrauensbruch begehen, Anni würde mich noch im Grab verfluchen —"

„Ach, Doktor — Fluch und Grab, beides ist weit von uns, hoffe ich. Ihre Alterserscheinungen sind noch nicht so bedenklich, wie Sie ja jetzt wissen."

Doktor Schwarz drohte mit dem Finger, während Professor Messerschmidt das Schachbrett holte.

Einige Augenblicke später kämpften sie erbittert auf dem schwarzweißen Felde, während Frau Adele und Anni den Teetisch richteten.



Fünfter Abschnitt.

Die Seereise war zu Ende.

An einem der ersten Apriltage des Jahres 1936 gingen Doktor Schwarz, Karl Weinhold und noch ein Dritter den Broadway entlang.

Dieser Dritte war Rick Kraubel.

Rick Kraubel war einer jener Menschen, die allmählich aussterben. Von Geburt und Stand Wiener Hausherrnsohn, und sonst nichts, hatte er sich nach leichtsinnig verbrachter Jugend dem Rennwesen zugewandt, denn „a Beschäftigung muaß dar Mensch doch haben“! Er galt nach wenigen Jahren als Fachmann und gewann auch tatsächlich durch seinen Rennstáll erkleckliche Summen.

Mit vierzig Jahren wurde ihm auch das langweilig und er warf sich auf die Wohltätigkeit. Mittel dazu waren vorhanden; bald nach dem großen Kriege hatte er eine Millionenstiftung für Kriegsverletzte errichtet und noch war in aller Mund der langwierige Streit, den er wegen seiner letzten Schenkung mit einigen Gemeinden hatte auskämpfen müssen. Im Schneeberggebiet lag ein sehr großes Gut Rick Kraubels und das hatte er für Heilung lungenkranker Kinder gewidmet. Durch drei Jahre mußte er einen erbitterten Kampf für die widmungsgemäße Verwendung seiner Schenkung führen; die Wucherer in Sommerfrischen und die Ausbeuter der Großstädter und, nicht zuletzt, die Hochnäsigen der Großstadt selbst, hatten erklärt, ihre Besitztümer würden entwertet und gingen zugrunde, die so notwendige Erholung sei unmöglich und noch tausend andere Gründe waren aufgezählt worden, mit der Hauptbegründung, daß die Krankheitskeime von Hunderten oder gar Tausenden von Kindern in dieser Gegend „durch die Luft schwirren werden“. Die im Lande Österreich laue öffentliche Meinung hatte lange geschwankt, auf welche Seite sie sich schlagen solle. Erst das Eingreifen des „Ost-

deutschen Tagblattes“ und vornehmlich die stechend-bitteren Aufsätze Weinholds hatten den Umschwung erreicht.

Da Rick Kraubel — die Abkürzung Rick von Richard stammte noch aus seiner Rennzeit — das „Machen in Wohltätigkeit“ auch wieder langweilig geworden war, sah er sich eben nach einem neuen Feld der Tätigkeit um, als der Aufruf der Erdfriedensgesellschaft erschien. Er war sogleich Feuer und Flamme und stellte sich mit einer Kabelnachricht, die ein kleines Vermögen verschlang, der Gesellschaft zur Verfügung. Für ihn kam ein Entgelt nicht in Frage, er hatte im Gegenteil, wie er scherzend sagte, sein kleines Planderl. Weinhold für sein seinerzeitiges Eintreten in der Stiftungsfrage aufrichtig dankbar, hatte er gebeten, sich ihm anschließen zu dürfen, was ihm, mit Einverständnis Doktor Schwarz, umso lieber gewährt wurde, als Kraubel nach seiner Behauptung auf seinen zahlreichen Rennreisen auch Amerika gründlich kennen gelernt hatte, also ein guter Führer sein konnte.

Doktor Schwarz hatte sich als unmittelbarer, Weinhold als mittelbarer Mitarbeiter angeboten, beide hatten die Reiseanweisungen erhalten.

Unsere Drei gingen also den Broadway entlang. Rick Kraubel im etwas zu hellen Anzug, braunen Schuhen, lichtgrauem Filzhut mit schmalen rotseidenem Bande in der Mitte, Doktor Schwarz, ernst und zugeknöpft wie immer, rechts, Weinhold fröhlich und unbefangen links. Rick Kraubels dickes rotes Gesicht sah sehr zufrieden aus unter noch vollem, weißem Haar, die Wurstfinger der Rechten umklammerten ein Stöckchen aus spanischem Rohr mit Elfenbeinschnitzgriff, die Linke fuhr manchmal ins Gesicht und zupfte auf der weißen Fliege; einen andern Bart trug Rick Kraubel seit vielen Jahren nicht.

Er versicherte soeben, daß da irgendwo bei der achtzehnten Straße ein vortreffliches Gasthaus sein müsse, wo man echtes Münchnerbier, er behauptete sogar Löwenbräu, erhalte. Seine Erinnerung hatte ihn auch tatsächlich nicht getäuscht; sie fanden die „Lachende Bergmirzl“ und saßen bald darauf im kleinen Hinterzimmer.

Zum erstenmal seit langer Zeit ungestört, besprachen sie die Ereignisse der letzten Monate. Der Aufruf der Erdfriedensgesellschaft hatte, soweit man es bis jetzt überblicken konnte, vollen Erfolg gehabt. Aus Wien allein hatten sich dreißig gemeldet, dann außerdem noch elf, die keinerlei Bezahlung beanspruchten. Nach ungefährer Schätzung mußten

sich in diesen vier Monaten mindestens dreitausend, vielleicht mehr, zukünftige Mitarbeiter in Asheville einfinden.

Die einlaufenden Dampfer wurden mit dem vom Präsidenten vorgeschlagenen Klimbim empfangen, ein Festessen jagte das andere. Alles das hatten die Staaten allein veranstaltet, die Erdfriedensgesellschaft hatte ausdrücklich erklärt, daß sie nicht Zeit habe, an diesen Festlichkeiten teilzunehmen. Die Prüfungen hatten am fünfzehnten Jänner begonnen und hätten ursprünglich bis Mitte April dauern sollen. Wahrscheinlich aber war eine Verlängerung der Prüfzeit erforderlich, denn mit so großem Ansturm dürfte nach Meinung der Beteiligten Gorjanski doch nicht gerechnet haben.

Bei den einzelnen Staatsregierungen war der Aufruf mehr oder weniger flau aufgenommen worden. Aber — man fürchtete die außerordentliche Macht, die seit der Vereinigung von ganz Nordamerika in den Staaten lag, man kannte ihre Zähigkeit und Schärfe, mit der sie sich mehr als einmal in europäische Fragen eingemischt hatte, und deshalb ließ man die Veröffentlichung und Besprechung der Aufrufe zu. Schließlich konnte in den Worten des Aufrufs auch das schärfste staatsmännische Auge nichts erblicken, was den Bestand eines Staates hätte bedrohen können. Und da Richard Fry mit seiner „Kulturgesellschaft“ verkracht war, rechnete man bei Gorjanski auf den gleichen Mißerfolg. „Gewähren lassen, gewähren lassen“ — näselten die Vertreter der europäischen Staatskünstelei — „dieses Feuer wird sich selbst verzehren. Die Grundlagen unseres Bestandes bleiben unverändert, wir brauchen den legitimen Besitz gar nicht zu verteidigen — denn Träume zerrinnen und Seifenblasen zerspringen von selbst.“

Die Erdfriedensgesellschaft hatte auf die vielen Angriffe, die in amtlichen Blättern mehr oder minder offen gegen sie gerichtet worden waren, überhaupt nicht geantwortet. Außer ihrer ersten Verlautbarung war bis jetzt nichts in die Öffentlichkeit gedrungen. Hie und da brachten Zeitungen Anmerkungen, daß Herr Soundso sich bei der amerikanischen Vertretung in Irgendwo vorgestellt und daß er nach Prüfung seiner Ausweise anstandslos das Zweitausendollarreisegeld erhalten habe, und knüpfte daran mancherlei Belehrung, je nachdem, ob Herr Soundso ihr lieb war oder nicht. Aber im Ganzen war in den drei Monaten wenig geschehen.

Unsere Drei hatten sich auf der Überfahrt und nach der Ankunft mit herzlicher Freude des Espo bedient, um sich mit den vielen Andern, aus allen Erdgegenden, zu verständigen.

Rick Kraubel, der die Wiener Mundart unverfälscht sprach, hatte es sogar vorgezogen, mit sehr norddeutschen Vertretern Espo zu sprechen, denn er behauptete, sie verstünden sich dann besser. Was stimmen konnte.

Aus Deutschland waren statt der zu entsendenden siebzig über zweihundert erschienen, doch vornehmlich Süd- und Mitteldeutsche. Preußen hatte, besonders seit dem Scheitern des Fryschen Gedankens, nicht mehr viel für den Erdfrieden übrig. Seine Staatskunst der letzten fünfzehn Jahre, die Gewandtheit des Kanzlers Freiherrn von Ermenrod, des ersten Gleichmachers auf dem Kanzlersitze, hatte viele Kriegswunden geheilt, Deutschlands Weltstellung war nicht weit von der der bismärckischen Zeit entfernt. Was Wunder, daß man lieber der eigenen Kraft, als Vereinbarungen vertraute. Die Warner wurden ausgelacht, wie vor fünfundzwanzig Jahren. Deutschland hatte in diesen achtzehn Jahren gearbeitet. wie kein Staat der Erde; Millionen Deutsche, die vor dem Krieg in aller Welt zerstreut waren, hatten wieder eine Heimat und Arbeit gefunden.

In Deutschland hatte sich der sogenannte Staatssozialismus durchgesetzt wie in keinem andern Staate. Doch gerade dadurch war der einzelne Staatsbürger unfreier als in den gleichmacherischen Freistaaten England, Frankreich und Rußland. Die großen freiheitlichen Anläufe der ersten Nachkriegsjahre waren Anläufe geblieben und wenn sich auch der Begriff der Nutznießung des Arbeitsertrages festgesetzt und sich die allgemeine Lebensführung dadurch über den Durchschntit anderer Länder bedeutend erhoben hatte, so blieb doch, nach französischen bösen Zungen, der deutsche Staatsbürger Mitglied einer Zwangsgenossenschaft.

Vielleicht auch darum liebte Rick Kraubel die deutschen Vertreter nicht. In seiner Heimat kannte man die straffe Arbeit nicht; es war dem österreichischen Staatsbürger lieber, für zehntausend Kronen jährlich sechs Stunden täglich zu arbeiten, als für zwanzigtausend Kronen zwei Stunden täglich mehr.

Über all das sprachen die Drei; sie erwogen die Zukunft und Schwarz mußte dem allzu leicht zu begeisternden Rick Kraubel zusprechen, der die Menschheitsverbrüderung schon vor sich sah. — Allerdings war auch das Bier tatsächlich sehr gut, so daß selbst Schwarz, der jedes Gift verabscheute, zwei Glas trank. Rick Kraubel aber leerte die fünffache Anzahl großer Gläser.

Am nächsten Morgen führte sie der Southern Express

nach Südwest. Der Wohnort Gorjanskis und der Erdfriedensgesellschaft, Asheville in den Alleghanybergen, war von New York aus über Richmond in zehn Stunden zu erreichen. Die Züge der Hauptstrecke fuhren mit hundertsechzig Kilometern Durchschnittsgeschwindigkeit — allerdings entgleiste der „White Diamond Express" mindestens einmal monatlich — Spartanburg, der Umsteigeort, kam daher schon nach sechs Stunden.

Gegen drei Uhr nachmittags langten Rick Kraubel, Schwarz und Weinhold in Asheville an, zeigten dem auf dem Bahnhof amtenden Angestellten der „Terpacosocio" ihre Beglaubigungen und erhielten durch anwesende Hilfskräfte ihre Wohnungen angewiesen.

Gorjanski hatte auf dem Südhang des Mitchellberges große Ländereien erworben und darauf vierhundert kleine Häuschen erbaut — Betonguß, ein Muster — die einst für Wohlfahrtszwecke seiner Leute dienen sollten, jetzt aber den fremden Gästen zur Verfügung gestellt waren. Diese waren begeistert von den Räumlichkeiten ihres Heims, das ganz im Grünen stand, jedes Haus in einem viertausend Geviertmeter großen Garten, vom Nachbargarten durch Drahtgitter und lebende Zäune getrennt. Die Luft in tausend Metern war klar und rein, und bis hieher machte sich der Seewind als frischer Ostwind bemerkbar.

Als die Drei wegen der Anmeldung angefragt hatten, waren sie beschieden worden, daß sie jederzeit zwischen neun Uhr morgens und drei Uhr nachmittags kommen könnten. So machten sie sich denn nach einer, besonders von Rick Kraubel, gut ausgeschlafenen Nacht auf den Weg und standen bald nach neun Uhr vor Gorjanski.

Gorjanski sah älter aus, als die vielen von ihm erschienenen Bilder gezeigt hatten. Unverkennbar war der müde Zug um seine Lippen, tief die Furche der Stirne. Er begrüßte die Angekommen, begrüßte sie als weitere Landsleute recht herzlich und fragte sie ein und das andere.

Nach einer Viertelstunde erhob er sich und bat die Herren, ihre Prüfungsaufsätze in eigenen Räumen zu schreiben. Gleichzeitig gab er jedem einen verschlossenen Umschlag, in dem das Schlagwort war.

Doktor Schwarz machte beim Hinausgehen den Schluß; als die andern das Zimmer schon verlassen hatten, wandte er sich um und sagte: „Herr Ingenieur — mein Freund, der auch in den Staaten bekannte Professor Lorenz Messerschmidt, hat

eine Erfindung gemacht, die für Ihre Pläne von ganz ungeheurer Wichtigkeit sein könnte.“

„Messerschmidt — ganz richtig, ist mir bekannt; hat den Bürgermeister von Chicago vor drei oder vier Jahren vom Krebs befreit, erinnere mich ganz gut; hat Reisekosten und zwanzigtausend Dollar erhalten, damals hatte ich soviel im ganzen Jahr! Nun, was wäre das für eine Erfindung?“ Er schloß die Türe und lud Schwarz ein, nochmals Platz zu nehmen.

Doktor Schwarz erzählte in kurzen Worten. Gorjanski hörte aufmerksam zu, seine Mienen waren gespannt; er blieb lang stille und sagte endlich: „Ja, Herr, die Entdeckung ist wundervoll, ist fast ein Wunder. Doch damit allein können wir gegenwärtig, ich betone gegenwärtig, nicht viel ausrichten; die Öffentlichkeit hat dem Krieg gegenüber noch nicht das sittliche Bewußtsein wie gegen den Mord. Das will ich zuerst erreichen. Mit der Entdeckung Professors Messerschmidt müssen wir noch warten; doch bitte ich ihn, seine Sache fortzusetzen. Ich bitte ihn sogar, in etwa drei Monaten herüberzukommen, damit ich mit ihm Einzelheiten besprechen kann, Versuchskaninchen aller Art“, er lächelte ein wenig boshaft, „werden ihm hier zur Verfügung stehen. Für die Reise und die nächsten Versuche daheim übernehmen Sie bitte für den Professor einen kleinen Beitrag“, er schrieb rasch eine Anweisung auf zwanzigtausend Dollar auf die Terpacosocio, zahlbar auf Sicht und reichte sie Schwarz, „auf Wiedersehen nach der Prüfung!“ — Eine Wandschallplatte rief „Vater“, Schwarz hörte im Hinausgehen, wie Gorjanski in unwilligem Tone mit einem Ivo sprach.

Rick Kraubel war sehr verwundert, als auch er den Umschlag mit der Prüfungsaufgabe erhalten hatte. Doch hatte er keine Einwendung gewagt, vielleicht war es doch notwendig, daß auch er schreibe, obwohl er nur Geld und guten Willen zur Verfügung stellen wollte. Vor dem Schreiben fürchtete er sich nicht; wieviel „Eingesendet“ hatten während der Kampfzeit in Wien die Zeitungen von ihm erhalten, und wie stolz war er auf seine Schriftkunst gewesen, die ihm wegen ihres „reschen Mäuls“ in den äußeren Bezirken jubelnde Anerkennung und große Volkstümlichkeit erworben hatte!

Er und Weinhold waren gleich nach dem Verlassen des Zimmers von Angestellten der Erdfriedensgesellschaft in Empfang genommen worden, die ihnen getrennte Zimmer anwiesen. In jedem waren Schreibtisch und Sessel, Schreib-

maschine, Tinte, Feder, Füllfeder, Bleistifte, Papier, Löschpapier, ein Weltwörterbuch, ein weicher Liegestuhl und eine Uhr — sonst nichts. Die Fenster gingen unmittelbar in den Urwald, es war totenstill.

Doktor Schwarz war zehn Minuten später in gleicher Weise untergebracht und öffnete den Umschlag, der nach den Worten Gorjanskis erst beim Alleinsein im Zimmer erbrochen werden durfte. Ein schmaler Streifen Papier war in ihm enthalten, darauf stand in Maschinenschrift: „Schlagwort: Verrückte Fluggeschichte; Einschränkung: nur auf der Erde, nicht im Weltraum."

Und da blickte der Doktor einige Augenblicke hinaus in den Wald, dessen düstere Riesenbäume vorweltlich dreinblickten, suchte nach verbindenden Gedanken, ergriff einen Bleistift und schrieb:

»Der Wüstenflug.

„. . . . und wir hoffen — ach nein! Wir wissen, daß der kühne Flieger sein Ziel erreichen wird! Und wenn dieser Rundflug beendet ist, wird Raoul Tarrieu an andere Aufgaben gehen und wird sie lösen — Aufgaben, die noch kein Sterblicher vor ihm gelöst hat. Ihm winkt die Palme der Wüstendurchquerung, für ihn soll die heißhungrige Sahel keine Schrecken haben! Und, meine Herren — erheben Sie mit mir Ihr Glas, der kühne Flieger, er lebe hoch, hoch, hoch!"

Die Gläser klirrten, in der Mitte der ihn umringenden Gäste stand Raoul und neigte sich dankend, mit geschmeicheltem Lächeln.

„Ja, wir Franzosen," rief Bankier Cérole strahlend und reckte sich, als wollte er seine kleine Gestalt größer machen, „wir werden uns die Luft ganz untertan machen! Dieser Tarrieu, gestern morgen von Paris weg, am Abend in Tanger, ohne Zwischenlandung! — und jetzt hier in Biskra! Morgen sicherlich in Timbuktu oder Alexandrien oder wo er will! Es ist berauschend! Was sagen Sie, Herr Léon — was sagen Sie?"

Der Angeredete stimmte begeistert in das Lob ein und abermals wurden die Gläser geleert.

Im Osten stand der Mond. Einige Handbreit von der Erde und rot vom aufsteigenden Nachtdunst. Die Palmen standen unbeweglich und breiteten ihre Blätter über den Vorbau des Gasthofs, auf dem die Gäste saßen.

Der kleine Bankdirektor starrte wieder verzückt auf das bewegliche Gesicht Raouls, da vernahm er eine Stimme hinter seinem Rücken: „Wer ist der junge Mann, der hier so gefeiert

wird?“ Eifrig, fast entsetzt ob der Unwissenheit, wandte er sich um und sah einen Mann, der, in Khaki gekleidet, eben von einer Reise gekommen zu sein schien. Mit aller Lebendigkeit sprach Cérole ihn an und erklärte die Bedeutung des Tages: Paris—Tanger—Biskra in zwei Tagen! Noch nie dagewesen! Höchstleistung in Dauer und Entfernung!

Der Fremde hörte ruhig zu, in seinem Gesicht rührte sich keine Muskel. „Well!“, meinte er dann, „der Mann gefällt mir. Ich möchte ihn kennen lernen.“ Und ging auf Raoul zu, der eben an die Brüstung des Vorbaues trat und in die Nacht hinausschaute, rührte ihn mit der Hand leicht an der Schulter. Rauol wandte sich um, sah prüfend den Fremden an und fragte kalt: „Womit kann ich Ihnen dienen?“

„O — verzeihen Sie; ich habe gehört, daß Sie sind geflogen von Paris über Tanger nach hier in zwei Tagen; wollen Sie mich morgen mitnehmen nach Tunis? Sie wollen weiterfliegen nach Ägypten — ich habe so gehört — da ist der Umweg nicht groß.“

„Herr — —, ich verstehe nicht — —“

„O, ich möchte einmal geflogen sein mit dem berühmtesten Flieger; ich zahle Ihnen für die Meile ein Pfund. Das macht — warten Sie —“, und er zog ein Taschenbuch und rechnete, „— dreihundert Pfund. Nun?“

Raoul Tarrieu war einen Schritt zurückgetreten. Hatte der Mann den Spleen? Dreihundert Pfund für drei Stunden Flug. Achttausend Franken, der Gehalt eines halben Jahres! Er sollte zwar ohne Zeitversäumnis nach Ägypten und seinen Rundflug beenden, aber schließlich, er kam morgen trotzdem nach Alexandrien. Die eine Zwischenladung, bah! Seine zweitägige Leistung war nicht so leicht zu schlagen. „Ich bin einverstanden, Herr — —?“

„Wilson; hier haben Sie fünfzig Pfund als Anzahlung. Wann starten Sie?“

„Um vier; noch vor Monduntergang.“

„Well, ich werde klar sein und Sie abholen. Gute Nacht!“

Elf Uhr war es, als sich Raoul in sein Zimmer begab. Sein Kopf war ein wenig wirr von den Eindrücken des Tages, vom Festessen und vom Anbot des Engländers. Die achttausend Franken waren wirklich nicht zu verachten, wenn man tagtäglich als Flugmeister der Flugwerke „La comète“ sein Leben für eine viel geringere Summe aufs Spiel setzen mußte. Die Preise! Er lächelte verächtlich: davon erhielten die Werke den Löwenanteil!

Als er zu Bette lag, huschten ihm die Gedanken der letzten zwei Tage durch den Kopf. Gestern morgen um vier Uhr noch in Paris — o, du Paris! — morgen abend in Alexandrien und dann weiter im Rundflug, immer weiter —. Und die anderen Flüge dann, wenn er wieder zurückgekehrt, Überlandflüge, quer durch Erdteile —.

Der Mond war hochgestiegen und schien in das Zimmer; seine Strahlen fielen auf Raouls Antlitz, Er rückte seinen Kopf in den Schatten. Vom Windrad in der Maueröffnung kam ein feiner Luftstrom und blähte das Fliegennetz.

Raoul war müde. Noch einmal drehte er die Lampe auf und sah auf die Uhr: fünf Minuten nach elf. Dann streckte er sich lang aus und schloß die Augen.

Im Zimmer ward es stille. Nur das Luftrad sang leise, ganz leise, und drehte wirbelnd die Flügel im gleißenden Mondlicht. — — —

„Nun, Mister Raoul, es ist Zeit", hörte Raoul eine Stimme. Da sah er den Engländer vor dem Bette stehen, fertig angekleidet, eine kurze Pfeife in der Hand.

„Schon —?"

„Vier Uhr vorbei, der Mond wird bald untergehen. Sie müssen eilen, daß wir noch bei Licht abfliegen."

„Erwarten Sie mich, bitte, unten. Ich komme gleich."

Zehn Minuten später stand Raoul in der Halle. Nur der Engländer ging auf und ab; auf einem Tischchen stand das Frühstück bereit. Raoul wunderte sich einen Augenblick, daß kein Kellner anwesend sei, da sagte der Engländer, als hätte er seine Gedanken erraten:

„Ich habe alles in Ordnung gebracht."

Raoul dankte.

„Ich bin fertig," sagte er nach kurzer Zeit, „mein Flugzeug steht in der Halle."

„Nicht mehr," antwortete der Engländer, „ich habe es herausschaffen lassen."

Raoul ärgerte sich, er hatte dem Wirt noch eingeschärft, niemanden an seinem Flugzeug rühren zu lassen. Doch sagte er wieder nichts und folgte dem Engländer.

Auf der Straße vor dem Gasthof, der im Mondschein wie ein ungeheurer Marmorblock dalag, stand der zierliche Eindecker. Das Gerippe aus Stahl, die Tragdecken mit glashellem Stoffe bespannt. Wie eine Libelle.

Sie stiegen ein. Raoul drehte den Anlasser, das Treibwerk sprang an, mit ohrenbetäubendem Geknatter. Irgendwo

heulten ein paar Hunde, geärgert durch die nächtliche Störung. Ein kurzer Anlauf und „La comète“ war in den Lüften.

„Steuern Sie zunächst Süd“, sagte der Engländer durch den Schallschlauch; „ich möchte gerne sehen die Wüste im Mondschein. Ein Weilchen nur“, wiederholte er, als Raoul zu zögern schien.

Raoul gehorchte. In wenigen Minuten war die Oase hinter ihnen und zu ihren Füßen erstreckte sich silberglänzend die Wüste in Unendlichkeit.

„Wollen Sie gehen, bitte, in den Kurs Süd siebenundzwanzig Ost. Für eine Minute.“

Raoul tat so. Er hatte früher Süd gesteuert, Wilson schien nur langsam abdrehen lassen zu wollen. „Im Kurs!“ Wilson hob sich von seinem Sitz und prüfte die Rose. „All right — und so fliegen Sie weiter!“ Gleichzeitig knackte es hinter dem Rücken Raouls. Nur ein leichter Knacks.

Ganz sonderbar hatten die letzten Worte geklungen. Raoul wollte lachen, konnte aber nicht. Er fragte: „Wie lange denn? Ich muß bald abbiegen!“

„Bis wir in Ukaramba sind. Am Tanganjikasee.“

„Der Scherz ist gut,“ lachte nun Raoul wirklich, „wie viel Kilometer sind es denn bis dahin? Ich habe für zweitausendfünfhundert Benzin an Bord.“

„O — so fünftausend.“

Raoul wurde unsicher. Hatte er einen Verrückten bei sich? Einen Augenblick ward seine Aufmerksamkeit abgelenkt, das Flugzeug war empfindlicher als sonst. Er brauchte nur ganz kleine Steuerbewegungen, um es in der Bahn zu erhalten.

„Ich werde jetzt wenden,“ wollte er das unfruchtbare Gespräch abbrechen, „wir haben schon eine Viertelstunde verloren . . .“ So, als ob er die letzten Worte nicht gehört hätte.

„Sie haben mich schlecht verstanden,“ hörte er die sanfte Stimme Wilsons, „wir fliegen an den Tanganjiksee. Im Kurs nur immer so weiter.“

Dieser Engländer war verrückt! Angenehm, so etwas hinter seinem Rücken sitzen zu haben! Er wollte es sich gut überlegen, noch einmal einen Unbekannten mitzunehmen. Ach was, jetzt war ihm alles gleich: „Ich drehe ab, auf Tunis zu!“

„Wenn Sie können —“, sprach der Engländer mit leichtem Spott.

Raoul drehte das Rad nach links, um einen Grad brachte er das Flugzeug aus dem Kurs — doch nein! Es drehte wieder zurück. Der Kurs blieb: Süd siebenundzwanzig Ost.

„Was haben Sie mit meiner Steuerübertragung gemacht, Herr?!“ schrie er wutschnaubend und vergaß ganz, daß sein lautester Schrei nur als schwacher Hall durch den Schallschlauch an des Anderen Ohr dringen könne.

„Nichts. Aber wir fliegen nach Ukaramba.“

Raoul packte das Grauen. Gab es denn Zauberer — war dieser Mensch der Satan? „Herr,“ schrie er verzweifelt, er hatte sich mit ganzer Kraft in das Steuer geworfen und doch keine Ablenkung erreicht, „Herr, was machen Sie mit mir?!“

„So — nun sind Sie vernünftiger. Steuern Sie weiter und hören Sie zu:

Ich kam gestern mit meinem Flugzeug aus Ukaramba und landete südlich von Biskra. Ich wollte heute nach London weiter, in den Klub. Beim Landen verstauchte ich mir die Hand, mein Fahrgestell wurde beschädigt. Morgen abend muß ich in London sein — mit Ihrem Flugzeug will ich es nicht; ich soll auf meinem eigenen kommen. Doch das ist Nebensache. Meine Flugzeuge können in einem Tag von Ukaramba nach London. Eure Spielzeuge nicht. Ich muß mir ein anderes holen. Ihres kam gerade zurecht, um mich heimzubringen. Habe mein Treibwerk vor Ihres geschaltet; wiegt kaum zehn Pfund. Radiumkraft. Damit machen wir die fünftausend Kilometer glatt. Als Sie im Kurs waren, habe ich den Kreisel dazugeschaltet. Jetzt wissen Sie's; Sie können nicht heraus. Wir fliegen mit dreihundert Kilometern. Sind am Abend zu Hause. Ihr Flugzeug ist fest gebaut, deshalb habe ich's genommen. Werden meine sehen. Sind anders. Well. — Müssen weiter fliegen, können landen, wenn Sie mit dreihundert Kilometern Geschwindigkeit landen wollen. Ich stelle das Treibwerk nicht ab. Nein. Und Sie können es nicht.“

Raoul war betäubt. Was war an dem Gefasel des anderen? Er warf einen Blick zurück und sah einen kleinen braunen Kasten an der Schraubenwelle. Die Kreiselwirkung hatte er verspürt — die Geschwindigkeit war bedeutend größer als sonst, das fühlte er an den Steuerbewegungen. Und doch — war es denn möglich? Er schwieg und versuchte seine Gedanken zu sammeln.

Beim Sitze seines Begleiters wurde es Licht. Der Engländer hatte eine kleine Taschenlampe an die Brüstung gehängt und zog eine Zeitung aus der Tasche. Auf der Brüstung war ein Windschirm, der den Luftstrom abhielt. Natürlich, die „Times“! Der Frühzug um drei Uhr hatte sie gebracht.

„Wenn Sie mein Licht stört, sagen Sie —“

„Nein."

Der Mond verschwand und Finsternis legte sich über die Erde. Dann stand ein klarer Sternenhimmel, der sich im Osten langsam zu lichten begann. Und dann ging die Sonne auf. Raouls Augen schmerzten.

„Sechs Uhr", sagte wieder die ruhige Stimme und die Taschenlampe erlosch. „Wir sind über Ghadames."

Raoul blickte hinab und sah die tripolitanische Wüstenstadt in einer Oase.

„Ich möchte auf höhere Geschwindigkeit gehen", sagte wieder der Engländer. „Weiß aber nicht, ob Ihr Flugzeug es aushält."

Da regte sich in Raoul der Stolz seines Volkes. „Der ‚Komet' hält sie aus, seien Sie versichert!"

„Well!" war die Antwort. Und im nächsten Augenblick machte das Flugzeug einen Satz nach vorwärts. „Vierhundert", hörte Raoul die Stimme, „einhundertzehn Meter in der Sekunde. Wir werden um vier Stunden früher dort sein."

Die Sonne stieg höher. Ihre Strahlen sengten seitlich das Flugzeug und Raoul fühlte die Mattigkeit, die ihm in die Schläfen kroch. Wie unter fremdem Willen lenkte er die Hebel, hielt sein Auge starr auf die Rose und ließ das Flugzeug gegen Südost dahinschießen.

Unübersehbares Wüstenland tief unten. Braungelb, verwittert ragten Felsen aus dem Glitzersand, der sich in Dünen hob und senkte. Manchmal war einer der Felsen sonderbar gezackt. Waren das alte Wüstenschlösser, Raubnester der Taregs? Doch nein, so tief im Innern wohl nicht. Nur Spiel der Einbildung.

Im Süden stand kupferfarbenes Gewölk. Raoul ward aufmerksam und sprach darüber zu seinen Gefährten.

„Ist nichts. Samum. Wenn Sie wollen, gehen Sie höher, doch — dreitausend genügt. Wie Sie wollen. In einer Minute sind wir durch."

Raoul stieg nicht. Was der Engländer konnte, konnte auch er. Und er sauste in die Kupferwand hinein.

Ein Geheul wie von Millionen Afrits, ein Maschinengewehrfeuer von Sandkörnern, die wie Hagelschauer über sie hinschossen, ein-, zweimal ein scharfes Aufbäumen des Flugzeuges — dann war die rote Wand hinter ihnen. Der Kreisel war stärker als der Wüstensturm. Eine Wirbelschleppe von Sand verschwand im Norden.

„Nun — glauben Sie jetzt?"

Raoul war begeistert. Mit einemmal war alle Besorgnis von ihm gewichen, er dachte nur noch an die Leistung, die er heute vollbringen würde. Fünftausend Kilometer in dreizehn Stunden — was waren die Flüge der beiden vergangenen Tage dagegen? Lächerlich — ein Kinderspiel!

„Wären wir zwei Striche rechts, könnten wir den Tschadsee sehen“, sagte der Engländer, der die Zeitung in die Tasche gesteckt hatte und sich eine neue Pfeife anzündete.

„Wie viel haben wir jetzt?“ fragte Raoul zurück.

„Die Hälfte.“

Die Hälfte — zweitausendfünfhundert Kilometer; Raoul blickte auf die Uhr. Erst elf! Vor zwölf Stunden war er in Biskra schlafen gegangen!

Die Wüste war verschwunden. Grün war wieder die Erde, Sümpfe und Rohrgeflecht erstreckten sich zwischen dunklen Bodenwellen. Feuchte Dünste stiegen auf, Raoul roch die Tropen.

Weiter sauste das Flugzeug. Die Viertelstunden reihten sich aneinander, Raoul vergaß Zeit und Raum. Die Sonne stieg, kam in Scheitelhöhe und sank langsam gegen Westen. Raoul hielt das Steuer und dachte unter den Strahlen der Glutsonne nur an seinen Flug, an weiter, immer weiter — und ginge es um den Erdball ...

Verstört blickte er auf, als die Stimme wieder zu ihm sprach. „Drei Uhr fünfzehn — wir sind über dem Gleicher. Nicht viel mehr als eine Stunde.“

Tropische Urwälder lagen unten. Ein dunkelgrünes Meer — undurchdringlich.

Und dann blitzte in der Ferne eine blaue Wasserfläche auf. Sie ward größer, immer größer — ein Meer mitten im Festland.

„Eine Halbinsel ragt im Westen in den See; auf der Ostseite der Halbinsel ist mein Besitz. Ein rotes Dreieck das Anlaufzeichen. Steuern Sie darauf.“

Raoul sah und wollte entgegnen: „Es geht doch nicht!“ — da fühlte er, daß das Seitensteuer wieder schmiegsam war. Der Kreisel war ausgeschaltet.

„Hinter dem roten Dreieck ist eine Ebene; dort gehen Sie nieder. Für mein Flugzeug ist Land oder Wasser gleich.“

Raoul steuerte gegen das Dreieck. „Ich schalte mein Treibwerk aus, bei vierhundert Kilometern können Sie nicht landen. Ich kann's; mit meinem Flugzeug.“

Das Flugzeug schien mit einemmal nur noch wie eine Schnecke zu kriechen und flog doch mit hundertfünfzig Kilometern. Raoul legte sich in die Hebel und bog das Steuer hinab. Da blieb das Treibwerk stehen.

„Was ist?“ rief der Engländer.

„Schalten Sie die Radiumkraft ein,“ rief Raoul, „meine Maschine geht nicht mehr!“

„Teufel! Der Samum hat das Benzin verdunstet! Hatte doch die Hähne zu, also wie — ja der Druckschieber! Ich kann meine Kraft nicht mehr einschalten, habe die Übertragung schon weggenommen!“

Der „Komet“ war über dem See und glitt im Sturzflug hinab. Nicht tausend Meter weit war das Ufer entfernt, aber meilenweit kein menschliches Wesen zu sehen.

Raoul riß noch einmal am Steuer, um das Flugzeug wagrecht weiterzubringen; es ging nicht. Die Gleitgeschwindigkeit war zu klein, es begann seitlich zu schwanken. Da senkte er das Steuer und glitt steil hinab — dem blauen Wasser zu, aus dem ihm kühler Hauch entgegenwehte. Und all die Qual seines Gehirns und die ungeheuren Anstrengungen seines Körpers, der durch Stunden nur von dem einen Gedanken beseelt worden war, weiter, weiter — immer weiter — all dies kam jetzt mit einemmal, und nur eine Sehnsucht hatte Raoul: in der blauen Flut da unten zu versinken und für immer den wahnsinnigen Flug über vierzig Breitengrade, quer durch die Sahara, durch den Sudan bis ins Herz von Afrika zu vergessen.

Noch fünfzig Meter war das Flugzeug vom Wasser. Da hörte Raoul seinen Begleiter: „Ich springe ab, mein Anzug trägt mich. Dank für den Flug!“ Und dann schwang sich der Fremde aus dem Flugzeug und ließ sich in den See fallen. Einen Augenblick verschwand er, dann kam er zum Vorschein und schwamm der Küste zu.

Es waren nur Bruchteile von Sekunden und da erschien es Raoul, als wäre er das Opfer eines Zaubers — des Satans, wenn es den noch geben konnte im Zeitalter des Flugzeugs. Ja — er war es und war mit der Zeit gegangen.

„Ach!“ seufzte er — da zischte das Wasser auf und schlug über ihm zusammen. Vor seinen Augen flogen Funken, immer tiefer und tiefer sank er — immer tiefer — wie tief ist der See? Es ging ins Bodenlose — immer tiefer — „ich ersticke — einen Atemzug, oh — einen Atemzug — ich will — ich kann nicht mehr — ich atme tief — unter Wasser — nun ist’s — — vorbei — —“

Und Raoul riß die Augen auf. Er lag in seinem Zimmer in Biskra, die Hand auf das Herz gepreßt, das in wütender Eile raste. Der Mond war unmerklich vorgerückt und beschien höhnisch lachend sein Gesicht.

Da seufzte Raoul, dachte an die fünftausend Kilometer, stand auf und ließ die Rolläden herab.«

Doktor Schwarz überlas seinen Aufsatz, nickte und begann die Übertragung ins Espo.

* * *

Weinhold aber, in seinem Gemach, ergriff nach kurzem Besinnen fröhlich die Feder, stützte den Kopf in die Linke, lächelte und begann zu schreiben:

»Der Polarflug.

Es war an einem wunderschönen Aprilabend des Jahres 1930. In den Bäumen, die erst spärlich-ängstliche Blattknospen zeigten, lärmte eine freche Spatzenschar und übertönte beinahe mit ihrem Geschrei das Geheul der vorüberfahrenden Kraftwagen, die um die Ecke des Stadtgartens bogen und die breite Straße hinaufeilten.

Auch vor den Fenstern des Awefluvs — Allgemeinen Weltflugverbandes — lärmten die Spatzen. Dort schien es auch berechtigt, denn eben hatte ein junger Mann mit lachendem Gesicht eine Handvoll Körner auf den Weg geworfen und dann das Fenster geschlossen. Nun stand er in der Nische, drückte die Nase an der Scheibe platt und sah vergnüglich das tolle Treiben an.

„Hast du schon gelesen? Verrückt!" rief eine Stimme und eine Hand schlug auf seine Schulter. Der Angeredete wandte sich gemächlich um: „Was ist denn, was ist denn — warum solche Aufregung?"

„Es ist wirklich zum Verrücktwerden!" rief der Angekommene und ließ sich in einen Sessel fallen, „da — lies das Telegramm aus Genf!"

Der andere nahm das Papier und las: „Gebe eine Million Pfund als Preis für Flug Äquator—Pol—Äquator unter Bedingung, daß Flug binnen vierzehn Tagen vollendet. Am 30. April also Wettbewerbschluß. Einzelheiten soll Awefluv machen. — Lord Donkeytail."

Der junge Mann lachte und sagte: „Ein guter Witz!"

„Kein Witz!" rief der andere, „wir haben sogleich durch den Fernsprecher nachgefragt, haben den Stadtnotar gerufen,

es ist alles richtig. Lord Donkeytail hat keine Erben, war für das Flugwesen immer begeistert. Es ist alles richtig! Aber die Bedingung! Wenn der Flug bis 30. April nicht beendet ist, will er für das Geld ein Riesenfindelhaus in Frankreich errichten lassen. Das dürften wir nicht zulassen; ich hoffe, daß sich genug Flieger finden!“

„Warum denn nicht? Als im Vorjahr der Preis des Stillen Ozeans ausgetragen wurde, hat es sich um noch größere Strecken gehandelt und doch ist es gegangen. Damals fiel der erste Preis an Pitchpine — John Pitchpine aus Texas, du erinnerst dich wohl noch — und vielleicht hätte Ralph Picklock ihn erhalten, wenn nicht die unaufgeklärte Geschichte mit dem verklemmten Höhensteuer gewesen wäre, so daß Picklock von Frisco bis Yokohama fliegen mußte, worüber sich die Kontrollkommission in Honolulu wütend ärgerte. Du siehst, es gibt genug aussichtsreiche Bewerber. Im Vorjahr waren acht — und die wegen einer lumpigen halben Million Dollar! Heuer werden sich schon mehr melden. Ich sehe wirklich keine Schwierigkeit.“

„Ich schon; die genauen Bedingungen zusammenstellen, Kontrollkommissionen entsenden — alles in längstens fünf Tagen beenden. Dann haben die Flieger noch neun Tage Zeit, wovon sie nicht sehr erbaut sein werden. Und dann — unsere Motoren sind wahrlich nicht schlecht, aber bei fünfzig Grad Wärme und fünfzig Grad Kälte gleichmäßig zu arbeiten — das traue ich ihnen doch nicht zu. Und es wäre mir leid, wenn uns der Preis entginge.“

„Lieber Kurt, wozu bist du Vorsitzender des Awefluvs? Wirst es schon machen. Nur Mut! Telegraphiere!“

Und der Awefluv telegraphierte; stundenlang.

* * *

John Pitchpine stand am nächsten Tag, die Pfeife im Mund, vor seiner Flugzeughalle und las die Bedingungen des Polarfluges, die im „Star of Emory“ die ganze erste Seite einnahmen. Er schmunzelte befriedigt; die Million hatte er so gut wie in der Tasche. Wenn auch Picklock käme — heuer war er nicht zu schlagen. Und er lachte kurz, als er an den unfreiwilligen Flug Picklocks von Frisco bis Yokohama dachte. Ja, seine Höhensteuerklemmvorrichtung! Steigen konnte man, hinuntergehen aber erst dann, wenn das Uhrwerk abgelaufen war und das Steuer für die Bewegung nach unten freigab. Und da fiel

die Klemmvorrichtung mit ins Wasser, so daß niemand wußte, warum das Flugzeug nicht herabkomme. Er hätte das wütende Gesicht Picklocks gern gesehen, als dieser in viertausend Metern Höhe Honolulu überflog. Die Kommission hatte sich nicht schlecht geärgert; denn sie glaubte nicht an Wunder und das Linksliegenlassen durch Picklock erschien ihr wie eine Verhöhnung. Und das Preisverlangen als Frechheit. Ja, warum war Picklock auch so dumm, sein Flugzeug unbeaufsichtigt zu lassen, sein Flugzeug, welches besser war als das Pitchpines!

Heuer war seines besser, da gab es keine Frage. „Harry!“ rief er. Ein halbwüchsiger Bursche kam in blauem Arbeitsanzug aus der Halle und fragte: „Ja?“ — „Da lies!“ — Harry las und meinte dann: „Wir fliegen?“ — „Ja!“ — „All right, Sir!“ Und ging.

Sechs Tage später stieg John Pitchpine mit seinem Motorführer Harry von Macapa am Amazonenstrom zum Polarflug auf. Ursprünglich hatte er von Pinchincha abfliegen wollen, da von dort aus der Weg zum Pol kürzer war. Es war aber wieder einmal eine jener Erdrutschungen im alten Panamakanal eingetreten, die die Schiffahrt für einige Wochen unterbrach, und da blieb ihm, da die Zeit drängte, nichts anderes übrig, als den fahrplanmäßigen Dampfer zur Amazonasmündung zu benützen, um von dort aus seinen Flug anzutreten.

Er wollte von Macapa aus zuerst gegen Panama und dann am achtzigsten Meridian zum Nordpol, um von dort am dreißigsten Meridian Ost von Greenwich nach Süden zu fliegen. Da hatte er fast überall Landungsmöglichkeiten, obwohl er ihrer wenig achtete. Sein Flugzeug, der Lionstern, hatte Räder und Kufen. Zwei Maschinen von je fünfhundert Pferden gaben ihm eine Stundengeschwindigkeit von dreihundert Kilometern, Vorräte konnte er für einen ununterbrochenen Flug von vierundzwanzig Stunden mitnehmen. Es war also wirklich nicht einzusehen, warum Pitchpine nicht den ersten Preis gewinnen sollte.

Die Kontrollkommission war beim Abflug anwesend, der Lionstern stieg auf und flog am ersten Tag die dreitausenddreihundert Kilometer bis Panama. Pitchpine wollte anfangs keine größeren Tagesstrecken zurücklegen, „damit sich die Maschinen schön langsam einarbeiten“, wie er sagte. Im Kanal sah er zwei große Dampfer und ein Torpedoboot auf dem Trockenen sitzen, jämmerlich, wie die Kaulquappen. Die Dampfer wurden gesprengt, das Torpedoboot mit den ab-

gerütschten Erdmassen zusammen fortgebaggert. Man konnte keine Umstände machen.

Auch am zweiten Tag blieb er dem Grundsatz der kleinen Anfangsstrecken treu und flog nur bis zum Eriesee. Die letzte Station in den Good old U. S. A.! Er war fast gerührt, soweit seine hartgesottene Yankeeseele gerührt sein konnte.

Die nächste Haltestelle war Fort Hope am Polarkreis. Die Kontrollkommission befestigte sorgsam Bleimarken an allen Teilen, damit Pitchpine ja nichts auswechsle! Es wäre auch schwer möglich gewesen, denn obwohl die öffentliche Meinung es schon längst verlangt hatte, war noch immer keine Niederlage von Flugersatzteilen nördlich des siebzigsten Breitegrades errichtet worden. Der Aweñuv war deshalb schon einige Male heftig angegriffen worden.

Es war der 25. April, als Pitchpine zur Überfliegung des Poles aufstieg. Es war aber gar nicht frühlingsmäßig; die Quecksilbersäule stand auf fünf Grad unter Null, feiner Schnee stäubte vom Himmel.

Viertausendfünfhundert Kilometer mußte er fliegen, um über den Pol und über Spitzbergen nach Nordnorwegen zu kommen. Fünfzehn Stunden lang, sein Motorführer und er abwechselnd am Steuer.

In den ersten Stunden ging es sehr gut. Sie flogen im Schneesturm gegen Norden, richteten sich nach dem Kreiselkompaß und dann nach dem Sonnenstand und der Uhr. Es war aber nicht möglich, die Gegend auszunehmen. Eisberge und Gletscher und Packeis, manchmal nur Streifen dunklen Wassers, Land aber sah man nicht. Pitchpine wollte ganz sicher gehen und beschloß, eine Stunde länger nach Norden — eigentlich schon nach Süden — zu fliegen und dann erst abzudrehen. So mußte er den Pol überflogen haben.

Nach neun Stunden wendete er sein Flugzeug um hundertzehn Grad nach steuerbord. Die Motoren hatten gut ausgehalten — kein Wunder, Pitchpine war der einzige Flieger, der im doppelten Zylindermantel ein Knallgasgebläse angebracht hatte, um die Zylinder und den Vergaser schön warm zu erhalten. Unter den Tropen ließ er flüssigen Sauerstoff verdunsten, das kühlte ausreichend. Das und das Gebläse waren sein Geheimnis.

Nach weiteren sieben Stunden war er bei der Kontrollstation in Tromsö und ließ sich's wohl sein. Doch jetzt wollte er zeigen, was der Lionstern eigentlich konnte; einen Rasttag mußte er einschalten, er war doch etwas durchfroren. Aber

Original from

am übernächsten Tag stieg er zeitlich morgens auf und flog ohne Zwischenlandung bis nach Kerma am dritten Nilkatarakt. Die Tagesleistung mißfiel ihm nicht.

Der letzte Flugtag bis Fort Florence am Ukerewe war ein Kinderspiel. Pitchpine flog, vor Langerweile gähnend.

In der Kontrollstation erfuhr er, daß er wahrscheinlich der Einzige bleiben werde. Einige Flugzeuge waren ins nördliche Eismeer gefallen, die amerikanischen Treibeiswachtschiffe hätten sie herausgezogen, andere waren vorläufig verschollen. Man hatte sie in Verdacht, daß sie sich einstweilen in den Blockhäusern der Polarforschungen gütlich taten und die dort aufbewahrten Vorräte beträchtlich verminderten.

Pitchpine ließ sich die Ankunft bescheinigen und flog dann nach Heluan zurück, um sich dort bei Sonnenbädern auszuruhen. Übrigens hatte er auch die Million, was brauchte er sich noch um Kleinigkeiten zu kümmern!

Am gleichen Tag stand der Vorsitzende des Awefluvs mit seinem Freunde wieder beim Fenster. Sie freuten sich herzlich über den gelungenen Flug, Pitchpine sollte das vierfach gedoppelte große goldene Fliegerabzeichen erhalten! Er war seiner würdig!

Die Spatzen schrien wie vor vierzehn Tagen und wieder trat ein Depeschenjunge ein. Kurt las das Telegramm und wurde blaß im Gesicht. „Das verstehe ich nicht!" schrie er wütend und stürzte zum Fernsprecher. „Bitte, Genf, Lord Donkeytail!!" Der junge Mann nahm einstweilen das Telegramm auf und las: „Da niemand vorgeschriebenen Flug durchgeführt, verfällt Preis für zweiterwähnten Zweck. Abreise Paris zur Grundsteinlegung. Donkeytail." Nein — das war wirklich nicht zu verstehen. — „Hallo, hallo — hier Awefluv, bitte Lord Donkeytail! Schon abgereist? Wer ist beim Telephon? — — Wie bitte? — Sein Sekretär? — Können Sie Auskunft geben über das Telegramm? — — Ja? Also bitte — — Ganz richtig! Wieso, Pitchpine hat doch — — — wie, was, beim Notar? Wa—wa—was? Unmöglich! Habe doch erstes Telegramm und mit Donkeytail und Notar gesprochen! Irrtum ausgeschlossen! — In welcher Sprache? Englisch, natürlich, wegen des Lords! Und — — — aber unmöglich — — — antarctic und nicht and arctic — — beim Notar steht es mit t, mit t, wie five o'clock tea? Ha — —? Nichts zu ma—chen? Wie ist Ihr Name, bitte? — Picklock? Flug im Vorjahr — — Stiller Ozean — — — Schluß! Schluußßß!" Die Hörmuschel fiel ihm aus der Hand. „Wer hätte das ahnen können, dieser

Picklock — — hätt' ich doch deutsch gesprochen, und nicht englisch — das t, das verdammte harte t!! Den Südpol hat Lord Donkeytail gemeint, die Südpolargebiete, und ich habe immer nur an den Nordpol gedacht — — Äquator und Nordpol und Äquator — — — und es hieß Äquator, Südpol und Äquator — — — Diese Blamage — — und dann noch den Pitchpine am Hals!" — — —

Mr. Pitchpine war eben im Diningroom des Anubishotels, als er seine Depesche erhielt. „Freundliche Grüße von der Grundsteinlegung des Findelhauses. Hoffe, haben sich bei raschem Klimawechsel keinen Schnupfen geholt. Hoffe auch, haben sich Höhenklemmer patentieren lassen, wäre sonst schade. Fiel nicht ins Wasser, sondern auf Japansegler, erhielt ihn durch englischen Konsul, weil von Kontrollkommission Frisco mit meiner Marke plombiert. Warum nicht über Südpol geflogen, wie doch Bedingung war, mir nicht verständlich. Ihr Picklock, Lord Donkeytals Sekretär."

Pitchpine sagte nichts. Als sich ihm aber eben ein Lord mit unglaublich blonden Whiskers näherte, um ihn zu beglückwünschen, nahm er wortlos die Schüssel mit der Fischmayonnaise vom Tisch und stülpte sie dem Lord über den Kopf. Dann rief er: „Harry!" — Der Junge erschien: „Ja?" — „Lionstern klar?" — „Ready, Sir." — „Well, wir fliegen; zum Awefluv."«

* * *

Rick Kraubel dachte in seinem Zimmer sehr, sehr lange nach und zermarterte sein von vielen nicht schlechten Weinchen ein wenig aufgeschwemmtes Gehirn. Ja — die „Eingesendet"! Das war etwas anderes gewesen, wie er jetzt sah; wenn man ihn angegriffen hatte, war er um eine Antwort nie verlegen, und je persönlicher seine Erwiderung gewesen war, umso mehr Jubel hatte sie in den „entern Gründen" hervorgerufen. Aber hier: eine verrückte Fluggeschichte — zu dumm! Was meint er denn damit? Ich bin doch niemals geflogen — was soll ich schreiben? — Wenigstens fünf Virginia hatte Rick Kraubel ausgeraucht, war wie ein Löwe im Käfig herumgegangen, hatte in den Sachwörterbüchern geblättert, sich in den Liegestuhl geworfen, bis ihm endlich die Erleuchtung kam. Der Minutenzeiger der Uhr hatte sich um das ganze Zifferblatt gedreht, bevor er die Feder zum schreiben ansetzte. Mit dem laut gesprochenen Wahlspruch „Klan obar kirnig!" tunkte er ein und schrieb:

»Eine verrückte Fluggeschichte.

Im vorigen Juni bin ich am Flugfeld gewesen. Auf dem unsrigen, bei Aspern. Ich bin fast zu spät kommen, mein Wagen ist alsdann sehr schnell gefahren, um noch zurecht zu kommen. Da habe ich viel Staub schlucken müssen, weil der Anton, mein Fahrmann, wie ein Wilder dahergerast ist. Ich bin auch zweimal aufgeschrieben worden, von ein Wachtmann — das tut aber dem Kraubel nichts! Die paar Netsch Strafgeld hat er noch zahlen können! Ich bin aber doch noch zurecht kommen, eine Viertelstunde vorm Anfang waren wir noch bei der Reichsbrücken gewesen — ja, der Anton fahrt halt fesch!

Ich komme also zum Anfang — eine Menge fescher Mädeln waren dort — aber schon recht feine waren drunter! Ich, nicht faul, war gleich in ihrer Nähe. Verstanden hab' ich nicht viel, die meisten waren französische Menscherln, die ihre Fliegerliebhaber hergebracht haben. Aber pickfein waren s' trotzdem, eine fescher wie die andere!

Auf die Flieger haben wir nicht sehr viel geschaut. Hie und da ist einer runtergepurzelt, da sind dann die Wagen kommen von der Rettungsgesellschaft und haben s' weggeführt — dann haben s' wieder geschrieen — die Leute nämlich — wie am Spieß, wenn einer noch höher geflogen ist.

Gute Würsteln hat man gekriegt, und ein frisches Bier — sehr fesch war's. Die eine, so ein rothaariges Mädel, Yvonne dö Lyonnais oder so ähnlich hat's geheißen — die ist eine Strohwitwe geworden, indem daß ihr französischer Flieger abgestürzt ist. No — und da habe ich sie dann getröstet. Sie ist gleich zu mir kommen, ganz vertrauensvoll, und hat noch am Flugfeld ihr Herz an meinem Busen geborgen. So geweint hat das arme Hascherl, ich bin selber ganz traurig worden.

Dann haben wir nach diesem noch was Kleins zu uns genommen — die Yvonne hat soviel Hunger gehabt — haben gegessen und trunken, Bier und ein guten Wein, zum Schluß noch einen Sekt, oder, wie man bei uns zuhaus in Wien sagt, einen Schampas. Der hat dem armen Hascherl so gut geschmeckt, ganz getröstet war sie.

Dann ist s' mit mir nach Haus gefahren — der Anton ist wieder gefahren wie ein Wilder — aber wir sind dafür bald zuhaus gewesen. Dann darf ich nichts erzählen, denn man muß das Dekorum wahren. Es war eine selten schöne Nacht, wie der Dichter sagt — und der muß es wissen.

Aber dann in der Frühe habe ich einen Katzenjammer gehabt und die Yvonne war weg. Und wie ich umadum schau,

seh ich, daß mir was fehlt, meine Uhr und meine Ringe waren beim Teufel und das Geldtascherl auch. Es war nicht sehr viel drin gewesen — so ein fünftausend Kronen — aber es hat mir leid getan, weil's Tascherl noch ein Andenken war von meiner Mutter selig. Und die goldene Uhr mit Doppelmantel hab' ich seit der Firmung gehabt, die war ein Andenken von meinem verstorbenen Godl, dem bürgerlichen Bäckermeister Weichinger. Um die hat mir's leid tan. Aber fesch is doch gewesen, die Yvonne.

Pointe: ist das nicht eine verrückte Fluggeschichte?«

Hochbefriedigt und schweratmend legte Rick Kraubel die Feder nieder, zündete rasch eine neue Zigarre an und las das Geschriebene noch einmal durch, hie und da wohlgefällig betonend. Er war stolz auf seine Leistung, und obwohl er sich noch immer nicht erklären konnte, wieso er, der doch nicht Mitarbeiter, sondern Mitspender werden wollte, auch geprüft worden war, jetzt erschien es ihm ganz recht, Zeugnis ablegen zu können von seinem scherzhaften Geist.

„Schön, schön," sagte er sich und wiegte den Kopf, „hätt' gar nicht gewußt, daß du alter Esel so dichten kannst. Dichten ist Lügen, das ist sicher, denn die Geschichte mit der Yvonne war zum Schluß ganz anders" — er lachte listig — „am nächsten Tag ist's wieder gekommen und hat mitbracht, was ausg'führt hat. Mit der Kleptomanie hat sie sich ausgered't — und wir waren vierzehn Täg gute Freunde. Dann ist's wieder zurückgefahren ins Frankreich, no, da hab' ich ihr ein schönes Andenken noch mitgeben, damit s' eine Freud' hat und sieht, daß wir Wiener auch noblige Menschen sind! Zehn Tausender hab' ich ihr mitgeben für die Reise! Wie die sich damals gefreut hat!" Er warf einen Blick auf die Uhr und hielt erschrocken inne: „Nur noch eine halbe Stunde Zeit, so was! Und jetzten noch ins Espo — aber das geht schnell, das kann ich!" Eifrig vertiefte er sich in die Übersetzung seiner Dichtung und gerade mit dem Glockenschlage wurde er fertig. Wie atmete er dann auf! Drei Stunden in dem Schwitzmarterkasten, schimpfte er bei sich — das Zimmer war kühl und seine Fenster blickten in den Wald — Rick Kraubel ging aber trotzdem gleich, sich gründlich stärken.

Die Entscheidung sollte ihnen am nächsten Tag mitgeteilt werden, hatten die Angestellten der Erdfriedensgesellschaft auf Befragen mitgeteilt.

Unsere Drei hatten sich nacheinander in ihrem Häuschen eingefunden und über die Prüfungsaufgabe gesprochen, wobei

Rick Kraubel nicht ohne Stolz geheimnisvolle Andeutungen über seine sehr gelungene Geschichte machte. Doktor Schwarz schlug dann vor, sich die Gegend anzusehen, wozu die andern beiden bereit waren.

Asheville lag landschaftlich wunderschön: hinter der Mittelstadt der bewaldete Mitchellberg, gegen Südost Ausblick in die Ebene, die sich bis zum atlantischen Meer unübersehbar abrollte.

Fast alle Asheviller konnten Espo, Gorjanski hatte nicht umsonst jedem Einwohner hundert Dollar versprochen, der Espo sprechen lerne, so daß sich die vielen Fremden aus allen Erdgegenden mit leichter Mühe verständigen konnten.

Kraubel, der trotz seiner Jahre einer mehr oder weniger leichten Unterhaltung niemals abgeneigt war, erkundigte sich lebhaft bei einem jungen Burschen, ob und wo irgend eine Hetz wäre. Da war er sehr betrübt, zu erfahren, daß in Asheville außer Lichtspielen überhaupt nichts los sei. Doch gab ein älterer Herr mit geheimnisvoller Miene Rick Kraubel den Rat, am Abend nach Marion zu fahren, nicht ganz eine Stunde Bahnfahrt, dort sei sehr viel los; wobei er das sehr unterstrich. Doch koste es viel Geld.

Doktor Schwarz und Weinhold waren nicht recht aufgelegt, sich an diesem Ausflug zu beteiligen. Der eine fühlte sich ein wenig abgespannt, Weinhold hatte Sehnsucht nach Anni. Doch Rick Kraubel ließ nicht locker und in Anbetracht des guten Zweckes willigten sie endlich ein. Um sieben Uhr abends fuhren sie ab und nach dreiviertel acht standen sie auf dem Bahnhof einer kleinen Stadt, die den schönen Namen Marion führte.

Gleich nach Betreten der Straße liefen sie Ausrufern in die Arme. Im Nu hatte jeder ein Papier in der Hand, worauf in hochtrabenden Worten angekündigt war, daß die unvergleichliche Miß Ellinor Rutherford nur noch wenige Tage in der „Erdfriedensburg“, dem Terpacokastro, auftreten werde; alle Ankommenden seien dringendst eingeladen, die seltene, nie wiederkehrende Gelegenheit zu benützen.

Rick Kraubel lachte dröhnend und dachte an die Praterbuden; er war nach seiner heutigen Leistung sehr gut aufgelegt und bestürmte seine Freunde, ihm zu folgen.

Sie willigten ein, vorher aber gingen alle drei noch in einen Lunchroom, denn der Ausrufer hatte ihnen gegen entsprechendes Trinkgeld verraten, daß das Essen in der Erdfriedensburg abscheulich sei. Sie verzehrten eine erkleckliche

Anzahl vorzüglicher belegter Brötchen, tranken dazu ein Glas recht schlechten Bieres, Rick Kraubel wurde dabei sehr anzüglich, was belanglos blieb, da ihn niemand verstand, dann beglichen sie die Zeche und brachen zur Erdfriedensburg auf.

Äußerlich unterschied sich diese Burg nur durch ihre grellen Farben und hohen Fenster von den andern Häusern. Als sie aber eintraten, erstaunten sie: das Gebäude war innen mit vornehmem Geschmack und künstlerisch ausgestattet. Nicht überladen, wie sonstige Halls in den Staaten, sondern gediegene Kunst.

Kraubel wunderte sich noch mehr, als er beim Kartenlösen für jeden Schein dreißig Dollar zahlen mußte. Manchmal sah der vielfache Millionär Rick Kraubel mehr auf den Heller, als andere auf Kronen, daher sagte er ärgerlich: „Für das Geld könnt' ich zehnmal in die Oper, erste Reihe, gehen, zu den schönsten Balletts — wenn ich dort nicht schon meinen Stammsitz hätte —", setzte er natürlich hinzu.

Der Zuschauerraum war perlgrau — tiefrot — gold gehalten und bot Raum für etwa dreihundert Personen an kleinen Tischen, die mit wenigen Ausnahmen besetzt waren.

Bald begann die Musik und wenig später hob sich der Vorhang. Der Beginn des Spieles befriedigte keinen unserer Drei, die Vorstellung zeigte die gewöhnlichen Komikerspässe und Gauklerkunststücke.

Nach einer Pause spielte die Musik eine ganz verrückteigentönige Weise und als dann der grausamtne Vorhang auseinanderrollte, sagte Rick Kraubel „Aah!" — und behielt den Mund offen.

Auf der Bühne stand ein schlankes Mädchen, dem Ansehen nach kaum sechzehn Jahre alt, zart, schmalhüftig und feingliedrig, die Haare nach Edelknabenart geschnitten, in einem Grauseidengewand mit Rotsamtverbrämung, das die nackten Arme und die unbekleideten Beine bis zu den Knien sehen ließ. Sie stand unbeweglich, als lauter Beifall zu ihr aufrauschte, streckte dann die Arme abwehrend aus, trat einen Schritt vor und begann zu sprechen: ein Gedicht, nach ihren einleitenden Worten von ihr gedichtet und von ihr vertont. Die Musik begleitete leise.

Eine wundervolle Stimme hatte das Mädchen. Langsam und klar kamen die Worte zwischen ihren roten Lippen hervor, die ein wenig schrägen Augen blickten in die Ferne, die Hände hielt sie ineinander verschlungen.

Als sie geendet, schlugen die Zuhörer mit erregten Gesichtern in die Hände, schlugen mit den Fäusten auf die Tische, mit Messern auf Gläser — — es war wie das Aufheulen eines Sturmes — und Rick Kraubel schrie laut, bis er außer Atem war.

Unbeweglich stand das Mädchen und wartete, bis der Beifall verrauscht war. Dann begann sie ein zweites Lied — und dann sprach sie ein drittes, dieses dritte in Espo, auf den „Terstaropaco“, den Erdsternfrieden. Sie sprach mehr als sie sang, doch klangen in ihrer Stimme all die Töne mit, die die Musik hervorhob. Und dann rollte der Vorhang zusammen und hob sich nicht mehr, trotz wütendem Beifall.

Auf Rick Kraubels Stirne standen Schweißperlen, so mächtig hatte er geklatscht und gerufen. Die Umgebung war auf den alten Herrn mit Silberkopf aufmerksam geworden, Doktor Schwarz bemerkte es und sprach Rick Kraubel zu, der sich gar nicht beruhigen wollte.

„Ich muß das Mädel sehen — man wird sie doch einladen können! Man hat's ja dazu!“ Und schon winkt er einen Kellner herbei, ohne auf das Abmahnen seiner Freunde zu achten.

Ein Flüstergespräch, eine goldbeschwerte Hand und das Verbeugen des Kellners zeigten, daß sich Rick Kraubel auch auf Staatenboden auskenne. Der Kellner verschwand und kam nach wenigen Minuten zurück, Rick Kraubel leise antwortend. Der kratzte sich hinterm Ohr: „Verdammte amerikanische Grasaffen,“ brummte er fast zu laut, „die können ihr Geschäft! Hundert Dollar für die Viertelstunde Gespräch — höchstens eine Stunde! Na — leisten wir's uns! Rick Kraubel aus Wien hat ja die Netsch dazu! Ich lade euch ein, 's ist — leider — keine Gefahr dabei“, seufzte er lächelnd.

Nach Schluß der Vorstellung — Kraubel achtete ihrer wenig — wurden die Drei vom Kellner in das Untergeschoß geführt, durch einen langen, schmalen Betongang in ein Zimmerchen, das abseits schien von der Erde. Graue Seide an den Wänden, ein Kranz kleiner roter Glühbirnen in Armhöhe, in der Deckenmitte eine Öffnung, aus der ein Büschel blaufarbenen Lichtes hervorzitterte, der Boden mit dunkelrotem Teppich belegt, kein Fenster, einige weiche Stühle und ein grau-rot gestreiftes Samtruhebett, ein Tischchen — so sah das Zimmer aus. Ein Stahlrad sauste kreisend in einer Maueröffnung und trieb frische Luft von oben her durch einen unsichtbaren Schacht.

Weinhold war eigentümlich beunruhigt, Doktor Schwarz erwartungsvoll, Rick Kraubel ganz toll von Sehnsucht. Sie hatten nicht lange zu warten. Ellinor trat ein, in gleicher Tracht wie auf der Bühne, nickte kurz grüßend, setzte sich auf das Ruhebett, schlug die schönen nackten Beine übereinand — die kleinen, überaus wohlgeformten und weißen Füßchen baumelten — dann schaute sie alle drei an, schien Kraubel nach der Beschreibung des Kellners zu erkennen und sagte fragend auf Espo: „Die Anweisung?"

Weinhold mußte unwillkürlich lächeln, Doktor Schwarz sah mit brennenden Augen auf das bildschöne Knabenmädchen, Rick Kraubel aber unterdrückte einen Fluch, riß das Anweisungsbuch aus der Tasche, putzte schnell seinen Zwicker und schrieb rasch eine Anweisung auf vierhundert Dollar, die er Ellinor mit einer formvollendet sein sollenden Verbeugung überreichte. Ellinor prüfte den Schein genau, versenkte ihn wortlos zwischen ihre Brüste, wo sie ihn anscheinend an einem Gürtel befestigte, und sagte dann: „Nun?"

Der Gegensatz war so stark, daß alle drei nicht fassen konnten, wie ein so kluges und bildhübsches Mädchen derart kaufmännisch ein „Geschäft" betreiben konnte. Weinhold tat es leid, Doktor Schwarz seufzte schmerzlich, nur Kraubel, der recht gesotten war, musterte sie aufmerksam vom Kopf bis zu den Füßen und sagte: „Was kostet: erstens — ein Kuß, zweitens, das Sitzen nah bei mir — Sie verstehen mich schon — und drittens, hm — hm — nun, sagen wir, eine kleine Hochzeitsreise — was kostet die jeden Tag?"

Ellinor schlug die Beine in entgegengesetzter Richtung übereinander — Weinhold war noch jung und es wurde ihm plötzlich warm — und sagte, alle drei mit scharfen Blicken anschauend: „Ein Kuß für Sie kostet hundert Dollar" — zu Kraubel; „Sie küsse ich nicht" — zu Schwarz, „und Ihnen kostet es nichts" — zu Weinhold. „Nah sitzen will ich nur bei Ihnen" — wieder zu Weinhold, „und die Hochzeitsreise", sie blieb ganz klar und kalt dabei, „möchte ich allenfalls mit Ihnen machen" — wieder zu Weinhold, „wenn Sie die gewöhnlichen Reisekosten tragen, nur müssen Sie wenigstens einen Tag mit mir sein. Aber ich bin heute nicht frei, der kleine Gorjanski hat mich noch gemietet; ich muß erst mit ihm sprechen."

„Und was zahlt der Ihnen," fragte spöttisch Kraubel, dem langsam die Galle überlief, „für den Tag oder die Stunde? Ich weiß nicht, ob Stück- oder Zeitlohn in den Staaten üblicher ist."

„Ivo Gorjanski?“ Ellinor sagte es hochmütig — „er ist siebzehn Jahre alt, so alt wie ich, er gibt mir meine Kleider und zahlt die Wohnung und zahlt sonst mit seiner Jugend. Mehr nicht.“

Weinhold war rot geworden unter den Worten Ellinors und ihren scharfen Blicken. Wie hilfesuchend dachte er an Anni — und die war so weit, ihr Bild zerfloß im Nebel — nur nicht allein sein mit Ellinor, Stärke traute er sich nicht zu! Trotz allem, und trotz seinem Gelübde, kein Weib zu erkennen bis zu seiner Hochzeit. Die viele Geistesarbeit seit seinem achtzehnten Jahr hatte ihm das Halten dieses sich selbst gegebenen Wortes erleichtert, hier aber verspürte er, wie ein starker Wunsch in ihm aufstieg, mit dem immer schwächer die kühle Besinnung rang.

Doktor Schwarz starrte hilflos und erschüttert auf Ellinor, die aufstand, auf Weinhold zuging und zu ihm sprach: „Nun, du Blonder“ — dabei legte sie ihm ihre Hand auf den Kopf — „möchtest du nicht mit mir eine kleine Hochzeitsreise machen?“ — sie streichelte sein Haar — „es kostet dich höchstens zwanzig Dollar täglich, soviel wirst du wohl haben, und leben müssen wir doch in dieser Zeit, nicht wahr? Willst — — du — —?“ Sie beugte sich vor und sah ihm in die Augen, legte ihre Arme um seinen Hals, beugte sich weiter vor und legte ihre Lippen auf die seinen, so daß sein Blut schneller und stärker pulste.

„Weinhold,“ hörte er die sanfte Stimme Doktors Schwarz, „tu, was du willst, aber nichts, was du bereuen könntest.“

Weinhold hatte sich erhoben und Ellinor sanft zurückgeschoben, die vor ihm stand und ihm starr in die Augen blickte. Er atmete schwer und fuhr sich mit der Hand über die Stirne, seine Gedanken waren weit weg, er kämpfte mit aller Macht — Rick Kraubel räusperte sich ärgerlich und stand auf, für ihn war die Angelegenheit erledigt und lächerlich — da fand Weinhold endlich Worte: „Nein, Ellinor; Sie sind wunderschön, und schön ist Ihr Gedanke, daß Sie sich mir schenken wollen — — doch kann ich nicht annehmen. Ich bin zur Prüfung hier, in Asheville, bei der Erdfriedensgesellschaft, ich weiß nicht, ob ich Zeit haben werde — — es ist noch so viel zu tun — — sehr viel Arbeit, wirklich — — und dann — — und dann — — —“ er stotterte und atmete tief.

„Weinhold, seit wann verleugnet man?“ sagte Doktor Schwarz vorwurfsvoll.

„Seit Christi Zeiten!" antwortete Ellinor rasch und blickte hinüber. „Sind Sie, Herr mit der gezeichneten Stirne, vielleicht sein Vater oder Vormund, daß Sie sich einmengen? — Du — du willst mich nicht — weil irgend ein Liebchen deine Gedanken im alten Land zurückhält — nennst du das Mut haben und Mann sein? Wenn ich ein Mann wäre — puh, du bist langweilig — ihr alle seid langweilig!" — sie zog die Uhr aus dem Gürtel — „noch vierzig Minuten muß ich hier sein, die Anweisung ist noch nicht abgelaufen, Geschäft ist Geschäft — also, wollen Sie noch etwas?" Sie blickte alle drei herausfordernd an.

Das hätte keiner der Drei gedacht, daß Ellinor, das wunderschöne, geistreiche Mädchen mit den feinen Gliedern, so sprechen könnte. Alle drei standen stumm, von den verschiedensten Gefühlen bewegt, und kamen sich höchst unbehaglich vor, während Ellinor eine Zigarette rauchte und dabei mit den Beinen wippte, bis eine Sandale fiel.

Da aber stürzten alle drei zu ihr, um sie aufzuheben. Und Ellinor lachte herzlich, lachte hell und lang und rief: „Ihr seid doch Tollköpfe, ihr von da drüben! Da verschlingt ihr mich fast vor Zorn" — dabei warf sie wieder einen ihrer eigentümlichen Blicke — „wenn ihr aber einen hübschen Fuß seht, möchtet ihr ihn am liebsten auffressen! Drei sind immer weniger als einer, das könntet ihr schon wissen!" Sie blickte wohlwollend die Reihe herum. „Sie, Alterchen, können mich küssen, als Zugabe zu Ihrer Anweisung — Sie, Schwarzkopf, nicht, Sie sehen mir zu gescheit aus — den Jungen aber werde ich mir noch einmal vornehmen. Also — los!" Dabei war sie schon aufgeschnellt, hatte Rick Kraubel umfangen und ließ sich seinen ziemlich langen Kuß gefallen. „Aber nun hinaus, Herr Silberkopf, die Anweisung ist eingelöst — das waren drei Küsse und nicht einer — und hinaus, Herr Schwarzkopf — ich will mit dem Blonden fünf Minuten allein bleiben — oder fürchten Sie sich vor mir?" Sie sah ihn lächelnd an und schob die beiden andern zur Türe hinaus, die verdutzt und betäubt gehorchten. Weinhold rief nach: „Höchstens fünf Minuten, bitte wartet!" Dann fiel die Türe ins Schloß.

Ellinor kam zu ihm, nahm ihn bei der Hand und führte ihn zum Ruhebett. Er mußte sich niedersetzen, sie setzte sich mit ihrem Federgewicht auf seine Knie, ihm beide Arme um die Schultern legend. Dabei blickten ihre Augen tief in seine — Weinhold schien es unmöglich, fest zu bleiben. Mit plötz-

licher Bewegung huschelte sie sich ganz nah an ihn, legte mit sanfter Gewalt seine Arme um ihren Hals und drückte seine Rechte an ihre Brust, die Linke legte sie auf ihre Knie: „Du dummer Blonder — willst du nicht kommen? Ich schenke dir, wenn du willst, einen ganzen, langen Monat an meiner Seite, dreißig Tage und dreißig Nächte, so schön, wie du sie niemals wieder haben wirst. Mehr als einen Monat kann ich nicht, dann mietet mich wieder Ivo — wir haben es so vereinbart — aber komm, sag nicht nein — du bist ein so lieber Kerl!" Und noch näher schmiegte sie sich an ihn und küßte ihn, daß ihm die Sinne vergingen.

Mit letzter Kraftanstrengung erhob er sich; Ellinor glitt von seinen Knien zu Boden, dort blieb sie zusammengekauert liegen und sah aufmerksam, mit glatter Stirne und glänzenden Augen, zu ihm auf.

„Vielleicht hast du recht, Mädchen, mit deiner Lebensansicht," sagte Weinhold schweratmend, „ich könnte dich bewundern, und es wird mir schwer, sehr schwer, nein zu sagen. Du wirst mich für einen Dummkopf halten, vielleicht bin ich es auch, die Begriffe verwirren sich in deiner Nähe; aber ich danke dir trotzdem: nein. Ich kann nicht — sei nicht böse, ich kann nicht — —."

„Du bist sehr dumm, Blondkopf," fiel ihm Ellinor ins Wort, „du kennst mich ja noch gar nicht. Dein ganzes Leben lang wirst du bereuen, mich nicht genommen zu haben. Was sind dreißig oder zehn Tage und Nächte — was nur eine Nacht, für dich und mich? Nichts für dich — nichts für mich — und doch für uns beide sehr viel. — Ist die schöner, die du liebst?"

„Nein, Mädel — sie ist lange nicht so schön — aber sie hat mich lieb und ich versprach ihr — und mir, Treue."

„Pah, Treue — ein dummes Wort! Wer hält die heute noch? Sie wird es nie erfahren! Und wenn sie's erführe, würde sie sehr dankbar sein — — ich kann dich viel lehren, auch nur in einer Nacht — —"

Weinhold hatten die letzten Worte weh getan. Er blickte Ellinor schweigend an, streichelte ihr Haar und sagte kurz: „Leb wohl, Mädel — es geht nicht." Und wandte sich zur Türe.

Da sprang sie auf vom Boden und schlug die Arme ihm um den Hals: „Nicht so weggehn, Lieber, nicht so weggehn! Du verschmähst mich — noch niemand hat Ellinor verschmäht! Du kennst mich nicht, sonst tätest du es nicht! Willst du mich kennen lernen, mich sehen, wie ich wirklich bin — gleich — —

blicke her — —“ und sie begann in atemloser Hast das Kleid abzureißen.

Als Weinhold ihre Arme nicht mehr um seinen Hals spürte, da sprang er zur Türe — ein Satz, und er war im Gang — es war die höchste Zeit, der letzte Augenblick: das wunderschöne Menschenkind nackt zu sehen und abweisend zu bleiben, das traute er seinen aufgerüttelten Sinnen nicht mehr zu.

Hinter ihm fiel die Türe zu. Er hörte nicht mehr den Aufschrei und das wilde Weinen Ellinors, sah nicht, wie sich das halbnackte Mädchen vor Zorn die Haare raufte und ihre Fäuste schüttelte, während sie mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden lag — er hörte auch nicht die Worte, die sie ihm nachgerufen hatte: „Du wirst es büßen!“

Vor dem Gebäude standen Rick Kraubel und Doktor Schwarz, schweigend. Sie kamen auf Weinhold zu, als sie ihn herausstürmen sahen, Rick Kraubel tat eine scheinbar witzige Frage, auf die er sehr kurz Antwort erhielt — dann blieben alle Drei still bis zur Ankunft in Asheville, wo sie sich nach kurzem Gutenachtgruß trennten.

Doch wurden in dieser Nacht über ihr Häuschen wenig Mohnkörner gestreut.



Sechster Abschnitt.

Die Vorgänge des letzten Abends wurden am nächsten Tage nicht mehr besprochen. Wie durch stillschweigende Übereinkunft.

Da sie vormittags verständigt worden waren, die Entscheidung über die Prüfungsaufgabe werde erst nächsten Tag mitgeteilt werden, beschlossen sie, den Mitchellberg zu besuchen. Gorjanski hatte eine Schwebebahn bis auf den Gipfel bauen lassen, eine unternehmende Gesellschaft hatte einen Riesengasthof, den „Terpacodefo", die „Erdfriedenswarte", errichtet, in dessen Räumen alltäglich eine sehr bunte Gesellschaft zusammenkam. Unsere Drei trafen Bekannte von der Überfahrt, lernten andere zukünftige Mitarbeiter kennen und aßen dann gemeinsam mit einigen Gefühlsverwandten zur Nacht.

Herr Crevette, Herausgeber der „Paix", schilderte die Stimmung in seinem Lande. Das einst so blühende Frankreich hatte nach dem großen Krieg nur noch fünfunddreißig Millionen Einwohner; im Laufe der nächsten vierzehn Jahre hatte es neuerlich eine Million Einwohner verloren, trotz den verzweifeltsten Anstrengungen, die Rasse aufzufrischen. Mit Trauer sah man den Tag kommen, wo das junge Italien Frankreich in der Welt hinter sich lassen würde. Crevette hatte aufrichtige Vaterlandsliebe, doch sah er keinen Ausweg. Zudem hatte der deutsche Kanzler Ermenrod es verstanden, in die an Deutschland grenzenden Bezirke, besonders in die Kohlengegenden, eine künstliche deutsche Einwanderung zu lenken, die an manchen Orten die französischen Erbgesessenen schon überwog. „Friedlich ist es nicht zu hindern," sagte Crevette bedrückt, „die Gesetze geben uns nur die Macht, den Eingewanderten das Leben möglichst unangenehm zu machen. Aber — erstens brauchen wir die Leute als Arbeiter dort und zweitens — wenn die Eingewanderten französisch sprechen,

französische Staatsbürger werden — und das werden sie, warum denn nicht? — auch im französischen Heer dienen, jedoch ihre Frauen aus Deutschland holen und ihre Kinder durch deutsche Lehrer unterrichten lassen, so ist es selbstverständlich, daß die stärkere Rasse siegen muß. In zehn Jahren wird Meurthe-et-Moselle, Vosges und Haut-Rhin mindestens zu Dreivierteln deutsch sein und dann werden diese deutschen Franzosen auf Grund der Sprachenbestimmung im Friedensvertrag nach dem großen Kriege Änderungen fordern, Deutschland wird sich, selbstverständlich ganz friedlich, einmischen, und die öffentliche Meinung der ganzen Erde wird den deutschen Neulothringern und Moselländlern beistimmen und schließlich wird Frankreich um achttausend Geviertkilometer ärmer sein. Und so wird es weiter gehen, und in hundert oder zweihundert Jahren werden die Deutschen bis zur Seine kommen — vielleicht noch weiter — und dann wird man mit dem kleinen Überrest von wenigen Millionen wenig Federlesens machen. Wenn hundertzwanzig Millionen Deutsche gegen zwanzig Millionen Franzosen stehen — wer will sie hindern? Deshalb möchte ich, daß die Erdfriedensgesellschaft irgend eine Regelung durchsetzt, daß der heimatliche Boden heimatlich bleibt, unter allen Umständen, auch wenn er dünner bevölkert ist. Doch habe ich nicht viel Hoffnung."

Der Mitarbeiter des „World peace", Herr Erskine, schüttelte zweifelnd den Kopf: „Ihren Wunsch, Herr Crevette, werden Sie wahrscheinlich niemals erfüllt sehen. Man wird vielleicht eine gewisse Mindestdichte festsetzen, bis zu der keine Veränderung eintritt, aber ganz kann man es nicht festlegen. Stellen Sie sich den, natürlich ganz unwahrscheinlichen, Fall vor, Ihre Landsmänninnen wollten überhaupt nicht mehr gebären, so daß es, durch Zufallsgeburten, nach hundert Jahren nur noch eine Million Franzosen gäbe. Ja — diese Million kann ja gar nicht das zum Leben Notwendige finden, wenn sie ganz Frankreich bebauen wollte; das Gebiet wäre viel zu ausgedehnt, man müßte die fruchtbarsten Gebiete bebauen, das andere aber brach lassen. Die Einführung von Chinesen als Arbeitssklaven wäre vielleicht noch vor zehn Jahren möglich gewesen; heute aber gestattet es weder China noch Deutschland, denn so volkswirtschaftlich geschult ist Ermenrod, seine Arbeitermillionen nicht im Lohn drücken zu lassen, was sonst unbedingte Folge wäre. Und dann, Herr Crevette, ein altes Naturgesetz: der leere Raum saugt an, hier saugt er Menschen an. Es werden immer so- und soviele Mil-

lionen Menschen in Frankreich sein, wenn die Erdbevölkerung weiter zunimmt, ob Franzosen oder nicht, bleibt sich gleich. Für die Erde natürlich, nicht für Frankreich! Im Jahre zweitausend dürften ebensoviele Millionen Menschen auf der Erde sein. Wohl hat Rußland Platz, aber Deutschland nicht; wenn es überflüssige Millionen in der Nähe ansiedeln kann, so wird es dies tun und sie nicht erst bis zum zehnten Grad Nordbreite auf fünftausend Kilometer Entfernung schicken! — Es ist ein Gesetz wie das andere, dem entrinnen Sie nicht. — Warum wollen Ihre Frauen nicht gebären? Ich verstehe das nicht; die wissenschaftlichen Ansichten und die oberflächlichsten Annahmen sind sehr schön, aber sie haben mich nicht befriedigt."

„Wir stehen der Erscheinung machtlos gegenüber," sagte traurig Crevette, „unsere Gesetze der letzten zehn Jahre sind sehr scharf, doch halfen sie nichts. Junggesellensteuer, Beitrag für jede Geburt, entsprechende Steuerbefreiung, unentgeltliche Milchabgabe für Kinder, Begünstigungen für mehrkindrige Väter — es hilft alles nichts. Wir geben dafür jährlich über fünfhundert Millionen Franken aus — vergeblich; 'ohne Erfolg."

„Geben Sie zweitausend aus," rief Rick Kraubel, „vielleicht hilft es dann! Die Völkerschicksale gehen in Wellenlinien, auf und ab, wie die Gelehrten sagen, warum sollte mein schönes Frankreich nicht wieder in die Höhe kommen?"

„Nein, Herr Crevette," unterbrach Doktor Schwarz den beginnenden Redefluß Kraubels — sonst wären sicherlich Erinnerungen an Longchamps gefolgt —, „ich glaube, Sie sind nicht auf dem richtigen Weg. Entweder will die Frau und die äußeren Umstände hindern sie, dann beseitigen Sie diese äußeren Umstände: zahlen Sie den beschäftigten Frauen höheren und nicht niederen Lohn als den Männern, berufen Sie einen Frauenstaatsrat ein, der sich nur mit dieser Aufgabe befassen soll — er wird Ihnen Gesetzvorschläge machen; prüfen Sie sie und setzen Sie sie dann in Kraft; sie werden nicht schlecht sein. Und wenn das alles nichts hilft, dann ist das ‚oder' da: Ihr Volk will nicht mehr! Obgleich es eines der jüngsten der Erde ist. Was wissen wir Menschlein vom Rassentrieb! Vielleicht war die Mischung der Kelten mit den Römern und dann mit Franken und mit Normannen nicht gut, die Mischung in Italien scheint besser zu sein, denn diese Rasse gedeiht, ich wiederhole, wir wissen es nicht. Kämpfen Sie also an, solange Sie können, und wenn es nicht mehr geht, sagen

Sie Schicksal, obwohl Sie da eine unerklärliche Erscheinung mit einem dummen Wort bezeichnen. Die Erde wird sich weiter drehen, auch wenn Paris in hundert oder zweihundert Jahren ‚Seenestadt‘ heißen und man sich auf dem Boulevard de l'Opéra nur mit Heil begrüßen sollte! Wir wollen doch vornehmlich Erdbürger und dann erst anderes sein, wir kämpfen für die Menschheit und nicht für ein Volk!“

„Gewiß haben Sie recht,“ sagte Crevette, „ich muß ja Ihrer Überlegung zustimmen, wenn ich darüber genau nachdenke. Aber es schmerzt — es schmerzt! Sie haben leicht reden: Sie gehören zu dem Volke, das aufblüht und uns verdrängt, aber wir sind die Verdrängten! Ich kann als Franzose nur eine Genugtuung haben in der Hoffnung, daß in einigen hundert Jahren Deutschland das gleiche Schicksal blüht durch Rußland; denn dieses Reich wird zur Jahrhundertwende doppelt so viel Einwohner haben als Sie und wird schneller wachsen!“

„Das ist möglich“, sagte Weinhold, der sich erst jetzt ins Gespräch mischte; „aber erstens sind wir nicht Deutsche, sondern deutsch sprechende Österreicher, verdrängen also niemand, werden im Gegenteil verdrängt — lachen Sie nicht, kommen Sie zu uns, in Wien hört man mehr tschechisch als in Nancy deutsch — und zweitens ist Rußland nicht so gefährlich. Seit dem Entstehen der einzelnen Freistaaten haben die untereinander genug mit sich zu tun; der nächste Krieg dürfte zwischen Polen und der Ukraine sein. So erscheint es uns aus der Nähe am wahrscheinlichsten. Wir mögen irren, aber wir glauben, daß dieser Krieg kommen wird und daß sich auch andere einmengen werden.“

„Sprechen wir nicht von Kriegsmöglichkeiten,“ meinte Erskine abwehrend, „man soll den Teufel nicht an die Wand malen, und schließlich sind wir doch hier, um in Zukunft jeden Krieg zu vermeiden. — Übrigens, meine Herren — was für einen Vorwurf hatten Sie bei Ihrer Prüfungsarbeit?“

„Wir hatten alle das gleiche,“ sagte schnell Rick Kraubel, „eine verrückte Fluggeschichte sollten wir schreiben; na, mir ist es nicht besonders gelungen“ — das meinte er aber durchaus nicht so in Wirklichkeit — „wenn auch, so macht es doch nichts. Ich will ja gar nicht schreiben, ich will für die Sache zahlen und schlage Lärm!“

„Wir hatten dasselbe zu schreiben“, sagten Crevette und Erskine verwundert. Doktor Schwarz lächelte behaglich und meinte: „Ich wundere mich gar nicht, wenn er allen an einem

Tag zu Prüfenden den gleichen Vorwurf gibt. Dann sieht er am deutlichsten, wer Einbildungskraft und Schreibkunst hat; der Vergleich ist immer der leichteste und beste Maßstab."

„Wie viele Vertreter sind denn von Ihnen hier?" fragte Erskine. „Ich kenne nur wenige Herren."

„Ich weiß wirklich nicht genau; gemeldet haben sich ziemlich viele, die meisten sind aber schon früher gefahren, einige kommen wohl noch. Von Wien sind wir gegenwärtig die Einzigen, soviel ich gesehen habe. Und von Ihnen?"

„Im ganzen meldeten sich sechzig", antwortete Erskine. „Wenig — es fanden sich merkwürdigerweise nicht viel Leute, die der Ehrlichkeit der Amerikaner trauten. Und seit sie mit ihrem vielumjubelten Fry so hereinfielen, wurde man noch mißtrauischer. Man wittert irgend eine Volksvertretung, alle Menschen nach Stämmen oder Sprachen umfassend, und das wäre unsern Obern natürlich nicht recht. Und auch den Untern nicht, denn jeder Engländer betrachtet sich jederzeit als Herr über dreihundert Millionen indischer Sklaven. Auch wenn er davon nur träumt und nicht darüber spricht, so ist dieser Traum doch so bestrickend, daß ‚All Britain' ihn nicht missen möchte. Daß sich bei uns der Erdfriedensgedanke am schwersten durchsetzen wird, daran habe ich nie gezweifelt."

„O," sagte Crevette, „wenn uns recht geschähe, wären wir am meisten begeistert. Auch meine Landsleute fürchten Unheil — — von Deutschland."

„Bei uns", warf Rick Kraubel mit breitem Munde ein, „ist alles Wurscht. An unseren inneren Fragen wird die Erdfriedensgesellschaft zuschanden werden. Denn da kennt sich niemand aus. Weil aber der Gedanke neu ist, wird er anfangs sehr ziehen, und eine Hetz sein; um Fry hat man sich bei uns fast gar nicht gekümmert, die Kulturgesellschaft fand bei uns keinen rechten Boden. Was begreiflich ist — — waren Sie je in Österreich?" fragte er herausfordernd Crevette und Erskine.

Crevette verneinte mit Bedauern, Erskine antwortete, ohne die Miene zu verziehen: „Ja, zweimal."

„Nun, und was sagen Sie?"

„Nichts."

„Das ist auch das Gescheiteste!"

„Ich verstehe nicht, Herr Kraubel" — der Name ward dem Franzosen schwer — „warum Sie so über Ihre Heimat schimpfen! Das verstehe ich nicht!"

„Wer schimpft über die Heimat?" rief Rick Kraubel

erregt mit rotem Kopf; „ich schimpfe über die Verhältnisse, aber nicht über die Heimat! Wissen Sie, wenn sehr viele liebe und schwache Menschen gezwungen sind, unter veralteten Einrichtungen beieinander zu leben, so werden sie einander ekelhaft. Das finden Sie bei uns. Das ist der große Unterschied zwischen uns und dem Deutschen Reich: der Durchschnittsösterreicher ist ein harmloser Mensch mit Durchschnittsformen, die zwar nicht entzücken, aber auch nicht verletzen, der Durchschnitts- — Norddeutsche dagegen, na, ich will nichts sagen. Mir fällt er scheußlich auf die Nerven; sie kennen sie ja selbst" — Crevette nickte verständnisinnig und Erskine hob die Mundwinkel —; „dagegen der Staat aber, alle Achtung! Einen solchen Staat hat es noch nie gegeben, selbst ich bewundere ihn!"

Doktor Schwarz war ungehalten über die Worte Kraubels, doch ehe er noch unterbrechen konnte, hatte Erskine begonnen: „Glauben Sie wirklich, daß bei seiner Gründung und Vergrößerung viel Sittlichkeit mitgewirkt hat? Ich glaube es nicht! Uns macht man immer den Vorwurf der Heuchelei; die Deutschen heucheln nicht minder. Die Bismarckdepesche 1870, seien wir höflich, Wortverdrehung, der Überfall Belgiens — Vertragsbruch — und so weiter. Wir haben's nicht besser gemacht, gebe ich zu, aber wir sagen es wenigstens. Die Deutschen aber leugnen alles, machen Dankgottesdienste und erfinden einen Freiheitsbegriff — streng lebensweise natürlich — nach dem kein Hund leben kann, wenn er je gerochen hat, was Freiheit heißt und — —"

„So arg ist die Geschichte wieder nicht," fiel Rick Kraubel hitzig ein, „die Deutschen haben einige hundert Jahre lang das Maul halten müssen, das rächt sich jetzt! Aber, Ehrlichkeit oder Heuchelei, in der Staatskunst oder besser, Staatskünstelei — wie bei uns der Putz schreibt — das ist alles eins! Sind alle Jesuiten, auch bei Ihnen! Da braucht kein Staat dem andern einen Vorwurf zu machen. Und was Sie besonders hervorheben — ja, es ist erklärlich, daß England sich ärgert, weil der große Krieg nicht so ausgegangen ist, als es dachte. — Amerika! Ich verstehe Sie also ganz gut, wenn ich auch nicht Ihrer Ansicht bin. Übrigens stimme ich auch Ihrem Angriff auf den deutschen Freiheitsbegriff nicht zu, denn dieser —"

Doktor Schwarz, der schon seit einigen Minuten wie auf Kohlen saß, sah, daß das Gespräch bitter werden konnte. Da brachte er es durch eine laute Zwischenfrage an Crevette auf

ihren Gastgeber, Ingenieur Gorjanski, und die Mienen heiterten sich auf.

Gorjanskis Erfindungen hatten umwälzend gewirkt. Weit den Berechnungen vorauseilend, trugen schon jetzt viele Millionen seine Westenkraft und erzeugten sich den Strom, der ihre Wohnungen beleuchtete und ihre Speisen kochte. Die Staaten hatten mit den anderen Verträge abgeschlossen und lieferten ihnen den Rohstoff. Präsident Myer hatte einen Teil dieses Gewinns Gorjanski gutschreiben lassen — obwohl dies vertraglich nicht bedingt gewesen war — und Gorjanski konnte annehmen, daß nach zwei, drei Jahren sein Einkommen auf hundert Millionen Dollar steigen würde.

Erskine rechnete mit Bleistift auf der Tischplatte und sagte nach einer Weile: „Für die Besoldung der unmittelbaren Mitarbeiter braucht er acht Millionen — wenn er bei achthundert bleibt — für die mittelbaren will ich rund fünf Millionen annehmen, als Reisezuschüsse alljährlich drei Millionen, für Bauten zwei Millionen, für seine Verlautbarungen an Drahtbriefkosten fünf Millionen, und Kosten der Hauptleitung — er wird mit Jahresende etwa fünfhundert Angestellte haben — zwei bis drei Millionen, macht zusammen rund fünfundzwanzig Millionen — da bleiben ihm schon heute fünfunddreißig Millionen übrig. Was wird er mit dem übrigen Gelde tun? Ich bin neugierig."

„Asheville und Mitchell kosten ihn jährlich etwa fünf Millionen," meinte Crevette, „so sagte mir gestern der Geschäftsführer. Das spielt wirklich keine Rolle."

Ein hagerer Mann, der am Nebentischchen saß, wandte sich um: „Wollen Sie wissen, wofür er das meiste Geld ausgeben wird?" Er sprach Espo schlecht und hart.

„Bitte sehr", sagte Rick Kraubel kräftig und alle sahen nach dem Mann mit dem Vogelgesicht.

„Für Flugzeuge", anwortete dieser kurz und wandte sich wieder um, die kurze Tonpfeife zwischen die Zähne nehmend.

„Ich bin genau so gescheit wie früher", meinte Rick Kraubel und kratzte sich den Kopf. Auch die andern blickten verwundert drein, nur Doktor Schwarz lächelte.

Der hagere Mann wandte sich nochmals um und sagte: „Verteilung von Flugschriften!", wobei er das „Flug" besonders betonte.

„Aha!" rief Rick Kraubel und schlug sich an die Stirne, „jetzt — jetzt verstehe ich! Hervorragender Gedanke! Wenn

die Zeitungen verboten werden, arbeitet er mit Flugzeugen und Flugschriften! Ja, diese Amerikaner — — — und dabei ist Gorjanski eigentlich unser Landsmann! — Wollen Sie sich nicht zu uns setzen, Herr —?“

„Nein!“ war die Antwort des Langen, der sich gar nicht umdrehte.

Rick Kraubel verdroß die Ablehnung; er beschloß, den Mann nachher allein auszuforschen. Umso lebhafter wandte er sich jetzt zu den Tischgenossen und begann ein Langes und Breites vom Fliegen aufzuschneiden, obwohl er durchaus kein begeisterter Anhänger war, da es ihm nicht genug sicher erschien. Mit technischen Einzelheiten war sein Gehirn nicht belastet und Schwarz und Weinhold mußten mehr als einmal lächeln, als Rick Kraubel ganz unmögliche Dinge behauptete. Crevette blieb höflich und Erskine verzog keine Miene.

Eben hatte Rick Kraubel wieder einen kühnen Satz entwickelt, da schlug der Mann nebenan mit der Faust auf das Tischchen, daß es nur so knallte, drehte sich hastig um, riß die Pfeife aus dem Mund, sprang auf und rief hinüber: „Wie kann man solchen Unsinn behaupten — Ihr Unwissen ist ja grauenhaft! Ich komme hinüber!“ Mit zwei Schritten war er da, hatte seinen Stuhl mitgezogen, setzte sich, sagte undeutlich etwas, das wie Knudsen oder so ähnlich klang, und sprang sofort in die Unterhaltung ein: „Die jetzigen Flugzeuge machen nicht zweihundert, sondern dreihundert Kilometer in der Stunde und können, von zwei Personen abwechselnd gesteuert, dreißig Stunden in der Luft bleiben; bei einem Gesamtgewicht von zwei Tonnen überdies noch eine Nutzlast von zweihundert Kilogramm tragen. Ein bedrucktes Flugblatt wiegt ein Gramm, also kann ein Flugzeug zweihunderttausend mit sich führen, hundert Flugzeuge zwanzig Millionen! Und diese hundert Flugzeuge können, wenn sie ein bestimmtes Land aufklären sollen, einigemale täglich dahin fliegen, eine Tagesleistung von fünfzig Millionen Stück läßt sich erreichen — oder in drei Wochen eine Milliarde! Dadurch kann jedenfalls die öffentliche Meinung Tatsachen erfahren, die ihr sonst vorenthalten blieben!“

Rick Kraubel war wegen seiner früheren Zurechtweisung verdrossen, wagte aber nicht, zu widersprechen. Der Neuankömmling sah ganz darnach aus, als wüßte er, was er spräche.

Crevette begann ein lebhaftes Gespräch mit Knudsen, in dessen Verlauf es sich herausstellte, daß Knudsen — so hieß

er wirklich — Flugzeugbauer und selbst Flieger war. Er stand seit längerem mit Gorjanski in Unterhandlung, doch war noch nichts Festes abgeschlossen. Knudsen versprach sich viel von der Mitwirkung von Flugzeugen zur Volksaufklärung. Die Tischgesellschaft mußte seiner eingehenden Darlegung recht geben.

Unterdessen war der Abend gekommen. Die Wälder des Mitchellberges standen unbeweglich, feiner Nebel kam aus den Waldwiesen gegen den dunkelnden Himmel. Asheville erglänzte in hellem Licht, die Schwebebahn — ein leuchtender Punkt — klomm bergauf und mancher der vielen Gäste starrte stumm in die herabsinkende Nacht.

So auch Weinhold. Das Erlebnis von gestern summte noch in seinen Ohren, stand noch vor seinen Augen — ja, es brannte noch auf seinen Lippen. Immer wieder ertappte er sich dabei, Ellinors Stimme zu hören, ihren schlanken Körper zu sehen. Vergebens fuhr er mit der Hand über die Augen — das Bild stand vor ihm und stand und stand — zu gut barg die Erinnerung sein Gehirn.

Ellinor Rutherford — sonderbarer Name, wer weiß, wie sie wirklich hieß! Wer weiß, ob sie Amerikanerin war — allmächtig war der Schwindel in den Staaten. Doch, was ging das ihn an? Was nur? Schön war sie, geistreich auch, und — er hatte sie verschmäht. Er fürchtete, lächerlich gewesen zu sein; seine Zuneigung zu Anni erschien ihm mit einem Male wie abgeschmackt, als Verlangen nach Häuslichkeit, als Aufhören jeden Strebens, jedes Ringens nach Entwicklung seines Wesens — er schämte sich.

Doktor Schwarz hatte Weinhold mit wachsamen Augen verfolgt, er schien seine Gedanken zu erraten. Denn er legte ihm leise die Hand auf den Arm und fragte: „Gehen wir, Weinhold? Es wird kühl, und deine Gedanken sind nicht gut. Komm.“ Und er erhob sich, entschuldigte sich mit kurzen Worten — Rick Kraubel blieb bei Knudsen, dem er begeistert zuhörte — und zog Weinhold mit sich.

Nur wenige Worte sprachen sie unterwegs miteinander und ohne Beziehung auf das Ereignis. Erst als sie vor der Haustüre standen, sagte Doktor Schwarz noch einmal: „Deine Gedanken sind nicht gut, Karl, nimm ein Schlafmittel und verschlafe sie. Morgen wirst du vielleicht und hoffentlich besser und kühler denken. Wenn du willst, sprechen wir morgen darüber. Heute nicht; zuerst gut ausschlafen. Wirst du mir folgen?“

Weinhold blickte nur flüchtig auf, doch drückte er die dargereichte Hand. Dann wandte er sich mit undeutlichem Gruß.

Um zehn Uhr vormittags des nächsten Tages erhielten die Drei verschlossene Umschläge. In denen Schwarzens und Weinholds lagen fertige Verträge, nur noch von ihnen zu unterschreiben, um in Kraft zu treten — Schwarz als ständiger unmittelbarer, Weinhold als gelegentlicher Mitarbeiter mit mindestens einem Aufsatz monatlich bei zweitausend Dollar jährlichem Gehalt — im Umschlag Rick Kraubels aber lag eine bedruckte Karte, auf der die Erdfriedensgesellschaft höflich bedauerte, seine Dienste leider nicht in Anspruch nehmen zu können.

Rick Kraubel war zornrot in höchst mangelhafter Kleidung — die Fliegersitzung hatte sich sehr ausgedehnt — zu Schwarz hinübergerannt und hatte ihm sein Leid geklagt. Schwarz beruhigte ihn lächelnd. Es müsse ein Mißverständnis sein, Rick Kraubel wollte doch gar nicht mitarbeiten, wollte nur unterstützen, nicht wahr? Habe er dies alles Gorjanski deutlich gesagt oder geschrieben? Ja? Vielleicht sei der Brief nicht angekommen. Er, Schwarz, müsse noch mit ihm sprechen, da werde sich die Sache klären. Worüber sich Rick Kraubel endlich beruhigte. Nur nicht die Schande erleben, zurückgewiesen zu werden, beteuerte er immer wieder — er wäre ja unmöglich in Wien! Daß aber das Erkenntnis der Erdfriedensgesellschaft seinem Dichterstolz einen harten Stoß versetzt, und was er im Geheimen erhofft hatte — das verschwieg er.

Die Lebensansichten Rick Kraubels waren nicht die Doktors Schwarz. Aber, um des Zweckes willen liebte er das Mittel. Er versprach nochmals, sein Möglichstes zu tun; und hielt es auch.

Als er nach einer langen Unterredung, die Entdeckung Professors Messerschmidt betreffend, sein Anliegen wegen Rick Kraubel vortrug, lächelte Gorjanski.

„Ich habe nichts gegen ihn," sagte er, „doch schreibt er ein so mörderisches Deutsch und übersetzt dann seine kühnen Satzfolgen in einer Weise ins Espo, daß ich fürchte, es wird nicht gehen. Die ewigen Verwechslungen von als und wie, das unrichtige Setzen von selten, die Unkenntnis der Mitvergangenheit als Erzählform und die wirklich rührend einfachen Gedanken, die er in gleich schöne Sätze kleidet — es geht wirklich nicht."

„Aber Rick Kraubel hat Ihnen doch geschrieben," sagte Schwarz verwundert, „er habe gar nicht die Absicht, als bezahlter Mitarbeiter zu wirken, er bitte nur um Erlaubnis, im Sinne des Aufrufes einen Teil seines Vermögens der Erdfriedensgesellschaft zur Verfügung zu stellen."

„Ich habe einen solchen Brief niemals erhalten", meinte Gorjanski. „Sie drei wurden auf Grund der Auskunft der amerikanischen Botschaft in Wien zugelassen. Wenn Herr Kraubel Geld hergeben will, so ist er selbstverständlich willkommen. Wieviel hat er, richtiger, wieviel wollte er spenden?"

„Was er spenden wollte, weiß ich nicht," antwortete Doktor Schwarz, „sein Jahreseinkommen wird nicht viel unter zwei Millionen Dollar betragen. Gelegentlich erwähnte er einmal während der Überfahrt, daß er, weil kinderlos, die Hälfte seines Einkommens der Erdfriedensgesellschaft widmen wolle."

Gorjanski dachte nach und rechnete ein Weilchen. Dann sagte er: „Wenn Rick Kraubel sein Geld gut anlegen will, gründe er eine völlig unabhängige Zeitung. Er soll aber versprechen, daß er niemals selbst schreibt — oder doch nur im heitern Teil. Kraubels Zeitung braucht gar nicht allzusehr mit Erdfriedensgedanken zu arbeiten. Wenn sie den Völkerfrieden in Österreich entwickelt oder ihm dienlich ist, so nutzt sie viel mehr, denn sie schafft auf kleinem Raume die Voraussetzung für den allgemeinen Erdfrieden. Denn wenn sich in Österreich neun Völker miteinander vertragen, ist das ein lebendiges Beispiel für die ganze Erde. Sagen Sie ihm, bitte, daß er gerne aufgenommen wird, er möge in einer Stunde zu mir kommen; wir wollen dann Einiges besprechen."

Rick Kraubel war überglücklich, als Doktor Schwarz ihn benachrichtigte. Und wenig später stand er, lange vor der bezeichneten Zeit, in Gorjanskis Vorzimmer und wartete ungeduldig auf den Vorruf.

„Herr Kraubel," begrüßte ihn Gorjanski, „Sie wollen, wie Doktor Schwarz mir mitteilte, einen wesentlichen Teil Ihres Vermögens oder Einkommens dem Erdfriedensgedanken zur Verfügung stellen. Wenn Sie den jährlichen Beitrag mit fünf Millionen Kronen festsetzen wollen, so verspreche ich Ihnen, daß Sie dafür großen Einfluß und viel äußere Ehren von Ihrem Staate haben und uns dabei sehr nützen werden! Wollen Sie?"

Rick Kraubel zupfte seine Fliege — fünf Millionen! Das war nicht wenig, der Mann ging ins Zeug; aber es schmeichelte

ihn, daß Gorjanski die Sache so großzügig anpacke, und er wollte ihm zeigen, nicht an den Unrechten gekommen zu sein, deshalb zauderte er nicht lange und sagte: „Ja — ich will. Wie und was soll ich?“

Gorjanski entwickelte ihm nun seine Gedanken. Er möge eine Zeitung gründen, die für die Versöhnlichkeit in Österreich wirke. Sie müsse wohlfeil sein, um große Verbreitung zu finden, trotzdem aber nur erste Mitarbeiter haben. Auf der ersten Seite die notwendigsten Drahtbriefe, ohne jede Erklärung, bei Angabe der Herkunft, so daß jeder sich selbst sein Urteil bilden könne; auf der zweiten Seite kurze Besprechung der wichtigsten Nachrichten, möglichst in Schlagworten, auf der dritten Seite Aufsätze über Sprachenfragen, alles kurz und gediegen, auf der vierten über Entwicklung, also Rechts-, Schul- und Erziehungsfragen — bei Ausschluß auch nur der Erwähnung irgend eines Glaubens — „dies ist Sache des Einzelnen und geht die Gesamtheit nichts an“ —, auf der fünften über Volkswirtschaft, auf der sechsten über Erdfriedensangelegenheiten; die siebente sei örtlichen Begebenheiten und Besprechung von Kunstwerken aller Art gewidmet, die achte endlich enthalte den schöngeistigen Teil, einen preisgekrönten Roman und kleinere Dichtwerke.

„Wenn Sie“, schloß Gorjanski, „täglich nur zweihunderttausend Abdrücke zu acht Hellern das Stück verkaufen, erhält sich die Zeitung von selbst. Papier kostet Sie etwa sechs Hundertstel, der Satz etwa zwanzig Hundertstel, der Druck zehn Hundertstel, die Drahtbriefe Ihrer Sonderberichterstatter dreißig Hundertstel, die Beiträge zwanzig Hundertstel und die Schriftleitung vierzehn Hundertstel. Dabei können Sie Ihre Leute sehr gut zahlen. Wenn die Auflage steigt, gehen Sie sofort mit dem Preis hinunter. Sie arbeiten dann vielleicht wieder eine Zeitlang mit Verlust, aber Sie bringen es ein. Sie müssen bis auf fünf Heller kommen, dann schlagen Sie jede Zeitung; und wenn Sie eine Millionenauflage haben, dann, Herr Kraubel, sind Sie die öffentliche Meinung. Und dann erst werde ich vornehmlich durch Sie arbeiten. In den ersten drei, vier Jahren werden Sie zusetzen, davon bin ich überzeugt, später nicht mehr. Sie werden bis dahin keinesfalls mehr als zwanzig Millionen brauchen. Ich denke, im ersten Jahr fünfzehn — Gebäude, Druckerei, Einführungskosten und Lärmmachen —, im zweiten etwa drei und in den beiden folgenden je eine. Wollen Sie also?“

Rick Kraubel sah sich schon als Herr eines Riesenunter-

nehmens, er dachte angestrengt nach einem passenden Namen für die Zeitung nach und schlug ein. „Wie soll ich die Zeitung nennen?“ fragte er plötzlich.

Gorjanski lächelte: „Der Name ist das schwerste, doch lassen Sie uns ein Weilchen nachdenken —“ Und halblaut sagte er vor sich hin: „Erdfrieden — Völkerfrieden — — Friedensbote — — Friedenswille — — nein, ich weiß, Reichsfrieden, das ja, — nein — Reichsfried — Reichsfried nennen sie sie. ‚Der Reichsfried‘ — das klingt gut, hat einen guten Sinn, klingt aber trotzdem etwas ungewöhnlich — das lieben Ihre Landsleute — ist kurz und leicht zu merken und gellt beim Ausrufen in die Ohren.“

Rick Kraubel wollte sich das Wesentlichste der Mitteilungen aufschreiben, doch Gorjanski machte ihn aufmerksam, daß er in wenigen Stunden vom Hausamt genaue Belege zur Führung eines Zeitungsbetriebes erhalten werde; es sei schon vorbereitet, nur abzuschließen. Dabei befänden sich auch allgemeine, von Gorjanski entworfene Grundsätze für die Mitarbeit, die er möglichst genau einzuhalten bitte. „Ich will Ihnen im Vertrauen sagen,“ schloß er, „Sie sind gegenwärtig der vierzehnte, der aus eigenen Mitteln und aus Liebe zum Erdfriedensgedanken eine eigene Zeitung gründet. Wenn wir die öffentliche Meinung ein paar Jahre lang bearbeiten, wird es uns gelingen, allmählich unsern Zweck zu erreichen.“

„Ich bin schon alt“, sagte Rick Kraubel einfach und drückte die dargereichte Hand, „und möchte doch gerne den Erdfrieden erleben. Werde ich das?“

Gorjanski stand nachdenklich: „Das weiß ich nicht. Glauben wir nicht allein an uns, sondern auch an die kommenden Geschlechter. In fünf Jahren, vielleicht erst in zehn Jahren, kann der Erdfriedensgedanke Wurzel gefaßt haben, wenn nicht etwa unglücklicherweise ein kurzer Krieg geführt wird, der für den vermeintlich Rechthabenden glücklich endet. Wenn Deutschland heute Frankreich zu Boden wirft und dazu einen in den Augen der Allgemeinheit berechtigten Anlaß hätte — allerdings fände der sich schwer —, so hätten wir für Jahrzehnte in Deutschland jeden Einfluß verloren. Denn, vergessen Sie niemals: Gewalt schläft in jedem Menschen. Und wenn er, auf persönlich niederer Entwicklungsstufe, für planmäßige Tötung Geld und Ehren erhält, so wird er schwer zu überzeugen sein, daß der friedliche Kampf besser gewesen wäre. Die paar tausend Krüppel eines kurzen Krieges gehen in der Menge unter und die Toten sind stumm. Also hoffen wir,

daß im nächsten Jahrzehnt kein Krieg ausbricht, dann werden auch Sie noch die Völkerverbrüderung sehen."

Damit wendete sich Gorjanski ab und Rick Kraubel verließ das Zimmer.

Freudestrahlend teilte er Doktor Schwarz die Unterredung mit und besprach sie mit ihm. Bis zum späten Nachmittag saßen die beiden beisammen und bekritzelten viele Seiten unschuldig weißen Papiers mit ihren Entwürfen. Dann brachte ein Bote Gorjanskis die versprochene Zusammenstellung und die Luftschlösser nahmen feste Gestalt an. Schwarz konnte Rick Kraubel raten, wen er sich als Hauptleiter nehmen solle, sie besprachen die Bedingungen der Wettbewerbe für Romane und Erzählungen — mit Erdfriedensrichtung — und entwarfen Aufrufe an die „Gebildeten aller Stände" mit der Bitte um Mitarbeit.

Weinhold war an diesem Tage sich selbst überlassen. Wohl hatte ihn der Schlaf ein wenig beruhigt, aber ruhig war er nicht. Noch lange nicht. Er wollte auch keine Aussprache mit Schwarz; im Gedanken hätte er ihm recht geben müssen, doch sprachen hier seine Sinne und nicht die Überlegung. Und nach kurzem Schwanken, das einen langen Kampf beendete, beschloß er, während er den Wald durchlief, Ellinor nochmals aufzusuchen. Ohne seine Gefährten zu verständigen, fuhr er nach Marion, konnte Ellinor nicht sprechen, da noch früher Nachmittag war, wartete fiebrig auf den Abend und sah dann in der Erdfriedensburg Ellinor, die dieselben Gedichte vortrug wie unlängst und ihn nicht zu bemerken schien, obwohl er allein an einem Tischchen der ersten Reihe saß. Nach dem Vortrag bat er durch den Kellner um eine Unterredung, sie wurde ihm ohne Bedingung gewährt. Und dann stand er im rotgrauen Zimmer und ihn fröstelte.

Ellinor trat ein, in einen grausamtnen Mantel gehüllt, eine rote Federschlange um den Hals und sah ihn spöttisch an. Noch ehe ein Wort gefallen war, hatte sich die Türe abermals geöffnet und ein Knabe war in der Öffnung erschienen, der die gleiche Tracht trug, wie Ellinor auf der Bühne: ein kurzes Wams und Beinkleid aus grauer Seide mit roter Verzierung, Arme und Beine nackt. Der braune, schöne Knabe maß Weinhold mit kaltem Blick, kam zu Ellinor heran, faßte sie um die Mitte und sagte: „Ist das der Esel?"

Weinhold war so verblüfft, daß er keine Worte fand, während Ellinor kühl antwortete: „Ja, das ist er —"; darauf trat der Knabe vor, steckte die Hände in die Taschen, maß

Weinhold von oben bis unten, lachte hellauf und rief: „Sie — dieses Wundermädchen hat Ihnen angetragen, sich Ihnen auf einen Monat zu vermieten und Sie haben das verschmäht? Wie konnten Sie wagen, meine Geliebte so zu beleidigen und was suchen Sie überhaupt noch hier?" — Zornrot war das hübsche Bubengesicht, die weißen Zähne blitzten und die Augen funkelten bös.

Weinhold hatte sich mit Mühe gefaßt; er spielte eine lächerliche Rolle, ihm war es um den Abgang zu tun. Kurz sagte er: „Sie scheinen nach Ellinors Erzählung Ivo Gorjanski zu sein — eines großen Mannes kleiner Sohn — nach unseren, hier wohl veralteten Begriffen ist mir unbekannt, wie Sie mich wegen einer solchen Angelegenheit zur Rechenschaft ziehen könnten." Ivo lächelte höhnisch, während Ellinor ihm etwas ins Ohr flüsterte. Da wurde Weinhold zornig und verlor die Überlegung: „Selbst ein Zuhälter in Europa könnte seine Dirne nicht besser verteidigen wie Sie — schämen Sie sich!"

Ivo Gorjanski lachte mit weit offenem Mund: „Ellinor ist gescheiter als ich — die weiß, warum Sie nochmals kamen! Es tut Ihnen leid, was? Sie bereuen, nicht gesündigt zu haben, was? Das möchten Sie gerne nachholen, nicht wahr? Sie irren sich aber ganz verdammt, Herr! Ellinor vergißt nicht und vergißt sich nicht! Denken Sie an Ihr Mensch in Europa oder denken Sie bei dem mit geschlossenen Augen an Ellinor, das wird wirken — Ihr Menscherl wird Freude haben!"

Weinhold war wütend: der verlockende Apfel war ihm entglitten — verlacht und beschimpft wurde er, und jetzt auch noch sein Lieb — doch wurde ihm siedendheiß, als er an Anni und seinen Zusammenbruch dachte, er schämte sich, jetzt an dieses Wort zu denken; gemein war er geworden in den letzten Tagen, er hatte gar nicht das Recht, sie sein Lieb zu nennen — er bezwang sich mit Gewalt, doch seine Zähne knirschten. Ellinor flüsterte wieder Ivo ins Ohr und da lachte dieser abermals, setzte sich auf das Ruhebett, zog Ellinor auf den Schoß, so daß der Mantel fiel und Ellinors weißer Körper aufleuchtete, nahm sie heftig in die Arme und da Weinhold sich niedergeschmettert zum Gehen wandte, rief er ihm nach: „Nun, wollen Sie nicht dableiben? Elli hat nichts dagegen und mir ist's gleich — Sie können Unterschiede lernen —" — dabei spuckte er verächtlich und im Bogen aus — Weinholds Wange wurde naß.

Mit einem Schritt war dieser bei den Beiden, riß Ellinor auf, die in die Knie stürzte, und schlug Ivo rechts und links mit

der Faust ins Gesicht; ein Blutstrom sprang aus seiner Nase und fiel auf Ellinors weißen Leib, die aufsprang und sich mit ihren Nägeln auf Weinhold stürzte. Der aber schlug sie vor den Leib und Ellinor fiel zurück auf das Ruhebett — ging mit hastigem Schritt zur Türe und verschwand.

Wie ein böser Spuk erschienen ihm die letzten fünf Minuten, als er jetzt im Freien stand und zum sternenflimmernden Nachthimmel aufblickte. Aber sie hatten ihn geheilt, gründlich geheilt. Seine Wange blutete, Ellinors Nägel waren scharf und spitz, er wischte sich flüchtig ab und eilte zum Bahnhof.

Um zehn Uhr lag er in seinem Bette und dachte an die Erlebnisse der letzten Tage. Wie war es möglich, so verrückt zu sein — heute erschien es ihm unbegreiflich. Immer wieder drehte er das Licht auf und schaute auf Annis Bild, das ihn freundlich ansah. Er schämte sich bitterlich seiner Gedanken und Absichten und gab sich das Wort, Anni alles zu gestehen. An der Verzeihung zweifelte er nicht, er kannte ihre starke Liebe. Mißbrauchte er diese große, verzeihende Liebe? Doch wohl nicht — noch nicht; denn noch nicht war sie seine Frau, sie hatte nur seelisch, noch nicht körperlich ein Recht auf ihn. — Was war recht? Wer wußte es? Konnte sich Liebe teilen —? Er grübelte lange und vergeblich. Doch hatte er sich selbst versprochen, kein Weib vor Anni zu berühren — und deshalb erschien ihm sein Schwanken am erbärmlichsten.

Und Ivo Gorjanski, der schöne Knabe, wie kam der Vater zu einem solchen Lumpensohn? Es erschien ihm unglaublich. War Gorjanski deshalb so ernst und verschlossen und fürchtete er für die Zukunft seines Werkes? In dem Hause mußte ein Geheimnis sein.

Beim Frühstück am Morgen freute sich Doktor Schwarz über das ruhig-heitere Gesicht Weinholds. „Es ist vorüber“, hatte der ihm im Vorbeigehen gesagt, ein Kopfnicken war die Antwort und die Sache damit erledigt. Mit Angst und Sorge hatte Schwarz am Vortag zu später Stunde das Verschwinden Weinholds wahrgenommen und erleichtert vor zehn Uhr dessen Schritt gehört.

Rick Kraubel hatte den letzten Abend wieder auf dem Mitchellberg verbracht und dort mannigfache Neuigkeiten erfahren. Da fragte Weinhold ihn, ob er nichts vom Sohne Gorjanskis wisse. Rick Kraubel zog das Gesicht in vielsagende Falten und meinte, der Alte hätte gewußt, warum er sich von den Staaten auf Lebensdauer jährlich sechzig Millionen, seinem

Sohn aber nach seinem Tod nur zehn Millionen auszahlen lasse. Sonst wäre er vielleicht schon unter der Erde.

„Gehen Sie nicht zu weit?“ fragte Doktor Schwarz mißbilligend. „Worauf können Sie Ihre Aussagen stützen?“

Rick Kraubel blies die Backen auf und sagte: „Das ist offenes Geheimnis in Asheville und Washington. Ivo hat von seiner Mutter Hochmut und grenzenlose Eitelkeit geerbt. Mit vierzehn Jahren hat er ein Mädel vergewaltigt, das vertrauensvoll zu ihm kam um Fürsprache bei seinem Vater zu bitten, wegen Anstellung ihres Bruders in den damaligen Gorjanskiwerken in Chicago. Das wurde dann mit Geld vertuscht. Ein Jahr später ist Ivo mit einem reichen Engländer durchgegangen und war einige Wochen in Italien, bis er vom amerikanischen Konsulat in Neapel aufgeriffen wurde. Man erzählt, er hätte, des Spasses halber, in Neapel als Strichjunge viel Geld verdient; ein hübscher Bursche soll er ja sein. Dann war er wieder ein Jahr lang brav — er soll sehr gescheit, aber fürchterlich faul sein — dann soll sich in Chicago irgend eine dunkle Geschichte zugetragen haben und seit damals scheint er lustig weiter zu leben. In Marion hat er einen ganzen Harem. Sein Vater soll es aufgegeben haben, sich mit ihm zu befassen, er soll ihn gebeten haben, jedes Aufsehen zu meiden, dafür bekäme er monatlich hunderttausend Dollar. Und die soll der Junge glatt verputzen!“ Rick Kraubel seufzte. „Ich dachte immer, als Bub ein großer Lump gewesen zu sein, weil mein Alter mir mit achtzehn Jahren zweitausend Kronen Taschengeld monatlich gab — war ich ein Anfänger!“

„Gäbe es denn gar kein Mittel,“ meinte Doktor Schwarz nachdenklich, „den Jungen zurechtzubiegen? Siebzehn Jahre ist doch lächerlich, da kann man viel verzeihen und noch viel erziehen! Wenn er nichts tut, wird er ganz verlumpen. Um Gorjanski ist mir leid, aufrichtig leid. Der einzige Sohn —“

„Plagen Sie sich nicht mit Erziehungsarten“, sagte Rick Kraubel, „Gorjanski hat sein Leben lang für seine Gedanken gearbeitet und nicht oder zu wenig für sein Kind. Ich glaube, er hat durch Jahre gar nicht bemerkt, daß neben ihm ein Wesen seines Blutes heranwuchs. Daß dann dem erziehungslosen Jungen vieles möglich war, ist begreiflich.“

„Ja,“ meinte Doktor Schwarz, „man kann anscheinend wirklich nicht zwei Herren dienen; entweder hat man leibliche oder geistige gut geratene Kinder. Beides zusammen geht nicht. Denken Sie an Goethe!“

„Und was für Kinder haben Sie?“ warf Weinhold ein und blickte Rick Kraubel fragend an, um das Gespräch abzulenken, das ihn unangenehm berührte.

„Ich — ich werde ein geistiges Kind haben,“ sagte Rick Kraubel rasch mit einem Seitenblick; „doch ja, Sie waren ja gestern in Marion, erzählte mir Knudsen! Ei — ei!“ Er drohte ihm lächelnd mit dem Finger.

Weinhold war unwillig über sich, daß er errötete. Doktor Schwarz sprang in das Gespräch ein und seinem Freund zu Hilfe.

„Ich hatte ihn ersucht, für mich zu fahren; erst gestern bemerkte ich, daß aus meinem Überrock ein für mich wichtiger Entwurf fehle. Ich konnte nicht fahren, wegen ‚Reichsfried‘ und meinem Reißen“ — er lächelte — „da bat ich Weinhold. Ich vergaß es Ihnen zu sagen, da wir so viel über unser Blatt sprachen. Übrigens hat Weinhold die Papiere gefunden, die Frau im Kleiderraum hatte sie; wären es Anweisungen gewesen, so würden sie wohl den Besitzer gewechselt haben.“

„Weiß Weinhold noch nichts vom ‚Reichsfried‘?“ fragte Rick Kraubel gekränkt, „Sie haben ihm doch wohl etwas erzählt — nicht? Was, nur angedeutet? Das muß ich nachholen!“ Und er wandte sich zu Weinhold und erklärte ihm begeistert seine Gedanken, die gar nicht seine, sondern Gorjanskis und Schwarzens Gedanken waren.

Daraus wurden sie durch einen Boten Gorjanskis aufgestört, der Doktor Schwarz zum Ingenieur berief.

Gorjanskis Stirnfalten vertieften sich, als Schwarz eintrat. Nach kurzer Begrüßung fragte er in kühlem Tone, ob ihm über den Unfall seines Sohnes etwas bekannt sei. Doktor Schwarz verneinte mit leichtem Staunen. Vor wenigen Minuten noch hatte Rick Kraubel von Ivo gesprochen, Schwarz die Sache doch nicht ganz ernst genommen, sondern mehr auf Rechnung der Übertreibungssucht Rick Kraubels gesetzt. Sollte also doch —?

„Mein Sohn“, sagte Gorjanski kalt, „ist gestern in Marion von einem Österreicher überfallen und blutig geschlagen worden. Durch einen Faustschlag wurde ihm das Nasenbein eingeschlagen. Ich wirke für den Erdfrieden — kann ich denn nicht einmal in Asheville und Umgebung Frieden haben? Wissen Sie nicht, wer der Österreicher sein könnte? Doch nicht der alte Narr — dieser Herr Kraubel?“

Doktor Schwarz zuckte verlegen mit den Achseln — es mußte Weinhold sein. Wahrheit war dem Gaste Pflicht: „Ich

weiß es nicht — aber ich glaube es zu wissen. Kann ich den Betreffenden zu Ihnen schicken?"

Gorjanski bejahte und Schwarz holte Weinhold, der sich mit ablehnender Miene setzte. Die Ursache des Vorrufes war ihm durch Schwarz in flüchtigen Worten mitgeteilt worden.

Noch einmal fragte Gorjanski und da antwortete Weinhold und erzählte kurz und ohne jede Beschönigung die Begebenheiten der beiden Abende. Er bedauere das zerschlagene Nasenbein, die Züchtigung bedauere er nicht. Gorjanski hatte ohne Wimperzucken zugehört. „Mein Sohn wird sich rächen," sagte er dann langsam und tonlos, „ich rate Ihnen, sobald als möglich nach Europa zurückzukehren. Ivo hat viele Freunde, zu viele, ich verurteile sein Leben, bin aber machtlos. Ich kann es Ihnen nicht näher erklären — glauben Sie mir. Sie hatten gewiß nicht unrecht, ihn zu züchtigen, aber ich bitte Sie nochmals, die Staaten so schnell als möglich zu verlassen. Meinen Sohn schicke ich nach Japan, er bat mich schon lange darum; so wird wohl die Geschichte am ehesten vergessen werden. Denken Sie doch nur," rief er leidenschaftlich, als er das erstaunte Gesicht Weinholds sah, „welchen Eindruck es machen müßte, wenn ein ahnungslos zu mir kommendes Mitglied der Erdfriedensgesellschaft von meinem Sohn oder dessen Helfern beiseite geschafft würde! Was für ein Schlag wäre das für die Friedensbewegung! Dem Vater eines Mörders würde man nicht mehr trauen! Wie will er sich vermessen, die Menschheit zu erziehen, wenn er es nicht einmal beim eigenen Kind getroffen hat! So würde man, wenn auch mit Unrecht, urteilen und ich könnte nicht antworten, obwohl man niemals die beiden Dinge in einem Atem nennen darf! Weil ich an die Menschheit dachte, habe ich meinen Sohn vernachlässigt — er lohnt mir's auch! — Verlassen Sie Amerika, ich bitte Sie darum!" Fast flehend hatte er die Hände erhoben.

Weinhold antwortete: „Wir fahren selbstverständlich, wenn Sie es wünschen. Ihre Ruhe und das Gedeihen der großen Sache ist uns vor allem wichtig. Doch habe ich keine Angst. So einfach ist es denn doch nicht, einen Menschen beiseite zu schaffen. Auch in den Staaten nicht!"

Über Gorjanskis Züge glitt ein furchtbares Lächeln und er trat ganz nahe an Weinhold heran: „Kennen Sie die Staaten? Nein! Aber ich kenne sie. Wie wollen Sie also urteilen? Es ist viel einfacher als Sie glauben. Durch einen Schlaftrunk betäubt auf das Geleise des Southern Express gelegt zu werden — der Zug saust darüber, ohne zu stoppen, am nächsten Tag eine

kurze Bemerkung in der Unfallspalte und die Sache ist erledigt. Mord? Nein! Man mordet nie! — Es gibt nur Unfälle. Beim Baden kann man ertrinken — selbst im Badezimmer — in der Sonne einen Hitzschlag bekommen — — man fällt aus dem Eisenbahnfenster — man stürzt die Mitchellnordwand herab — — nichts als Unfälle. Aber sie mehrten sich in letzter Zeit, ich habe keinen Beweis, nur Verdacht — — nein, verzeihen Sie, ich weiß nicht, was ich sage. Daß Sie schweigen werden, weiß ich. Geben Sie mir darauf die Hand. Und reisen Sie. Lieber heute als morgen."

Beklommen stand Weinhold vor dem Mann, der hastig atmete und anscheinend vergessen hatte, zu wem er gesprochen hatte. Er gab Gorjanski sein Wort, zu schweigen, und nahm Abschied.

Mit dem Abendzug fuhren er und Schwarz mit Rick Kraubel, der sich von ihnen nicht trennen wollte, nach Baltimore und eine Woche später waren sie zuhause.



Siebenter Abschnitt.

September war ins Land gezogen. Professor Messerschmidt noch in den Staaten, Rick Kraubel hatte die ersten Nummern des „Reichsfrieds“ erscheinen lassen, die über alle Erwartung Erfolg hatten, denn nur eine dünne Oberschicht der Parteien hatte Freud und Vorteil von Verhetzung und Zänkerei, die große Mehrheit wollte ehrliche Arbeit und vernünftige Aussprache — Doktor Schwarz arbeitete eifrig in der „Friedenswarte“ und Weinholds boshafte Plaudereien im „Ostdeutschen Tagblatt“ errangen wie immer lauten Beifall.

Frau Adele war mit Anni erst vor wenigen Tagen nach Wien zurückgekehrt. Den Sommer hatten sie in Frau Adelens Heimat in den Pollauer Bergen in Südmähren verbracht — Frau Adele schwärmte weder für Gebirge noch für die See, sondern für ausgiebige Landkost — und waren von Licht und Luft rotbraun gebrannt, gesund und frisch. Auch Anni fühlte keinerlei Beschwerden. Nur die Körperfülle Frau Adelens hatte wieder ein wenig zugenommen, was die allzeit muntere Frau aber nicht störte.

Doktor Schwarz hatte nach der Rückkehr aus Amerika Rick Kraubel in den Familienkreis Professors Messerschmidt eingeführt und Frau Adele dadurch einen begeisterten Verehrer gewonnen.

Bei der ersten Herbsteinladung war daher Rick Kraubel auch nicht vergessen worden und es wunderte die andern, daß er noch immer nicht erschienen war, obwohl die Stunde schon lange geschlagen hatte. Man ging ohne ihn zu Tisch und nach halbstündiger Verspätung erschien er endlich, ganz erhitzt, und entschuldigte sich viele Male.

„Warum sind Sie so rot?“ neckte ihn Anni; „Sie haben doch nicht sich angestrengt, sondern Ihre hundert Pferde, die man unsere Gasse hereindröhnen hörte.“

„Nun ja," antwortete Rick Kraubel und wischte sich die Stirne, „aber meine hundert Pferde klettern weder hier noch in meinem Hause die hundert Stufen hinauf. Daß Sie keinen Aufzug haben, ist bedauerlich, daß aber ich keinen habe, eine Schande!" Rick Kraubel schimpfte öfter, meinte es aber nicht bös. Er war stolz auf das vom Großvater her ererbte Haus auf der Freyung, das er in seinen Wesenszügen unverändert erhalten ließ.

„Aber eine Neuigkeit muß ich Ihnen mitteilen, meine Damen," begann er eifrig nach der Suppe, „wegen dieser Neuigkeit habe ich mich so verspätet. Ingenieur Gorjanski, der Vorsitzende der Erdfriedensgesellschaft, hat eine neue Erfindung gemacht, die er anscheinend freihändig verwertet, nicht mehr den Staaten zum Alleinvertrieb übergibt! Ich sehe noch nicht ganz klar, muß noch Professor Hocheck fragen" — er meinte den berühmten Hochschulprofessor für angewandte Elektrizität — „natürlich wieder etwas Elektrisches. Der Hocheck muß mir darüber einen Aufsatz schreiben, habe ihn schon bitten lassen. Das machen die großen Herren für tausend Kronen ganz gern! Ich weiß nur soviel, daß Gorjanskis Erfindung von ungeheurer Wichtigkeit für Flugzeuge sein soll, indem daß, je nach Wunsch, Schnelligkeit oder Flugzeit verdoppelt werden kann. Ein Schlager, der die Westenkraft in die Taschen steckt — ja so, ich mache schlechte Witze, ungewollt, bitte — aber für die Häuslichkeit doch nicht verwendbar, weil — — —" er kramte in den Taschen, zog einen Zettel heraus und las: „Gorjanski kann einen schwachen Strom durch Standvermehrung — so nennt er das — bis auf hunderttausend Volt bringen, in kleinen Behältern, mit der Stromstärke zwei Ampère, er hat rund zweihundert Kilowatt in einem fünf Kilogramm schweren Gefäß. Das Schraubentreibwerk wiegt nur die Hälfte des gewöhnlichen Benzinflugzeuges, Benzinbehälter und Benzingewicht entfallen, kurz, er erspart gegenüber dem Knudsenflugzeug, das noch immer das beste sein soll, rund achthundert Kilogramm. Dieses Gewicht durch seine neuen Sammler, Luftkraft genannt, ausgenützt, gibt einhundertsechzig mal zweihundert oder zweiunddreißigtausend Kilowattstunden, oder rund — alle Verluste schon hier eingerechnet — vierzigtausend Pferdekraftstunden. Da die Einheitsflugzeuge Knudsens sechshundert Pferde haben — zwei Treibwerke in der Mittelachse hintereinander, jedes mit eigener Schraube, jedes zu dreihundert Pferden — so kann dieses Flugzeug, mit Luftkraft betrieben, rund sechzig bis siebzig Stunden in der Luft bleiben. Das ist einmal eine Er-

findung! Mit dem Erdfrieden geht es langsam, aber mit den Millionen schnell! Auch bei mir," seufzte er, „aber da gehen sie schnell weg. Jetzt ist der vierte Monat und neun Millionen habe ich schon ausgegeben. Wie wird das noch werden!"

„Sie brauchen keine Angst zu haben," warf Doktor Schwarz ein, „sagen Sie mir lieber, wieviel bezahlte Abdrücke Sie täglich aussenden; dann werden wir Sie bedauern, oder, was wahrscheinlicher ist, beneiden."

Rick Kraubel zog voll Stolz aus der rechten Westentasche den Zettel des Versandleiters — den empfing er täglich und wartete nur auf die Frage — und sagte: „In den letzten Tagen durchschnittlich dreihunderttausend bezahlte und hunderttausend Freiabdrücke. Am Sonntag gegen vierhunderttausend bezahlte und dieselbe Anzahl Freidrucke. Wenn es so weiter geht, will ich im nächsten Monat die Auflage weiter erhöhen, am ersten Jänner aber auf sieben Heller hinuntergehen. Dann hoffe ich eine halbe Million ständige Abnehmer zu haben. — So sagt wenigstens Putz", setzte er entschuldigend hinzu.

Weinhold blickte Rick Kraubel mit ehrlicher Bewunderung an. Der Mann hatte sich rasch entwickelt! In kurzer Zeit war er Zeitungskönig von Österreich geworden. Allerdings, sein Hauptschriftleiter Hieronymus Putz — allerdings — — der suchte seinesgleichen. Doktor Schwarz hatte Rick Kraubel geraten, ihn aufzunehmen. Er war überzeugt, daß die gallige Spötterei und die fruchtlose Verschwendung feinster Gedanken vor einer lachenden Gesellschaft, die in ihm nur den Hanswurst sah, in bessere Bahnen geleitet werden konnte, wenn der Mann, der im Meistern deutscher Sprache seinesgleichen suchte, nicht mehr in der „Mistgabel" schreibe, sondern den „Reichsfried" zur unumschränkten Verfügung habe. Seine Erwartung hatte sich nicht getäuscht. Nach langem Kampf war es Rick Kraubel gelungen, Putz zu gewinnen. Der zwischen ihnen abgeschlossene Vertrag machte den Hauptschriftleiter zum Herrn seines Herrn, nur in der Bezahlung nicht, denn da hatte sich Putz einen Mindestgehalt von zwanzigtausend Kronen ausbedungen und jede Mehrzahlung vom guten Willen des Herausgebers abhängig gemacht.

Mit ungeheurem Spürsinn wußte Putz aus dem Nachrichteneinlauf das Wichtigste herauszufinden und seine schlagwörtlichen Aufsätze über „Zustände auf der Erde" hatten in

höchsten Kreisen berechtigtes Ansehen. Er roch förmlich die politischen Ereignisse und mehr als einmal war eingetroffen, was er vorausgesagt hatte. Der Reichsrat nannte ihn boshaft „Neuigkeitsschnüffler“, war aber doch froh, so gut beraten zu sein. Putz arbeitete sechzehn Stunden täglich. Er aß und schlief in der Leitung des ‚Reichsfrieds‘ und schrieb dort seine staatsmännischen und Ortsbosheits-Aufsätze — die hatte er sich ausdrücklich ausbedungen — kurz, er war der ‚Reichsfried“ in Person. Durch das Geld und die natürliche Schlauheit Rick Kraubels unterstützt, hatte er aus der großen Masse die richtigen Mitarbeiter herausgefunden. Hier galt nicht Rang noch Stellung, sondern Kenntnisse. Mehr als einmal war einem hochgeborenen Herrn zugestoßen, daß seine freiwilligen Aufsätze mit Bedauern wegen Unbrauchbarkeit zurückgesendet worden waren — was die hohen Herren gar nicht fassen konnten, da es doch sonst mit Ehrfurcht und Wonne begrüßt worden war, wenn sie die Kieselsteine ihrer Schriftkunst die Spalten herunterkollern ließen. Putz hatte erreicht, daß die im öffentlichen Leben heftigsten Gegner sich gegen ein Zeilengeld von einer Krone in den Spalten des „Reichsfrieds“ friedlich zusammenfanden, um ihre Ansichten in vornehmem Tone auseinanderzusetzen. Und ein Vorzug zeichnete den „Reichsfried“ vor allen anderen Blättern aus: nicht eine einzige Ankündigung wurde aufgenommen; Putz wollte sie nicht, er wollte keine Beeinflussung, von keiner Seite. Weder von der Schwerindusrie und ihren Baronen, den sonst gefürchtetsten Gegnern, noch von der großen Menge, noch von amtlichen Stellen und seien sie noch so hoch. Er wollte beweisen, daß ein Blatt auch ohne Bestechlichkeit lebensfähig sei, und hatte Rick Kraubel versprochen, daß nach längstens einem Jahre sich die Zeitung selbst erhalten werde. Sein Versprechen hatte alle Aussicht auf Erfüllung.

Doktor Schwarz war öfter in der Schriftleitung zu Besuch, er kannte Putz persönlich und achtete ihn als einen Mann von unbeugsamer Willenskraft und hoher Rechtlichkeit. Der „Reichsfried“ war sein Lebenswerk, er hing mit allen Fasern daran. Auch Weinhold hatte ihn manchmal aufgesucht, doch ging er, des „Ostdeutschen Tagblatts“ halber, nicht zu oft hin; denn alle Zeitungen bekamen das Aufblühen des „Reichsfrieds“ zu verspüren. Für den Erdfriedensgedanken war es besser, wenn Weinhold beim Tagblatt blieb und Putz den „Reichsfried“ leitete. Weinhold hätte jeden Augenblick Mitarbeiter werden können, er wollte nicht.

„Was macht Ihr Meister Putz?“ fragte Doktor Schwarz, „ich habe ihn schon einige Tage nicht mehr gesehen. Ist etwas Besonderes los, so daß er sogar sein Luftlaufen auf Ring und Kärntnerstraße aufgegeben hat?“

Rick Kraubel zog ein geheimnisvolles Gesicht. „Ich darf nichts verraten, politisch ist es nicht, eher polizeilich. Sie wissen ja, unsere Polizei — gemütlich wie immer, nette Umgangsformen, nicht so wie im Norden — aber — — eben sehr gemütlich! Putz hat mich nicht eingeweiht, weil er wahrscheinlich, mit Recht, mein Austratschen fürchtet. Aus seinen Andeutungen wurde ich nicht klug; es soll ein Hauptschlager werden.“

„Da entwickelt sich Herr Putz ja ganz amerikanisch!“ rief Anni, die anläßlich der Amerikafahrt ihres Vaters viele Bücher über die Staaten gelesen hatte; „dort arbeiten die Zeitungsleute auch sehr oft der Polizei in die Hände und treffen es zumeist besser als diese! Aber, Herr Kraubel, Sie müssen doch ungefähr wissen, worum es sich handelt: um einen Geheimbund, oder einen Mord, oder was eigentlich?“

Rick Kraubel zuckte verlegen die Achseln und sagte kläglich: „Ich weiß wirklich nichts, liebes Fräulein. Putz meinte, in wenigen Tagen werde er klar sehen. Das sagte er mir vorgestern. Warten Sie also noch ein paar Tage, dann wird Ihre Neugierde, wie meine, plötzlich gestillt werden. Der reinste Sklavenhalter, dieser Putz!“ rief er äußerlich erbost; „ich bin natürlich sein Sklave! Die Millionen kann ich schwitzen und er verputzt sie!“

„Herr Kraubel, Sie werden zu geistreich,“ rief Weinhold, „das ist ja zum Fürchten! Wollen Sie dem ‚Reichsfried‘ etwa eine lustige Unterhaltungsbeilage zugeben, Sie als Hauptmitarbeiter?“

Anni erlöste Rick Kraubel aus seiner Verlegenheit, indem sie zum Flügel ging. Sie sprach im Vorbeigehen einige Worte flüsternd zu Weinhold, der ihr dankbar zunickte.

Anni war das Gesellschaftsleben zu langweilig geworden. Im Frühjahr hatte sie einen Kurs für Kinderpflege besucht, hatte Hunderte von schmutzigen Kindern gewaschen und kranke herumgeschleppt und sich nach Beendigung des Kurses mit einigen Bekannten zusammengeschlossen, um, halb auf eigene Faust, in der Stadt nach dem Rechten zu sehen. Sie war keine Freundin gesellschaftlicher Wohltätigkeitsmacherei, sie zog vor, allein oder mit Weinhold oder einer Bekannten in den Armenvierteln umherzuschweifen und Keller- und Küchen-

wohnungen anzuschauen. Zehnmal wurde sie barsch abgewiesen, aber einmal hatte sie doch Erfolg. Mit Einwilligung ihres Vaters hatte sie im Wienerwald ein Häuschen gekauft, dort wurden kränkliche Kinder gepflegt; ein alter Kinderdoktor wohnte in der Nähe, verehrte Anni und versah unentgeltlich den ärztlichen Dienst. Und zwei geprüfte Schwestern sorgten für Reinlichkeit und Essen.

Anni sah wohl ein, daß ihr Wirken nicht mehr war als ein Tropfen im Elendmeer und rechnete nicht auf Dank. Doch wollte sie nicht die Verantwortung tragen, bei klarer Einsicht in menschlich gesellige Pflichten diese zu vernachlässigen. Sie war durchaus nicht guter Engel und milde Schloßfrau — sie empfand es als Pflicht und tat es deshalb, auf Dank verzichtend.

Heute nun hatte sie einen Brief erhalten, in welchem eine Hausmeisterin im zehnten Bezirk um Hilfe rief. Der Mann war stets betrunken, warf Augen auf seine älteste Tochter, von acht Kindern seien sechs gestorben und das jüngste, vor kurzem geboren, sehr schwach und kränklich. Es war der einzige Bub und die Frau bat in Jammertönen um Hilfe, da ihr Kind sonst in der dumpfigen Haustorwohnung zugrunde gehen müsse. Anni hatte mit einer Karte geantwortet, daß sie — wie erbeten — morgen abends kommen werde, und Weinhold gefragt, ob er frei sei. Selbstverständlich war er frei, für Anni immer!

* * *

Zur selben Zeit saßen in einem Kellerkaffee in der Riesenstraße im dritten Bezirk drei Männer bei einem Tisch, vor sich die dampfende Amorperle, die „Lokäulspezialität“, und lauschten scheinbar den Klägen des Stutzflügels, das ein geschminkter junger Mann bearbeitete. Ganz eigentümlich war der Ort. Weibliche Bedienung, aber nur männliche Gäste, von denen manche sehr eng beisammen saßen. Im Raum war Stickluft, dicker Rauch und aufdringlich starker Wohlgeruch.

„Sie haben sie also für morgen abend acht Uhr eingeladen?“ fragte der eine Mann und strich sich den Schnurrbart, der gar so wenig in sein junges Gesicht paßte.

„Für acht Uhr, jawohl, gnädiger Herr,“ sagte der Angeredete, ein starker Mann in den Vierzigerjahren mit versoffenem Gesicht, „das gnädige Fräulein wird schon kommen“ — er lachte boshaft — „es wird ihr schon gefallen!“

Der Dritte sprach nicht, warf nur manchmal unstet schnelle Blicke in die Umgebung.

„Sie haben alles bereit, mein Lieber, nicht wahr?“ sagte wieder der Erste in hochmütigem Ton.

„Alles, gnä Herr, nur —“, er kratzte sich den Kopf, „reine Leintücher hab ich keine gefunden. Seit meine Frau tot ist, geht’s schlecht mit der reinen Wäsch!“

Der Dritte flüsterte dem jungen Mann mit blondem Schnurrbart etwas ins Ohr, dieser nickte: „Also gut — das brauchen wir nicht. Und nochmals: wir kommen zu Fuß um sieben Uhr, gehen durch das Tor unmittelbar in Ihre Wohnung, in die Holzlage hinter der Küche. Sie wissen alles. Und — wenn Sie nicht schweigen, wissen Sie, was Ihnen winkt. Im andern Fall werden Sie mit dem Ostbahnschnellzug um neuneinhalb wegfahren, das Geld erhalten Sie in Konstanza und Shanghai. Das Weitere ist Ihre Sache.“

„A wos, wo wer i denn nöt — i bin ja do ka blödar Hund nöt — i fahr mit mein Madl nach Amerika, die fuchzigtausend Krandln san leicht verdient!“

„Also trinken Sie noch etwas auf unsere Kosten“ — der Blonde legte ihm zwanzig Kronen hin — „und dann nachhaus. Heute keine Dummheiten machen!“

„Küß die Hand — i dank schön!“

Die beiden waren aufgestanden und gingen aus dem Zimmer, von sehnsüchtigen Blicken verfolgt. Langsam stiegen sie die Treppe hinauf, gingen langsam die Riesenstraße entlang bis zur Einmündung in den Rennweg, stiegen in eine Straßenbahn, fuhren zum Südbahnhof, gingen mit Bahnsteigkarte durch das Gebäude und mischten sich in den Schwarm der vom Abendeilzug Kommenden. Im Wagen fuhren sie dann in die Stadt und nahmen im Donauhof Zimmer.

Oben angelangt, und mit seinem Begleiter allein, riß sich der Blonde den Schnurrbart ab und rief: „Verflucht, wie das brennt! Eine verdammte Marterei!“

„Sehr natürlich“, sagte der andre mit hoher Stimme und ließ sich auf das Ruhebett nieder. „Nun, wie stellst du dir die Sache morgen — aber ganz genau — vor?“

Der andre schnitt seinem Spiegelbild Gesichter, dann antwortete er: „Sehr einfach, liebe Elli. Wir kommen hin, wir warten, dann kommt sie — vielleicht auch Weinhold, ist mir gleich oder umso lieber — du hast doch die Handschellen und die Maulbirne? — und das Weitere laß meine Sache sein.“

„Sehr schön — und dann?“

„Die zwei findet man nicht vor achtundvierzig Stunden, davon bin ich überzeugt. Und während dessen sind wir, schau

dir nur den Fahrplan an, schon längst in Cherbourg und auf dem Dampfer. Unsere zwei Alibileute verschwinden rechtzeitig spurlos aus der Schweiz. Finden werden sie uns in Europa nicht. Und drüben — pah! Lächerlich! Erstens kann man uns nichts beweisen und zweitens — man muß uns überrumpeln! Und so schlau wie die Polizei bin ich noch lange!“

„Hast du keine Lücke gelassen, nichts übersehen, Ivo? Erinnere dich genau — irgend ein Blödsinn kann uns verraten und das wäre schade. Denk lieber nochmals nach, du bist nicht umsonst der Sohn deines Vaters“, lächelte sie, „und ein gescheiter Junge. Also —?“

„Kind,“ rief Ivo Gorjanski überlegen, „ich habe alles zehnmal bedacht und für alles einen Ausweg! Du kannst mir beliebige Stichworte geben, ich werde immer die Antwort wissen.“

„Also: wenn man in der Holzlage irgend ein Wäschestück findet oder einen abgerissenen Knopf oder so etwas?“

„Alles im Basar in Mailand gekauft. Wir haben nichts Persönliches bei uns. Möchte wissen, wer auf uns kommen soll, wo dort täglich Tausende einkaufen!“

„Etwas hier vergessen?“

„Was denn? Das Anweisungsbuch habe ich auf dem Westbahnhof im Koffer — der aus Paris ist — und sonst kann ich alles da lassen, auch die italienischen Banknoten; daraus wird niemand klug.“

„Wenn Anni zu früh gefunden wird? Wenn wir überrascht werden?

„Wie sollte sie zu früh gefunden werden? Das wäre ein ganz ungeheurer Zufall! Wer wird die leere Papierfabrik anschauen? Der müßte das Haus genau kennen! Der Hausmeister hat seit zwei Tagen erzählt, daß er zu seinen ungarischen Verwandten fährt, die Hungerpartei im Kellergeschoß vertritt ihn, und dorthin kommen die Neugierigen schwerlich, weil ihr Kind Rachenbräune hat — und erwischt oder überrascht sollen wir werden? Die Geschichte ist in zehn Minuten erledigt, und solange paßt der Hausmeister auf. Wer wird um diese Zeit dringend die Holzlage Rischawys anschauen wollen! Und sollte das eintreten — ein ganz unmöglicher Zufall — so haben wir genug große Holzstöße und alles durch Rischawy vorbereitet.“

„Aber es könnte doch sein, daß wir früher entdeckt werden. Und wenn Weinhold dich erkennt?“

„Das soll er ruhig, das ist ja mein Wunsch, sonst hätte ich nur den halben Genuß. Hier fängt er mich nicht mehr, denn ich mache ihn blöd und es wird Jahre brauchen, bis er wieder zur Vernunft kommt — wenn überhaupt jemals — und drüben bin ich ihm über. Mein Vater, der mich sonderbarerweise so verrückt gern hat — wenn er's auch nicht sagt — schickt mich lieber nach Südamerika oder irgendwohin, statt mich auszuliefern. Ich will ja, daß Weinhold, der dumme Esel, weiß, daß ich es war, der ihn der liebenswürdigen Arbeit überhebt! Soll sich noch bei mir bedanken — werde Taglohn annehmen!" Er lachte höhnisch.

Ellinor sah ihn ruhig an. Sie blinzelte nicht — fast niemals. Den Jungen hatte sie weit gebracht, dachte sie. Aber mit Unrecht, denn von seinem Vorleben war ihr nicht alles bekannt. Er schien Wachs in ihren Händen. Gewiß, auch er hatte die Faustschläge und das Nasenbein zu rächen, aber dieses war verheilt und die Ohrfeigen waren nicht die ersten. Ellinor aber war von Weinhold verschmäht worden, zum erstenmal in ihrem Leben, und das wollte sie so rächen, wie sich noch nie ein Weib gerächt hatte.

Eine Spanierin war ihre Mutter, ein verträumter, blonder deutscher Dichter, den das Schicksal nach Venezuela verschlagen hatte, ihr Vater. Beide Eltern waren gestorben, ehe Ellinor das zehnte Jahr erreicht hatte. Ein Amerikaner hatte sie in Barquisimeto entdeckt, mit sich nach den Staaten genommen und ausgebildet. Das heißt, es war schon alles in ihr, nur erweckt hatte er ihre Kunst. Mit vierzehn Jahren war sie bekannt, fast berühmt, und hätte hundertmal heiraten können, wenn sie gewollt hätte. Sie wollte aber nicht; es mußte im mütterlichen Blut stecken, daß sie Dirne ward. Fein, vornehm, zart, gebildet, geistreich und aufreizend schön — aber doch Hürlein. Schrankenlose Ungebundenheit war ihre Sehnsucht und ihr Lebensziel.

Sie verdiente genug, um sich auszusuchen, wen sie wollte. Ivo Gorjanski hatte ihr gefallen, sie war seiner Einladung gefolgt und in seiner Nähe geblieben. Die Erdfriedensburg in Marion hatte Ivo für Ellinor einrichten lassen — es gehöre zu ihrer Kleidung, meinte er. Denn Beifall brauchte sie, Ellinor Rutherford, mit dem bürgerlichen Namen Reiter.

Viele Lüste hatte sie ausgekostet in den drei Jahren ihres Künstlerlebens, in den tiefsten Schlamm war sie gestiegen und ruhig und rein wieder auf die Oberfläche gekommen, nichts blieb an ihr haften. Sie kannte die Scham nicht. Hunderte lagen

vor ihr auf den Knien und beteten sie an, ihre Göttin hätte sie sein können — sie zog es vor, Astaroth zu bleiben. Die tollsten Dinge dachte sie sich aus: fast wahnsinnig wurden ihre Liebhaber, wenn die anscheinend Unberührte nach der zweiten Zusammenkunft, wenn sie entschieden hatte, „den will ich!", mitten im geistreich-ernsten Gespräch mit ihren feinen, schlanken Händen ihr Gewand abriß und fragte: „Willst du mich?" — Sie kannte keine Übergänge; wenn die Lust in ihr aufsprang, willfahrte sie. Und wenn es ein Kutscher war, der ihr gefiel, er würde heraufgerufen und gefragt: „Willst du mich?" — Ehemänner am Tage nach der Hochzeit, junge Väter am Tag der Geburt des ersten Kindes — alles hatte ihr gehorcht. Sie war eine Macht, die Böses gut hieß. — Und noch keiner, von vielen, vielen Hundert keiner hatte sich bis jetzt gefunden, der auf ihre Frage ihr nicht erschüttert zu Füßen gefallen wäre und sich ihr willenlos in die Arme geworfen hätte. Noch keiner — außer Weinhold.

Daß dieser sich ihr verweigert hatte, das brannte und schmerzte wie eine Wunde. Und auf Wunden gehört Balsam — und hier gab es nur einen: Rache. Wohl hatte sie anfangs geschwankt, vielleicht war Weinhold am zweiten Abend gekommen, um sie zu werben und Ivo Gorjanski hatte ihn verscheucht. Aber das war gleich. Wäre er ein Mann gewesen und hätte er sie gewollt, so hätte er Ivo hinausgeworfen und sich auf sie gestürzt. Das hatte sie erwartet — — zerkratzt hatte sie ihn und gebissen, aber nicht aus Wut, aus Liebestollheit! Das hätte dieser Blondkopf wissen müssen, der so offene und kluge Züge hatte! Geschlagen hatte er sie, auch das konnte sie verzeihen, aber er hatte sie verschmäht, endgültig verschmäht. Und das wollte Rache. Er sollte sie haben. Nicht töten — nein, das wollte Ellinor nicht; aber treffen.

Ivo hatte sie nach Japan mitgenommen; dort blieben sie nur zwei Monate, denn Ellinor liebte die Gelben nicht. Allmählich brachte sie Ivo dazu, sich immer mehr mit Weinhold zu beschäftigen und das erlittene Unrecht in schreienden Farben zu malen. Ivo war gefügig, wenn sie sich ihm nicht entzog, sie versprach, drei Jahre lang bei ihm zu bleiben. Unter dieser Bedingung ging er auf ihre Pläne ein. Und die mit gutem Geld geschmierten amerikanischen Geheimleute Ivos hatten das Gelände in Wien geprüft und geeignet befunden. Vor drei Tagen war er über Buchs angekommen — zwei seiner Leute hielten sich unter Ivos und Ellinors Namen in einem Schweizer Berghof auf — hatte den von seinen Vertrauten bezeichneten

Mann, den Hausmeister Rischawy, besucht und alles erreicht, was er wollte. Die Wiener Geheimpolizei wußte viel, doch nicht alles wurde dem ausführenden Gesetzesarm überliefert. Richawys Tochter Fritzi, die mit ihrem Vater zärtlich lebte, hatte überdies ein Verhältnis mit einem sehr hochstehenden Herrn, dem man nicht nahetreten wollte. Übrigens — man munkelte nur von Rischawy und Tochter, bewiesen war es nicht. Den Beweis hatten erst Ivos amerikanische Geheimleute erbracht, die, mit jedem Mittel arbeitend, Fritzi berauscht und ausgehorcht hatten.

Rischawy war der Boden schon lange heiß geworden, da die Leute im Haus ihn so sonderbar betrachteten. Als ihm Ivo ohne lange Umschweife sein Leben vorhielt, Beweise gab und beiläufig die Kerkerstrafe erwähnte, da war es mit dem Manne vorbei. Willenlos ließ er sich von Ivo führen, wohin der wollte, willenlos ließ er von Fritzi den Brief an Fräulein Messerschmidt schreiben und dies umso lieber, als fünfzigtausend Kronen nicht wenig waren für den Beginn eines neuen Lebens.

Ivos amerikanische Vertraute hatten ihm in Zürich noch mitgeteilt, daß sie in den letzten Tagen ihres Wiener Aufenthaltes das Gefühl gehabt hätten, selbst beobachtet zu werden. Sie waren als Reisende amerikanischer Gummiwarenwerke gekommen — worin sie sich auskannten — hatten viel mit Firmen verkehrt und auch Bestellungen erhalten. In den Abendstunden verwerteten sie ihre Geheimpolizistenschliche, machten sich mit Wiener Vertrauten bekannt und der freigebig gespendete Wein löste die Zunge.

Vor vier Tagen waren sie weggefahren, hatten sich mit Ivo in Zürich getroffen und waren dann ins Waadtländische unter dem Namen ihrer Herren gefahren. Ivo war am gleichen Tage nach Wien abgereist und hatte für den morgigen Abend Tat und sofortige Abreise eingeleitet.

* * *

Frau Adele, die vom Verkehr ihrer Tochter wußte, sagte tadelnd: „Schon wieder willst du zu später Stunde Menschen trösten gehen — noch dazu in den zehnten Bezirk! Paß auf, einmal werden's dich noch ausrauben! Hast du wenigstens im Lehmann nachgeschaut, ob die Leute auch wirklich dort wohnen?“

„Habe nachgeschaut,“ antwortete Anni, „natürlich ist sie da, hat sogar einen deutschen Namen, Friederike heißt sie —

vielleicht ist sie von draußen. Was muß die von ihrem rohen Mann leiden! Daß sie mich um den Besuch abends bittet, ist selbstverständlich, weil der Mann da im Wirtshaus sitzt und uns nicht stört. Ich möchte doch nicht immer hinausgeworfen werden, es is doch unangenehm! Was soll mir übrigens sonst geschehen? Herr Weinhold geht mit, auf den kann ich mich verlassen. Und rauben wird mich keiner, er brächte mich bald zurück, wenn er meinen Wert erkannt hätte! Nicht einmal kochen kann ich — da ich leider nicht das unschätzbare Glück hatte, meine Jugend hinter dem Sparherd zu verbringen!" — Sie lachte und Frau Adele ärgerte sich.

„Lassen Sie's gut sein," meinte Rick Kraubel versöhnlich, „wenn Fräulein Anni einmal heiraten und Kochenkönnen brauchen sollte — so wird sie's lernen. Aus Liebe macht man alles. Oder — wissen Sie was? Heiraten Sie mich: bis dahin ist der ‚Reichsfried' wohl schon so weit, daß wir uns eine Köchin halten können. Ich muß morgen doch den Putz fragen — —"

„Ob der Ihnen das Heiraten nur erlaubt!" warf Doktor Schwarz lächelnd ein, „vielleicht meint er, Sie würden sich dann zu wenig Ihrer andern Werke annehmen."

„Da heirate ich gleich lieber Herrn Putz," rief Anni, „wenn man sich schon um mich streitet! Grün steht mir gut — ich meine seine grüne Samtballonmütze — und dann braucht Herr Putz vielleicht noch eine ‚Reichsfrieda' — au, Verzeihung, Herr Kraubel, Sie stecken an! — die ihm die Gedanken in Ordnung hält."

Frau Adele verzog das Gesicht, öffnete den Mund, als wollte sie heftig antworten, schwieg aber.

„Bei Putz ist Hopfen und Schmalz verloren," schmunzelte Rick Kraubel, „ich habe ihm vier der schönsten Maschinschreiberinnen von Wien, und das will was heißen, in sein Arbeitszimmer gesteckt, er schaut sie nicht einmal an, sondern spricht ihnen so in die Ohren, daß sie kaum nachkommen. Und dann wird er wild und schimpft, trotz zarten Händchen und Unschuldsblicken! Für den gibt es kein Weib, er hat nur seinen geliebten ‚Reichsfried'."

„Aber — vielleicht war es einmal ein Weib?" sagte Anni nachdenklich, „ich kann mir gar nicht denken, daß ein Mensch nur wegen Sehnsuchtsträumen allein lebt und gar nichts von Fleisch und Blut lieb hat. Wissen Sie nicht, warum er so verbissen wurde? Er dürfte doch irgend einen menschlichen Grund gehabt haben!"

Niemand hatte Frau Adele beachtet, die abwechselnd rot und blaß geworden war.

„Ich weiß nichts Näheres von seinem Leben," brummte Rick Kraubel, dem es unangenehm war, daß alle so lebhaft an seinem Hauptschriftleiter Anteil nahmen, „er soll der Sohn eines jüdischen Kantors in Nikolsburg sein und dort studiert haben. Was er dann bis zu seiner bekannten Erbschaft machte, ist mir und der Öffentlichkeit unbekannt. Wohl auch ziemlich gleichgültig."

„Ich habe einmal einen Lehrer Putz in Dürnholz gekannt," sagte Frau Adele mit gespielter Gleichgültigkeit, „vielleicht war er mit dem verwandt. Der Lehrer muß heute schon ein hoher Sechziger sein; meine Tante kennt ihn gut, die, die immer die guten Sachen schickt, ich werde sie gelegentlich fragen."

„Na — wenn Sie's unbedingt wissen wollen, kann ich ja auch Putz fragen", sagte Rick Kraubel und bemühte sich krampfhaft, sein Gähnen zu unterdrücken. Die letzte Nacht im Pariserkaffee war wieder einmal etwas toll gewesen — die verdammte kleine rothaarige Rita ließ vor Morgengrauen nicht locker. Doktor Schwarz hatte es bemerkt und in Vertretung des Hausherrn winkte er Anni mit den Augen; sie stand sogleich auf und klagte über Müdigkeit.

Den sechzigjährigen Kraubel wollte man doch nicht beschämen!

* * *

„Wohnt hier Herr Rischawy?" fragte Anni in der Hausflur des Hauses Stauniglgasse 59 im zehnten Bezirk. Das Haus war schmal und hoch, hatte nur vier Fenster auf die Gasse, nebenan erhoben sich ausgedehnte Fabriksgebäude, deren Umrisse im Abenddunkel verschwammen.

„Ich bitt schön, gnä Fräuln, kommen's nur da herein," sagte eine ängstliche Stimme, die wie aus Tiefen hervorklang, „damit Sie niemand siecht, sonst krieg ich's wieder. Kommen's nur — es is a bissel finster, aber es geht schon!"

Anni ging der Stimme nach, Weinhold folgte mit dem Stock in der Hand.

„Spaziern's nur weiter — bitt gar schön, damit uns die Leut net hörn — i krieg sonst so vüll Schläg! — I hab oba ka Mülli mehr für mein Buam —" und die ängstliche Stimme begann weinerlich zu werden und dann hörte man schluchzen.

Anni und Weinhold hatten die Küche durchquert und waren jetzt in einem Gelaß mit Holzwänden. Ein armseliges Bett stand in der Ecke, auf diesem lag ein Bündel, das wie ein Kind aussah. Anni ging rasch näher, während sie sagte: „Haben Sie keine andere Beleuchtung als die Vorhauslampe? Bringen Sie sie mir, bitte, her, damit ich mir den Jungen ansehe."

Sie beugte sich beim Bette nieder und begann die Tücher auseinanderzumachen, teilnahmsvoll schaute sie auf das Lumpenbündel — — da griff eine Faust in ihr Genick und lähmendes Gefühl stach durch den Körper. Sie seufzte, meinte noch einen Schrei Weinholds zu hören und verlor das Bewußtsein.

Vor Weinhold stand höhnisch lachend Ivo und spuckte ihm ins Gesicht: „Nun — das ist zu schön, daß ich hier in Wien das Vergnügen habe, Sie zu sehen — das freut mich ungeheuer! Wie geht es Ihnen?" Und spuckte ihn nochmals an.

Weinhold konnte nicht einmal sprechen. Die Maulbirne hielt den Mund so aufgesperrt, daß er nur mit Anspannung aller Kräfte durch die Nase Atem holen konnte. Die Augen traten aus den Höhlen, wie ein Wahnsinniger riß er an den Handschellen, die an den Gelenken saßen — hinten über Kreuz lagen die Arme — er sprang auf Ivo zu und wollte ihm den Kopf in den Magen rennen, doch der war schneller und stieß ihn vor's Schienbein, daß er zu Boden stürzte.

„Nein, nein, mein Lieber — aufstehen, zuschauen," sagte Ivo lässig, „so ist das nicht gemeint. Du wirst zuschauen, du Hund, damit du weißt, wie du es einst zu machen hast, du dummer Esel du!"

Neben Ivo stand jetzt Ellinor und blickte mit unbeweglicher Miene auf das Bild. „Soll ich sie ausziehen?" fragte sie und ihre Stimme klang nicht um einen Ton stärker als sonst.

„Ja, tu das" — Ivo sah auf die Uhr — „wir haben noch gut zwanzig Minuten Zeit für hier — in fünf Minuten ist die Geschichte erledigt, denke ich. Ich will mir den Kerl noch einmal hernehmen. Vorher. Nachher auch."

Geschickt schloß er mit raschen Griffen Weinholds Beine kurz, fesselte die Hände an die Knie und setzte ihn auf den Boden, so daß er auf das Bett blicken konnte. Dann begann er ihn zu verhöhnen, blies ihm Rauch ins Gesicht und spuckte ihn an, wenn es ihm gerade einfiel.

Weinhold saß mit blutunterlaufenen Augen und blickte stier, schwankte hin und her, wie im Fieber geschüttelt. Ellinor

hatte Anni entkleidet, ein schmaler weißer Leib, wie der einer Schlafenden, lag regungslos und kindlich auf der schmutzigen Bettdecke. Weinhold hatte es bemerkt — und in ungeheurer Qual senkte er den Kopf, ein tierischer Laut kam aus den Nüstern und seine Augen weinten. Ivo bemerkte es, lachte roh, stand auf und sagte gemächlich: „So — jetzt kannst du zuschaun — dummer Tropf!“ — und ging zum Bette.

Ellinor machte Weinhold mit sanfter Stimme aufmerksam und zwang ihn, die Augen zu öffnen, als er sie schließen wollte.

Was Weinhold durch die von Ellinors Fingern offen gehaltenen Augenlieder und durch die Tränen sah — war so furchtbar, daß er es sein ganzes Leben lang nie mehr vergessen konnte. Nie mehr.

Dann erhielt er einen Schlag auf den Kopf und die Besinnung schwand.

* * *

Anni hatte versprochen, um längstens zehn Uhr zuhause zu sein. Es schlug zehn, Anni kam nicht, es war halb elf vorüber, Anni war noch nicht da, Frau Adele wurde ängstlich. Sie rief Rick Kraubel auf, der nach seinen Erzählungen täglich bis in die späte Nacht in der Schriftleitung saß; zehnmal mußte sie anklingeln, bis endlich eine wütende Stimme entgegenschrie: „Hier ‚Reichsfried‘, Hauptschriftleitung — nur eine Minute Zeit!“

„Bitte, ist Herr Kraubel dort?“ fragte Frau Adele ängstlich.

„Nein — niemals um diese Zeit!“

Niemals — also log der alte Lump?

„Bitte, wer ist dort?“

„Hier Schriftleiter Putz — noch zwanzig Sekunden!“

„Herr Putz, um alles in der Welt — hier Frau Professor Messerschmidt — meine Tochter — —“

„Adele — Sie?“

„Ja — Herr Hieronymus, ich bins, ich bitte Sie um Rat, bin verzweifelt —“

„Alles — was ist denn?“

„Meine Tochter ist heute abend wegegangen und noch nicht da.“

„Allein?“

„Mit Herrn Weinhold.“

„Keine Angst, werden sich verspätet haben.“

„Das tat sie niemals.“

„Haben Sie Grund zur Besorgnis?“

„Nein — aber ich habe ein Gefühl —“

„Wohin sind Sie gegangen?“

„In den zehnten Bezirk, zu einem gewissen — warten Sie, ich hole das Papier, einen Augenblick — —“ rasche Schritte vom Fernsprecher weg, eine Weile unbestimmbares Geräusch, dann: „Ja — Rischawy, Stauniglgasse —“

„Rischawy, Frau Adele, höre ich recht?“

„Ja — wissen Sie vielleicht etwas?“

„Ja!“ schrie es fürchterlich. „Sofort ankleiden, ich komme im ‚Reichsfried‘-Wagen, Sie abholen! Schluß!!“

Der Fernsprecher läutete ab, Frau Adele war ratlos. Was wußte Putz, was wollte er? Ihre Besorgnis wuchs jäh zu beklemmender Angst. Sie sank auf einen Sessel und weinte laut. Dann sprang sie auf, klingelte, warf ihren Mantel um, sagte dem Mädchen einige Worte, die erklärend klingen sollten und doch unverständlich waren, lief die Treppe hinunter, schloß auf und wartete vorm Haustor. Oben konnte sie nicht bleiben — es war nicht auszuhalten!

Der graue Riesenkraftwagen des „Reichsfrieds“ war nach wenigen Minuten da. Putz stieg nicht aus, kaum, daß der Wagen bremste, und weiter ging's in rasender Fahrt. Die Gürtelstraße war fast leer, Putz hatte diesen Weg einschlagen lassen, um durch Ausweichen und Bremsen nicht unnötig Zeit zu verlieren.

„Wissen Sie Näheres, warum Ihre Tochter zu Rischawy ging?“ hatte Putz ganz kurz nach der Begrüßung gefragt. Frau Adele erzählte, was sie wußte, und das war recht wenig. Dann fragte sie Putz in ihrer Angst, ob er etwas wisse und was er meine. Putz verneinte und beruhigte sie.

Hieronymus Putz log. Nach langer Zeit wieder einmal. In seiner Jugend hatte er genug lügen müssen, ohne Lüge wäre er nicht das geworden, was er heute war, aber bei Beginn seiner öffenlichen Tätigkeit hatte er sich gelobt, höchstens zehn Jahre lang zu lügen und dann die Wahrheit zu sagen; das heißt zu schreiben. Er hatte sein Versprechen halten können. Die zehn Jahre Lüge hatten ihn — mit der Erbschaft des Onkels — soweit unabhängig gemacht, daß er die „Mistgabel“ hatte gründen können. Dann schrieb er wahr und diese Seltsamkeit in Wien hatte ihm noch viel mehr Anhang verschafft. Man rief ihm Beifall zu, man bejubelte seine öffentlichen Vorlesungen, in denen ganze Eimer voll Lauge auf die verseuchte Gesellschaft ausgeschüttet wurden, aber — man lachte. In den

Augen derer, denen die herrschenden Zustände günstig waren, blieb er der Hanswurst. Das wußte Putz und das schmerzte ihn. Deshalb hatte er beschlossen, die Zustände selbst zu ändern; hatte nur deshalb die Leitung des „Reichsfrieds" übernommen und die wenigen Monate seiner Tätigkeit hatten ihm das verschafft, was bis jetzt gefehlt hatte: Achtung vor seinem blutigen Ernst, Ordnung zu schaffen.

Und doch log Putz diesmal wissentlich. Er wollte einer Frau nicht Schmerz zufügen, die ihm einst nahe gestanden; er redete sich selbst ein, nichts Bestimmtes zu wissen. Obwohl die Wahrscheinlichkeit eines Schandstückes riesengroß war.

Wie jede große Zeitung hatte auch der „Reichsfried" eine Art Geheimpolizei. Verkrachte Leute, die sich vortrefflich als Spürhunde eigneten, wenn sie der Sorgen enthoben wurden. Putz benutzte niemals Familieneinzelheiten zu Erpressungen, aber er wußte viel von dem Leben, das sich unter dem schützenden, aber sehr lockeren Mantel der Gesellschaft abspielte. Um die verfaulten Zustände kennen zu lernen, mußte Putz in den Schlamm steigen oder andere, für sich, in den Schlamm steigen lassen.

Durch einen seiner Spürhunde hatte Putz von dem Verhältnis des hohen Herrn mit Rischawys Tochter Wind bekommen. Eine kleine Verirrung, die nichts zu sagen hatte. Putz hätte dies auch gar nicht weiter beachtet, wenn der hohe Herr, der im Vorstand einer sehr mächtigen Partei saß, sich nicht allezeit auf den streng sittlichen Menschen aufgespielt hätte, der mit Entsetzen jede Künstlerkarte sah und vom Erscheinen einer Lehrerin mit werdender Mutterschaft vor den Schulkindern deren größte Sittenverderbnis voraussagte.

Durch Zufall hatte nun Putz erfahren, daß der hohe Herr die Beziehungen Rischawys zu seiner Tochter mindestens zu ahnen schien, was ihn aber anscheinend trotzdem nicht störte. Auch das wäre Putz gleichgültig gewesen, denn er fühlte sich nicht zum Sittenrichter in Angelegenheiten berufen, die mit Volk und Zeit andere Gesichter tragen. Aber nicht gleichgültig war ihm die weitere Mitteilung, daß Fritzi Rischawy anscheinend dem hohen Herrn „frisches Fleisch" liefere. Denn daß dies nicht immer mit freiem Willen der Betroffenen geschah, war bei den besonderen Gelüsten hoher Herren anzunehmen. Dieser Sache wollte er unbedingt entgegentreten. Und es verdroß ihn, daß dieser Herr, der wegen seiner Stellung fast nicht zu packen war — die Gerechtigkeit hat weite Maschen — sich derart mit Moralin brüste. Er wollte in einem

Aufsatz über „Schädlinge des öffentlichen Wesens und ihr Leben“ über den hohen Herrn losziehen, ohne ihn bloßzustellen; herbeiführen wollte er, daß der hohe Herr auf seine staatsmännische Tätigkeit gänzlich verzichte und sich auf seine Güter in Böhmen zurückziehe, wo er seine „Untertaninnen“ nach Wunsch beglücken konnte. Das glaubte Putz durchsetzen zu können, mit Anspielungen, die nur Eingeweihte verstehen konnten, deren es sehr wenige gab.

Um diesen Aufsatz treffend und richtig schreiben zu können, brauchte er Stoff. Den lieferten ihm seine Spürhunde. Und die hatten ihm in den letzten Tagen gemeldet, daß sich fremde Leute, anscheinend Amerikaner, viel um Rischawy beschäftigen. Man hatte sie nicht belauschen können, da aber bald nach dem Besuch der Amerikaner der hohe Herr mit Fritzi zusammengekommen war, vermutete Putz etwas ganz Besonderes.

Er hatte überlegt, daß es wohl am besten sei, wenn er den hohen Herrn in irgend einer Lage überraschen könnte, die seine Jämmerlichkeit enthüllen müßte. Er wollte ihn nur verbindlich grüßen, sich vorstellen und dann gleich entfernen. Sonst kein Wort. Das und der Aufsatz mußten genügen, um einen Mann unschädlich zu machen, der, einem nach der Schlacht am weißen Berge emporgekommenen Geschlecht entstammend, das für seine vielen Güter wenig Rechtstitel hatte — außer dem Spruche Macht geht vor Recht — heute einer der mächtigsten Männer des Reiches war und mit Absicht jeden Fortschritt zu hemmen suchte, um den Zerfall des Reiches herbeizuführen.

Davon hatte Putz nur andeutend zu Rick Kraubel gesprochen, ohne Namen und Einzelheiten zu nennen. Das Verschwinden des hohen Herrn aus dem öffentlichen Leben schien Putz für den Staat notwendig, er nahm diese Aufgabe ohne Zögern auf sich.

Heute vormittag war ihm gemeldet worden, daß Rischawy mit zwei jungen Herren eine Zusammenkunst im Kellerkaffee der Riesenstraße gehabt habe. Die jungen Leute waren beobachtet worden, sie seien mit der Südbahn weggefahren, ihre weitere Spur habe man verloren. Dummer Weise. Da Rischawy am Abend nach Haus gekommen war, widersprach dies der Mitteilung Frau Adelens, zudem hatte der Mann keine Frau und kein kleines Kind. Das Ausbleiben Annis gab Verdacht, daß der hohe Herr im Spiele sein könnte; und

die Ausländer konnten Dirnenhändler sein. Da galt es schnell handeln.

Zwölf Minuten nach der Abfahrt von der Nadlergasse stand der Wagen vor dem Hause Stauniglgasse 59. Putz sprang heraus, hieß Frau Adele sitzen bleiben, vom Führersitz sprang ein zweiter Mann herab, einer der Spürhunde, den Putz bei der Hand gehabt hatte. Sie gingen zum Haustor und läuteten. Die Gasse war totenstill, in den großen Fenstern des Fabrikshauses nebenan spiegelten sich die wenigen Gasflammen der engen, düstern Gasse — eine ganze Weile mußten sie warten, bis endlich schläfrige Schritte kamen; ein matter Schein erhellte das Toroberlicht, dann drehte sich der Schlüssel und im Torrahmen stand ein alter, spärlich bekleideter Mann, der die beiden mißtrauisch betrachtete. Putz sah auch in seiner grünen Samtballonmütze und mit den stark gewölbten Brillengläsern alles eher als vertrauenerweckend aus.

„Sind Sie der Hausmeister?“ fragte Putz rasch.

„Nein — er ist es nicht“, sagte die Spürnase leise zu ihrem Herrn.

„Der Hausmaster is fürigfohrn — nach Ungarn, zu Verwandten, bleibt a paar Täg weg. Was wöllns denn?“

„Ich muß mit den Hausmeisterleuten reden; ist die Tochter da?“

„Die is a mit. Obar i hob ka Zeit zum warten — was wolln denn Sö da mitten in dar Nocht?“

„Ich bin Schriftleiter des ‚Reichsfrieds‘, eine sehr dringende Angelegenheit, ich muß die Wohnung des Hausmeisters anschauen.“ — Putz zog seinen Ausweis und zeigte ihn.

Der Alte beschaute sie mit stumpfem Blick, schien nachzudenken und sagte nach einer Weile: „So, dös san Sö, der feine Herr, der über die hochwürdige Geistlichkeit so schimpft — Sö san der von dem Judenpladl — was gengan Sö mich an, gebns das Spirrsechserl her und schauns, daß ofahrn!“

„Mann, machen Sie keine Schwierigkeiten, es handelt sich um einen Raub, Eile ist notwendig!“

Der Alte schüttelte den Kopf: „Na na, Sö wern mir nix weiß machn. Jetzten is zwölfe füri, da laß i kan fremden Herrn eini. Gengans zur Polizei — was mischen Sö sich in die Arme der heiligen Hermandad? Gebns a Spirrsechserl — na? Alsdann leckens mi am Arsch!“ Und dabei schloß er die Türe, der Schlüssel drehte sich mit krack, krack, die schlürfenden Schritte entfernten sich und der Lichtschein wurde immer schwächer, bis er verschwand.

„Der größte Esel, der mir je vorgekommen ist,“ sagte Putz ruhig, „jede Minute ist was wert, wir haben schon zehn verloren. So leid es mir tut — zur Polizeidirektion. Mit einem Wachter kann ich nichts anfangen.“

Der Wagen jagte einen großen Teil des Weges zurück, bog dann nach rechts und fuhr über Fasangasse durch die Stadt auf den Ring.

Der diensthabende Polizeikommissär empfing Herrn Putz sehr höflich, als dieser sich in seiner Eigenschaft vorstellte. Einige erklärende Worte, und das Gesicht des Kommissärs wurde eisig. Ihm war die politische Gegnerschaft des hohen Herrn zu Putz bekannt, er dachte, Putz beabsichtige ein Schandaufsehen und dazu wollte er die Hand nicht bieten; es hätte ihm eine Hinaufversetzung in ein Grenzkronland eingetragen.

„Herr Putz,“ sagte er, „wissen Sie wirklich so bestimmt, ob das Fräulein Messerschmidt unbedingt dort war oder ob das Ganze nicht vielleicht eine abgekartete Sache zwischen zwei Verliebten ist, die einander einen ganzen Abend, irgendwie, irgendwo schenken wollten? Das muß man zunächst bedenken; Sie wissen, in diesem Punkte sind Fürst und Bettler gleich, man darf daher nicht sagen: Aber — wie könnte die Tochter des berühmten Professors Messerschmidt —! Über den Hausmeister Rischawy ist nicht viel bekannt, er sauft, soviel ich weiß, und hat eine hübsche Tochter, die etwas liederlich sein soll. Aber das ist kein Grund zu einer nächtlichen Hausdurchsuchung. Das Ganze dürfte eine Verabredung zwischen dem Fräulein und ihrem Liebhaber sein, sie haben sich halt verspätet. Das kann man ja begreifen —“, meinte er und lächelte boshaft mild.

Putz beherrschte sich — er hatte sich immer in der Gewalt — und trat näher zum Kommissär: „Erstens ist Ihre Annahme unmöglich, weil sie niedrig wäre. Die beiden machen tagelange Schneeschuhausflüge und stehen durchaus nicht unter häuslichen Fittichen. Zweitens glaube ich es auf keinen Fall, da ich beide, wenn auch das Fräulein nur flüchtig, kenne und weiß, daß Weinhold selten, Fräulein Messerschmidt aber niemals lügt. Und drittens —“, er beugte sich zum Kommissär und flüsterte ihm einen Namen ins Ohr, der Kommissär wurde bleich — „ich weiß es und auch alle Einzelheiten von Rischawy und seiner Tochter. Wollen Sie, sehr verehrter Herr Kommissär“ — seine Stimme war höflich wie selten — „jetzt die Liebenswürdigkeit haben, befugte Leute mit richterlichem

Befehl mit mir zu schicken, oder ziehen Sie vor, morgen einen Leitaufsatz zu haben, der Ihr Bedenken schildert und die wahren Tatsachen mit Rischawy?" — Er zog die Uhr. „Es ist noch Zeit, in zwanzig Minuten habe ich den Aufsatz fertig, er geht gleich in die Presse und um vier Uhr morgens rollt der ‚Reichsfried' in das ganze Reich. Ich bitte — entscheiden Sie sich." Nach dem letzten Wort trat Putz höflich zurück.

Der Kommissär war bleich. „Ich werde dem Polizeipräsidenten melden", sagte er undeutlich.

„Bitte, tun Sie das", antwortete Putz verbindlich.

Der Kommissär ging zum Geheimfernsprecher, von dem eine Leitung ohne Zwischenstelle in die Wohnung des Polizeipräsidenten führte, und berichtete. Nach zwei Minuten kam er aus der Polsterzelle und sagte: „Mein Chef ist einverstanden; er wird aber morgen die Sache beim Justizminister vorbringen."

„Das steht ihm frei", war Putzens kühle Antwort; „doch möchte ich wetten, daß er es nicht tun, sondern mir sehr dankbar sein wird."

Eine Viertelstunde später hielt der Wagen wieder vor dem Hause Stauniglgasse 59. Wieder wurde geöffnet, wieder erschien der Alte, der einen Fluch ausstieß, als er die grüne Ballonmütze abermals sah. Als er aber daneben die Schutzleute erblickte, verteppte er ganz. Er schien vor Schreck seinen Schlafrock zu verlieren und murmelte unverständliches Zeug. Befragt, zeigte er die Hausmeisterwohnung.

Man sperrte sie auf und fand sie leer. So, als ob die Bewohner sie vor kürzerer Zeit verlassen hätten. Der Küchenherd noch warm, das Bett in der Holzlage zerwühlt, Frauenhaare auf der unsäglich schmutzigen Decke.

Auch die Spürnase fand nichts. Putz war verblüfft und enttäuscht. Der Polizeikommissär lächelte überlegen, als der stellvertretende Hausmeister endlich in jammerndem Tone seine Erzählung beendet hatte, daß Rischawy mit seiner Tochter heute nach Ungarn gefahren sei. Der Ort sei irgendwo auf einem Stück Papier aufgeschrieben, man möge nur suchen, es müsse sich doch finden.

„War heute abend jemand da?" fragte Putz und hatte schon Kopfschmerzen vor Nachdenken.

„Nach zehne is aner der Herren vom zweiten Stock kummen und dann san Sö kummen. Sunst niemand."

„Und vor zehn?"

„Mei liaber Herr, i wohn da hinten in der Schusterei, i, i siech nix."

„Wann ist Rischawy weg?“

„I waß net, bei mir hat er um a fünfi no gredt.“

„Wir werden da nicht klug“, sagte der Kommissär, der sich über die Niederlage Putzens sichtlich freute, „ob die gesuchten Zwei hier waren, ist vorläufig nicht festzustellen. Die Fabrik nebenan hat um sechs Uhr geschlossen, der alte Mann hat nichts gesehen, der Laden rechts vom Tor steht leer, links ist ein Magazin, wir können doch nicht jetzt in der Nacht alle Leute im Haus aufwecken einer Vermutung wegen, die sich als irrig erweisen dürfte? Wir sind doch nicht im alten Rußland!“ schloß er hochmütig.

Putz unterdrückte eine heftige Antwort, wandte sich ab und fragte den Alten, wer im ersten Stock über dem Tore wohne. Der Alte dachte lange nach und sagte dann: „Auf Nummer vier a Werkmeister, auf fünfi dö Nähterinnen“, er bemühte sich, dabei verschmitzt zu lächeln, was sein Gesicht ganz jämmerlich verzerrte, „und — na, auf sechse san dö Nähterinnen, auf fünfi wohnt a Versicherungsagent mit seiner Frau, a notige Bagasche!“

„Warum?“ fragte Putz, der etwas witterte.

„A Offizier war er, und sie a Luder, da hat er's gheirat, jetzten hungerns alle zwa!“

„Herr Kommissär,“ sagte Putz, „ich werde zum Agenten gehen, ihn aus dem Schlaf klingeln und fragen. Wenn ich da nichts erfahre, gehe ich zu den andern Leuten, allenfalls zu allen Vorderparteien bis zum obersten Stock. Ich lasse mich von den Leuten klagen, ich nehme alles auf mich. Sie können unbesorgt sein, ich schütze die Polizei nicht vor.“

Der Kommissär hatte nichts einzuwenden, meinte aber, er werde nicht mitgehen, damit die Sache nicht etwa ungewollt amtlich aussehe. Was Putz begriff und billigte.

Seine Vermutung hatte ihn nicht getäuscht. Der Versicherungsagent führte ihn, nachdem Putz sich als Schriftleiter des „Reichsfrieds“ vorgestellt hatte, mit sichtlicher Achtung in einen kleinen Raum, dem einzigen, der ihm, wie er entschuldigend bemerkte, außer dem Schlafzimmer zur Verfügung stand. Putz berichtete ihm mit kurzen Worten das Nötigste, der Agent hörte aufmerksam zu und bemerkte dann, daß vielleicht seine Frau etwas wisse. Er wäre erst kurz vor zehn Uhr von seiner Nebenarbeit nach Hause gekommen. Er ging seine Frau holen, während Putz sich vielmals entschuldigte, was der Agent abwehrte.

Nach kurzer Zeit kam eine blasse, schüchterne Frau mit lieben Zügen aus dem Schlafzimmer, einfach und ordentlich angezogen, aus dem Schlafraum hörte man Kinderweinen. Putz bat sehr höflich um Entschuldigung und ersuchte um Mitteilungen über von ihr gemachte Wahrnehmungen. Die junge Frau sagte mit einer überaus angenehmen Stimme ohne Zögern, daß gegen acht Uhr zwei Personen, ein Herr und eine Dame, in das Haus getreten seien. Sie wisse bestimmt die Zeit, weil — da wurde sie flüchtig rot — ihr Kleines alle drei Stunden zu trinken bekomme und sie gleich nachher zum Fenster gegangen sei. Hinausgehen habe sie niemanden gesehen, doch wäre sie nur ganz kurze Zeit beim Fenster gestanden, später wieder erst gegen zehn Uhr, als sie ihren Mann erwartete.

Putz dankte vielmals, verabschiedete sich und verließ die Wohnung. Vor der Türe blieb er stehen, blickte auf das Stückchen Papier, darauf der Name des Agenten handschriftlich stand und schrieb ihn auf. „Hans Kuretschek" stand dort mit klaren Buchstaben.

Unten angelangt, setzte er den Polizeikommissär von der Aussage der Frau in Kenntnis. Der Kommissär wurde unwillig und sagte: „Na, vielleicht hat sie sich doch geirrt? Wohin wären die Leute denn gekommen? Hat das Haus einen zweiten Ausgang?" zum Alten gewendet.

„Ja, Herr Polizeirat — i was nöt — es is a Weg in die Fabrik — a Loch im Zaun — aber a Latten is vur und do kinnatns schwar durch. Die Buben vom Haus gengan immer spüln rüba, in großn Fabrikshof — der Hausmeister jagts immer zaruck."

Schon wandte sich Putz, ließ den Alten vorangehen und leuchtete mit seiner Westenkraftlampe. Sie fanden den Zaun und den Balken davor. Putz suchte den Boden ab und die Umgebung, er fand nichts. Der Polizeikommissär war glücklicher. Sein Auge entdeckte an der oberen Querleiste ein langes blondes Haar. „Hat Fräulein — hm, hm," unterbrach er sich, „hat die bewußte Person blondes Haar oder wie?"

„Blond", sagte Putz kurz.

„Da ist ein Haar! Dasselbe wie auf dem Bett!" rief der Polizeikommissär.

Der Alte sagte stumpfsinnig: „Ja — 's Fräuln Fritzi is a fesche Blondin!"

Da war man wieder ratlos.

Der Polizeikommissär war doch langsam in Jagdlust gekommen und schlug vor, man könnte auf dem Weg im

Fabrikhof nachsuchen. Putz schloß sich sogleich mit seinem Spürhund an, der Alte blieb zurück. Sie zwängten sich mühevoll durch die Lücke, irrten auf dem Riesenhof umher, stolperten über Schotterhaufen und stiegen in übelriechende Tümpel, schlugen sich an altem Eisen an, fanden aber nichts.

Ein Uhr war vorüber, Putz gab das Suchen auf. Auch er begann, gegen seine Überzeugung, zu zweifeln, ob nicht Anni und Weinhold vielleicht doch nach dem Besuch bei Rischawy — doch was hatte der für einen Erfolg? — einen „Ausflug" gemacht hatten. Oder waren sie vielleicht gar nicht hier gewesen? Ein Herr und eine Dame — das konnten auch der hohe Herr und Fritzi gewesen sein, obwohl Putz nicht annehmen konnte, daß der hohe Herr so toll wäre, sich über alles hinwegzusetzen; der Hausmeister war weggefahren, man mußte drahtlich nachfragen, ob er dort sei, wohin er hatte fahren wollen. Bei Tagesanbruch konnte man weiter versuchen, den Spuren nachzugehen. Jetzt war es aussichtslos.

Der Polizeikommissär fragte auf Putzens Ersuchen den Alten, wohin der Hausmeister gefahren sei. Der Alte suchte und fand nach langer Mühe einen Zettel, worauf ein ungarischer Name sehr undeutlich geschrieben stand. Putz ersuchte, dort drahtlich anfragen zu lassen. Der Polizeikommissär schüttelte den Kopf und meinte, das Geschreibsel könne zehn verschiedene Orte bedeuten, je nachdem man es als Gereb in Kisfaludyhaza oder Kirkodetyhaza oder Hiskalubyhaza und so weiter lese. Er konnte ungarisch und versprach, sogleich drahten zu lassen. Mehr könne er nicht tun.

Putz brachte ihn in seinem Wagen bis zur Polizeidirektion und verabschiedete sich sehr artig. Der Polizeikommissär sprach sein Bedauern aus und fragte, ein wenig spöttisch, ob er vielleicht wegen den zwei Vermißten einen Fernsprechrundbefehl an alle Wachstuben erlassen oder eine Streife in verdächtigen Gasthöfen anordnen solle. Putz dankte kalt.

Frau Adele wartete im Wagen seit zwei Stunden. Der Fahrmann hatte sie alle zehn Minuten zu einer Fernrufstelle bringen müssen, von wo aus sie zuhause anfragte. Stets war „nein" die Antwort gewesen. Anni und Weinhold blieben verschwunden.

Nach zwölf verschiedenen Orten hatte die Polizei um den Hausmeister gedrahtet. Aus elf war ein „Unbekannt" zurückgekommen, vom zwölften eine Drahtnachricht mit den Worten „Rischawy ankommen heute mittag — Gereb", worauf

ein Polizeibeamter schleunigst nach Kisgaruzihala — dies war der Ort — abfuhr. Putz stellte den „Reichsfried"-Wagen zur Verfügung und um acht Uhr abends kam die überraschende Antwort: „Rischawy nicht hier, Gereb richtig, ganzes Irreführung, abreise sofort, ankomme nachts — Natterer."

Nun setzte die Polizei — endlich — alle Hebel in Bewegung. Nach allen Grenzstationen wurde die Personsbeschreibung Rischawys und seiner Tochter gedrahtet, die Polizisten machten Streifen und hoben in dieser Nacht unzählige Liebespaare aus — der Polizeipräsident aber war in Verlegenheit. Zum Überfluß nämlich hatte in der Dunkelheit einer seiner heute übereifrigen Leute in der „Blauen Kugel" den hohen Herrn erwischt und ihn auf die Polizeidirektion gebracht. Was sehr unangenehm war.

Gegen zwei Uhr nachts kam der nach Ungarn entsendete Beamte zurück und berichtete. Dieses Kisgaruzihala war ein kleines Nest von ein paar Häusern und eine Stunde Weges entfernt lag der Bauernhof, in dem Gerebs wohnten. Diese hatten vor zwei Tagen einen Brief Rischawys erhalten, daß er sie demnächst mit seiner Tochter für ein paar Tage besuchen werde, hatte aber mitgeteilt, daß dies noch von Umständen abhänge. Sollte daher von irgendwem an sie gedrahtet werden, so mögen sie das beiliegende Telegramm aufgeben, dann sei alles in Ordnung und er werde kommen können.

Rischawys Verwandte — Verwandte seiner Frau — waren einfache Bauern, die nicht schreiben und nur schwer lesen konnten, und auch das nur slowakisch. Eine Drahtnachricht hatte Vater Gereb in seinem ganzen Leben noch nicht erhalten, auch nie noch eine abgesendet. Daher war er dem Vetter aus der Stadt dankbar, daß er ihm die Mühe erspare, und umso dankbarer, als zwanzig Kronen beilagen.

Die Drahtbeförderungen waren etwas lässig behandelt worden — die österreichische Regierung stand wieder einmal mit der ungarischen nicht sehr gut — und als die Nachricht endlich Rischways Vetter zugestellt worden war, hatte dieser schmunzelnd die Antwort mitgegeben und sich sehr gefreut, daß sie nur zwei Kronen kostete. Erst der Wiener Polizeibeamte brachte Licht in die Angelegenheit.

Der Polizeipräsident war in höchster Erregung. Er hatte mit Putz eine heftige Auseinandersetzung, wobei dieser ihm ziemlich unverblümt seine Meinung darüber sagte, daß er an Gereb statt an die Gendarmerie, die bei Gereb hätte nachsehen sollen, hatte drahten lassen. Die Verspätung von einem halben

Tag war nicht mehr einzubringen, warf er ihm vor, und wenn die beiden entwischten, so wäre er, der Polizeipräsident, daran schuld.

Putz hatte recht, denn um sieben Uhr abends waren Rischawy und seine Tochter in Predeal angekommen. Einmal in Rumänien, brauchten sie nichts mehr zu fürchten; in diesem Zauberland für Diebe und Einbrecher waren sie sicher. Sie gedachten eine Zeit in Bukarest zu bleiben, dann zu Schiff nach Poti und von dort über Tiflis—Baku—Krasnowodsk mit der Überlandbahn nach Shanghai zu fahren, wo sie sich nach Amerika einschiffen wollten. So hatte Ivo bestimmt und auf Shanghai den Sichtwechsel für das Gaunergeld ausgestellt.

In den nächsten vierundzwanzig Stunden nahm die Polizei hunderte von übereilten Verhaftungen vor; doch Rischawy und seine Tochter fanden sie nicht und Anni Messerschmidt und Karl Weinhold blieben verschollen. Der „Reichsfried“ hatte einen Preis von hunderttausend Kronen ausgesetzt für die Auffindung der beiden. Ganz Wien war erregt und die wildesten Gerüchte schwirrten durch die Luft.

Am dritten Tag nach dem Verschwinden der beiden — Professor Messerschmidt war durch Kabelnachricht verständigt worden und sofort von den Staaten abgereist, zu Frau Adele war die Tante aus Muschau gekommen, um sie zu trösten — wurde Putz, der fast nicht mehr geschlafen hatte, von einem seiner Spürhunde angerufen und ihm mitgeteilt, er möge sogleich mit einem geschlossenen Wagen und einem Arzt in den dritten Bezirk, Linken Bahnhohlweg 17, kommen, man habe beide gefunden. „Tot?“ fragte Putz, der auf alles gefaßt war. — „Nein, lebend, aber — —“ — Putz hörte nicht mehr, fuhr, ohne Frau Adele zu verständigen, zur Klinik, schleppte Professor Obenrauch, Messerschmidts Studienkamerad, mit und ließ den Wagen in den Linken Bahnhohlweg sausen.

Der Spürhund wartete vor dem Haustor. Auf sein Kingeln öffnete eine alte Frau, die scheu und ängstlich nach allen Seiten spähte. Sie fürchtete, um die hunderttausend Kronen zu kommen. Dann erzählte sie geschwätzig, während sie voranging, daß sie heute, vor einer Stunde etwa, aus einer der leeren Wohnungen im ersten Stock am Hof ein Heulen gehört hätte und sehr erschrocken sei. Daß dann ein menschlicher Kopf auftauchte, ein Mann mit der Faust die Fensterscheiben zerschlug, etwas schrie und wieder verschwand. Sie habe die Schlüssel, hätte nachgesehen — o, sie fürchte sich nicht, wenn es sich um Menschen handle, nur vor Gespenstern

habe sie Angst, sie sei seit vielen Jahren die einzige Bewohnerin und die Beschließerin dieser alten, stillstehenden Papierfabrik, habe gar nichts vom Leben — dabei leuchtete ihre Nase verdächtig, sie habe also nachgeschaut und in einem der Zimmer zwei Menschen gefunden, beide auf dem Boden liegend, einen Mann und eine Frau, beide anscheinend ohnmächtig. Und da habe sie Herrn Remmel — so hieß der Spürhund — den sie gut kenne, verständigt, damit er dem „Reichsfried" Mitteilung mache. Mit der Polizei wolle sie nichts zu tun haben — niemals! Sie sei eine anständige Frau! Sie habe dann zugesperrt und achtgegeben, damit nichts geschehe.

Putz hatte das Weib reden lassen, es nur zum Schnellergehen gedrängt. Vor der Türe der Wohnung blieb sie stehen und fragte: „Bekomme ich die Hunderttausend?" — Da hätte er ihr am liebsten einen Tritt gegeben; er unterdrückte aber seinen Zorn und sagte: „Selbstverständlich, was der ‚Reichsfried' verspricht, hält er auch!" — Und nun öffnete die Alte die Türe und sie traten ein.

In einem kleinen Zimmer fanden sie Anni und Weinhold. Beide angekleidet, Anni stark verrauft, beide anscheinend schlafend. Doch lagen sie in seltsam verzerrter Stellung. „Starrkrampf," sagte Professor Obenrauch auf den ersten Blick, „sofort auf die Klinik."

Die Männer trugen die beiden in den Wagen. Schon war eine Menschenmenge zusammengelaufen, die aber jäh zerstob, als der graue „Reichsfried"-Wagen mit einem Satz ansprang. Eine Viertelstunde später lagen beide in der Klinik, und eine halbe Stunde später konnte Professor Obenrauch Putz — dem Professor Messerschmidt jegliche Vollmacht gekabelt hatte — mitteilen, daß Fräulein Messerschmidt nicht mehr Mädchen sei.

Also hat doch Weinhold —! Doch nein; das war nicht möglich. Solche Umstände brauchte der nicht, und brauchten beide nicht, wenn sie sich lieb haben wollten. Es war unmöglich. Und dann der Schlaf, der geheimnisvolle Schlaf! Gegen Abend erwachte Weinhold, richtete sich auf, blickte um sich, die Augen waren starr und ausdruckslos, dann fing er an zu brüllen. Wie ein Tier, stundenlang. Um Mitternacht legte man ihm die Zwangsjacke an. Anni schlief weiter, mit einem müden Zug im Gesicht.

Professor Obenrauch schüttelte den Kopf. Er hielt den Zustand Weinholds für vorübergehende Sinnesverwirrung, aber der Schlaf Annis beunruhigte ihn.

Putz war es, der Licht hineinbrachte.

„Haben Sie keinen japanischen Arzt unter Ihren Leuten? Ich habe einmal in Tokio gehört, daß man die Leute vor Operationen in eine Art Starrkrampf bringe, durch Zwangschlaf — mir schaut die Sache so aus."

„Das wäre möglich," meinte Obenrauch, ärgerlich, nicht selbst darauf gekommen zu sein — wer sollte denn auch hier an Japan denken! — „aber woher sollte Rischawy diese Kunst haben? Und der hohe Herr" — Putz hatte ihm einiges angedeutet — „der ist ein viel zu großer Schwachkopf, um so etwas zusammenzubringen."

„Ich bin nicht allwissend," erwiderte Putz, „auch mir ist es ein Rätsel, aber — versuchen Sie es, bitte."

Professor Obenrauch ließ Doktor Yakosuki bitten und erzählte ihm, was nötig war. Yakosuki untersuchte Anni und bestätigte Putzens Ansicht. Er versprach, sie binnen einer Stunde zu erwecken, doch wisse er nicht, ob sie auch da zum vollen Bewußtsein aller Sinne kommen werde. Denn oft bleibe tagelang ein Dämmerzustand zurück. Putz meinte, es wäre gar nicht notwendig, sie völlig geistig zu erwecken, es genüge, wenn der Körper nur arbeite, denn sie habe seit drei Tagen keine Nahrung zu sich genommen.

Nach einer halben Stunde öffnete Anni die Augen, lächelte und versank wieder in Schlaf, der aber nicht mehr die frühere Stärke hatte.

„Erinnern sich die Starrschläfernden dessen, was mit ihnen während des Schlafes vorging?" fragte Putz.

„Nein!" sagte Yakosuki bestimmt, „das ist nicht möglich. Lassen Sie das Fräulein schlafen, jetzt löst sich die Müdigkeit der Körperanspannung und am Morgen wird sie voraussichtlich frisch und munter sein."

Das war sie auch. Sie fiel ihrer Mutter um den Hals und wunderte sich, als diese weinte. Durch vorsichtige Fragen Professors Obenrauch wurde festgestellt, daß sie sich nur erinnerte, mit Weinhold zu Rischawy gekommen zu sein, daß sie mit der Frau ein paar Worte geprochen habe und dann, beim Niederbeugen zum Kind — vielleicht durch das Beugen und die schlechte Luft — ohnmächtig geworden sei.

Man vermied, ihr mitzuteilen, wo und wie sie gefunden worden sei und ließ sie bei dem Glauben, gleich nach Haus gebracht worden zu sein. Auf Anraten Professors Obenrauch wurde Anni künstlich in Fieber versetzt, so daß sie im Bette bleiben mußte und den Unterschied der Zeitrechnung nicht beachten konnte. Ihr Vater, der wenige Tage später eintraf,

befahl, sie auf der Klinik zu lassen und nach sechs Wochen zwecks neuerlicher Untersuchung in Starrkrampf zu versetzen. Dies geschah und Professor Messerschmidt befreite mit eigener Hand seine Tochter von den Folgen des Abends in der Staunigl-gasse. Dann ließ er sie noch durch vierzehn Tage abwechselnd in künstlichem Schlaf und Wachsein halten und schickte sie dann mit seiner Frau zur Erholung nach Ägypten. Es wurde ihr ein leichtes Lungenleiden angedichtet, damit sie sich schone.

Sie hatte oft, sehr oft, nach Weinhold gefragt. Man teilte ihr mit, Weinhold hätte sie nach Hause gebracht und am nächsten Morgen im Auftrag der Erdfriedensgesellschaft in einer sehr wichtigen Angelegenheit nach Südamerika fahren müssen, von wo er bald zurückkommen dürfte. Sie hatte es geglaubt, ihr Denkvermögen hatte sichtlich gelitten.

Weinhold war durch vierzehn Tage auf der Klinik beobachtet worden. Da sein Wahnsinn keine Minderung zeigte, brachte man ihn auf den Steinhof. Durch Tag und Nacht lösten sich in Weinholds Nähe Putzens Spürhunde ab, um die abgebrochenen Worte, die er aus seinem Munde schleuderte, aufzufangen. Zumeist ganz unverständlich, kamen doch hie und da klare Ausdrücke; allmählich reihte sich Wort an Wort. Noch immer nicht verständlich für den Nichteingeweihten. Doch Doktor Schwarz und Hieronymus Putz saßen beisammen und bauten monatelang geduldig aus kleinen Steinchen das Gebäude, bis es deutlicher und deutlicher wurde. Als Ivos Namen zum erstenmal fiel, da war Schwarz zusammengezuckt und hatte erschrocken auf Putz geschaut, der ihm dies vorlas. Dann hatte er erzählt, was er vom ersten Abend in Marion und aus den Worten Gorjanskis über den zweiten Abend wußte. Es war nicht viel, denn Weinhold hatte sein Versprechen gehalten, auch Anni nur des Versprechens wegen nicht gebeichtet, obwohl es ihm sehr schwer geworden war.

Putz sandte seine Spürhunde in die Länder und suchte allenthalben. Ivo Gorjanski war mit Ellinor in Europa gewesen, doch in Frankreich und der Schweiz. Österreich hatten sie nicht betreten. Die Abfahrt Ivos von Cherbourg — mit Geld war alles herauszubekommen — die war derart, daß der Abendschnellzug dieses Tages von Wien sie noch rechtzeitig hätte hinbringen können. Putz verschaffte sich Bilder von Ivo und Ellinor und befragte die, die damals auf dem Westbahnhof Dienst gehabt hatten. Niemand konnte Auskunft geben. Nach langer Zeit fand sich ein Schlafwagenschaffner, der angab, daß er zwei junge Herren, deren einer Ellinor ähnlich sah, der

andre habe aber Schnurrbart getragen, im Abendschnellzug gesehen habe. Beschwören aber könne er es nicht.

Ein Jahr war vergangen, Putz nicht viel weiter gekommen. Er wußte viele, fast alle Einzelheiten der Vorgänge, die sich damals in der Holzlage der Stauniglgasse abgespielt hatten, doch fehlten ihm Beweise. Er beschloß, die Zeit arbeiten zu lassen. Weinhold tobte nicht mehr, er wurde allmählich verständiger. Putz setzte durch, daß Weinhold aus der Irrenanstalt entlassen und mit einigen seiner besten Leute und einem Arzt in ein Berghäuschen im Schlerngebiet kam. Dort, von Luft und Licht und Höhensonne, vom Waldrauschen und Urruhe erhoffte er Weinholds Heilung.

Rick Kraubel, der lustige Rick Kraubel, war über das Unglück der Familie Messerschmidt tief bestürzt. Er hatte selbstverständlich Putz völlig freie Hand gelassen und ihm eine beliebige Summe zur Verfügung gestellt. Putz war in seinen Arbeiten am „Reichsfried" nur drei Tage lang ernstlich abgehalten worden. Dann ging er mit wütendem Eifer ans Werk. Binnen einer Woche stürzte er den Polizeipräsidenten, machte den hohen Herrn so gründlich unmöglich, daß er sich auf seine Güter in Ostböhmen zurückziehen mußte und bei Hof in Ungnade fiel, beantragte eine Verbesserung der Grenzüberwachung und setzte sie durch, der neue Polizeipräsident war ein scharfer Besen und kehrte — anfangs — gut, alle Welt war mit dem „Reichsfried" zufrieden. Und als er das zweite Jahr seines Bestehens anzeigen konnte, da hatte seine Auflage eine Million erreicht, der Preis war auf fünf Heller herabgesetzt. Der „Reichsfried" war eine Macht im Staate geworden, mit der sehr ernst zu rechnen war. Die Bestechlichkeit von Staatswürdenträgern verschwand — jeder konnte rechnen, beim Ertapptwerden gesellschaftlich unmöglich zu werden, der engere Anhang Putzens spuckte ihm auf offener Straße ins Gesicht, der „Reichsfried" verbürgte sich, die hohen Ehrenbeleidigungskosten im Klagefalle zu zahlen, doch tat dies nur selten einer, denn in den wenigen Fällen, die verhandelt worden waren, hatte die Klage einen für den Kläger höchst ungünstigen Ausgang genommen. Das machte, weil Putz nur Wahrheit schrieb — und nichts als Wahrheit.

Am zweiten Jahrestage des Erscheinens des ersten „Reichsfrieds" war Rick Kraubel geadelt worden und Putz erhielt das Komturkreuz des Aloisordens, das er dankend mit dem Bemerken zurückschickte, er sei viel zu unabhängig, um über sein Tun und Lassen, über Lob und

Tadel seines Vorgehens einen andern Richter als sich selbst anzuerkennen. Er habe die Verbreitung von Wahrheit als seine Pflicht erkannt und jeder Mensch müsse nach seiner Pflicht und Überzeugung wirken und leben. Tue er dies, so sei es gut und richtig — aber durchaus nicht zu loben, weil selbstverständlich. Tue er es nicht, so wäre er ein Schuft, der gegen seine Überzeugung lebe und arbeite. Über die Ablehnung lachten einige Dummköpfe und meinten, er mache sich wichtig, während die Mehrheit — die durch die Belehrung des „Reichsfrieds“ ihre eigene Meinung über Zweck und Wert farbiger Bändchen und glitzernden Metalls hatte — Putz durchaus zustimmte. Was zwar in höheren Kreisen verschnupfte, aber ruhig getragen werden mußte. Denn zwingen konnte man den „Reichsfried“ nicht mehr. Darüber war er hinaus gewachsen. Und — wenn auch die höheren Kreise Putzens Haltung verurteilten, so waren ihm dafür die höchsten Stellen gewogen. Man erkannte an, einen seltenen Mann gefunden zu haben, und mehr als einmal fand der bucklige Jude im blauen Anzug mit der grünsamtnen Ballonmütze den Weg in Räumlichkeiten, worin sonst nur verdünnteste Hofluft wehte.

Im Häuschen am Schlern aber saß in diesen Jahren ein stiller Mann mit blassem Gesicht und wirren, langen Haaren, der mit zitternder Hand versuchte, Gedanken auf Papier zu bringen. Wie war es doch so unendlich schwer, einen einfachen Satz zu bilden — ein Hauptwort, ein Zeitwort und die Aussage aneinanderzureihen, damit das Gebilde Sinn und Inhalt bekomme! Viele Tränen sah die Schlernwand von den Wangen des Blonden herabrinnen und die Sterne beschienen manche schlaflose Nacht.



10*

Achter Abschnitt.

Gorjanskis zweite Erfindung, die Aufspeicherung hochgespannter Ströme, war ungeheuer. Er vertrieb sie nicht auf dem Markte, sondern ließ nur in seinen Werken arbeiten. Aus einem Preisausschreiben über beste Flugzeugformen war Knudsen als Sieger hervorgegangen. Gorjanski stellte ihm seine Werke zur Verfügung und ließ zweitausend Einheitsflugzeuge, zum Niedergehen und Abfliegen von Land und Wasser, innerhalb zweier Jahre bauen. Die Geschwindigkeit war dreihundert Kilometer mit zwei Personen und zweihundert Kilogramm Nutzlast bei sechzig Stunden Fliegweite. Gorjanski war zufrieden, Knudsen noch viel mehr. Falken nannte er diese wundervollsten Gebilde aus Menschenhand und Gorjanski nahm den Namen an.

Gorjanski hatte auf seine Kosten zweitausend Flieger ausbilden lassen, die er mit fünftausend Dollar jährlich bezahlte. Überdies stellte er den Staaten fünfhundert Falken zur Eilbeförderung zur Verfügung, was jedem Flieger eine Zulage von gleicher Höhe brachte. Die Gesamtbaukosten hatten sechzig Millionen Dollar erfordert, die Werke und Flugzeughallen zwanzig Millionen und die jährlichen Ersatzbauten — Knudsen schied jeden Tag mindestens ein Flugzeug aus — gegen fünfzehn Millionen. Gorjanski konnte dies leisten, weil er den Aufbau seiner Luftflotte auf zwei Jahre verteilt hatte, von den Staaten statt sechzig Millionen achtzig Millionen bekam und die mittelbaren Mitarbeiter gänzlich durch freiwillige Beiträge einzelner Friedensfreunde erhalten wurden. Gorjanski hatte eine zweite Prüfung ausschreiben lassen können, mit wesentlich milderen Bedingungen und die Beteiligung war außerordentlich groß. Auf Grund der Prüfung hatte Gorjanski die Zahl der unmittelbaren Mitarbeiter von achthundert auf zweitausendvierhundert erhöht, die mittelbaren Mitarbeiter waren fast unzählbar. Man konnte nach zweijährigem Bestand

der Erdfriedensgesellschaft mit Recht annehmen, daß allüberall auf dem Erdball Friedensfreunde saßen, und die amtliche, auf wenigen kleinbedruckten Blättern allmonatlich erscheinende Verlautbarung der Erdfriedensgesellschaft, der „Terpacoamo" — „Erdfriedensfreund" oder „Erdfriedensliebhaber" — hatte eine Auflage von zwanzig Millionen und war unterm Gleicher und bei den Polen zu finden.

Mitte 1938 hatte Gorjanskis Schlußrechnung mit einem Überrest von zwanzig Millionen Dollar abgeschlossen. Das jährliche Erfordernis der nächsten Jahre betrug voraussichtlich zehn Millionen für die Verlautbarungen, fünf Millionen für die Hauptleitung der Erdfriedensgesellschaft, vier Millionen für Bauten und Instandhaltung, vierundzwanzig Millionen für die unmittelbaren Mitarbeiter, zehn Millionen für die Bezahlung der Flieger und fünfzehn Millionen für den Falkenersatz, zusammen ungefähr achtundsechzig bis siebzig Millionen. Zehn Millionen konnten also jährlich zurückgelegt werden — für den Tag des Friedensanbruches, wie Gorjanski sagte.

Sein Sohn war im Spätherbst 1936 zurückgekehrt und schien ernster geworden zu sein. Als er seinen Vater bat, Ellinor heiraten zu dürfen, hatte Gorjanski nicht ohneweiters nein gesagt, sondern sich durch seine Leute nach dem Vorleben des Mädchens erkundigen lassen. Daraufhin hatte er Ivo einfach verboten, noch jemals von ihr zu sprechen. „Wenn man heiratet, hat man Kinder, und von diesem Weib soll kein Gorjanski stammen, so lange wenigstens nicht, als ich es hindern kann. Such dir das ärmste Mädchen auf der ganzen Erde, ich will nicht nein sagen, wenn sie dem Anschein nach dir eine gute Frau und deinen Kindern eine gute Mutter wird. Fahr' hinaus in die Welt und schau dich um, geh in meine Heimat, vielleicht findet sich dort ein Mädchen, das dir gefällt. Kannst Ellinor als Beiweib haben, bis du heiratest — sie ist gescheit, sehr gescheit sogar, und wird dich von andern Dummheiten abhalten. Aber sie heiraten — nein. Kind" — hatte er gesagt und seinem Sohn ins Auge geschaut — „du bist jetzt siebzehn Jahre und der Sohn des reichsten Mannes der Erde; ich habe mein Geld ehrlich selbst erworben und niemanden betrogen, was sonst kein Milliardär von sich sagen kann. Ich möchte mein Lebenswerk dir hinterlassen — oder wenn nicht dir, so deinen Sohn — dein Einkommen ist größer als das jedes Kronprinzen — viele Könige haben nicht soviel. Ich habe in deinem Alter auf der technischen Hochschule gelernt und bin mehr als einmal hungrig schlafen gegangen. Aber ich hatte

ein Ziel, einen Hochgedanken, der mich begeisterte! Hast du denn gar nichts? Du bist doch ein gescheiter Kopf, hilf mir, arbeite mit, mach dich nützlich! Wenn nicht jetzt, so nach deinen Reisen, aber in absehbarer Zeit, in einem oder in zwei Jahren; ich werde alt — willst du mir nicht helfen?“

Ivo hatte den hübschen Kopf geschüttelt und kalt „Nein!“ gesagt. „Ich will das alles nicht, Vater,“ meinte er, „deine Friedensduselei ist mir langweilig. Die Menschen werden sich in tausend Jahren noch genau so die Schädel einschlagen wie vor tausend Jahren. Es ist schade um das Geld. Ich möchte eine große Yacht haben und mit vielen hübschen Mädchen reisen, Musik hören, mir Dichtungen vorlesen lassen — selber lesen ist langweilig — kurz, mir irgendwie das Leben angenehm machen. Diese ewigen Reisen auf der Bahn oder im Wagen oder auf einem fremden Schiff werden nachgerade langweilig — — übrigens glaubst du ja sowieso nicht an mich, denn im Regierungsvertrag steht ausdrücklich, daß ich nach deinem Tode nur zehn Millionen bekomme und der ‚Würdigste‘ zum Fortsetzen des Friedenswerkes deine Ersparnisse; da ich dieser ‚Würdigste‘ auf keinen Fall sein werde — sei ganz ehrlich, Vater — so weiß ich wirklich nicht, warum ich mich wegen der lumpigen zehn Millionen lange plagen sollte. Mit zehn Millionen habe ich höchstens ein Drittel meiner jetzigen Einnahmen — da kann ich nicht leben. Doch lassen wir das — kauf' mir eine Yacht, Vater, dann können wir in Jahresfrist weiter reden. Vorläufig verpflichte ich mich zu nichts.“

Gorjanski seufzte, als sein Sohn so sprach. Doch vielleicht gab es noch eine leise Hoffnung: er war doch so jung noch, nicht einmal achtzehn Jahre! Vielleicht würde er klüger werden — wie viel geschichtliche Beispiele gab es, man denke nur an die bösen Kronprinzen und guten Könige! — es kam nur auf das Reifen an. Er kaufte Ivo die Yacht, ein Zweitausendtonnenmotorschiff mit Luftkraftbetrieb, und ließ ihn reisen.

Professor Messerschmidt hatte Gorjanski nach seiner Rückkehr ganz kurz den traurigen Fall in der Familie mitgeteilt, ohne Einzelheiten zu berühren. Gorjanski schrieb bedauernd Antwort und daraus entspann sich ein Briefwechsel, der für die Absichten Gorjanskis entscheidend wurde.

Gorjanski mußte im Laufe der Jahre bemerken, daß er trotz allen unleugbaren Fortschritten des Erdfriedensgedankens, der wirklich überall Wurzeln gefaßt hatte, von der Verwirklichung seines Zieles, der Erde den ewigen Frieden zu

bringen, aus zwei Gründen sehr weit entfernt war: über die Geschicke der Völker entschieden einige Hunderte, wenn's hoch kam, einige Tausend. Ohne eine gründliche Änderung der Verfassung aller Staaten, auch der Freistaaten, die sich nur fälschlich so nannten, war seine Absicht nicht zu erreichen. Und das konnte er mit Geduld und sanftem Zureden niemals, sondern nur mit Gewalt. Die aber hatte er nicht, oder noch nicht. Der Schlüssel zur Macht, das Geld, war in seinem Besitz, aber, wenn Geld auch Vieles leistete, so konnte es doch niemals die nackte Gewalt ersetzen.

Und der zweite Grund der vorläufigen Unmöglichkeit des Zielerreichens war die, trotz aller Säuselei, bestehende gegenseitige Mißachtung der Völker. Hier schien Professor Messerschmidts Entdeckung einen Weg zu zeigen. Wenn es gelänge, den Änderstoff in ausreichender Menge zu erzeugen und genügend viel einflußreiche Menschen zu ändern — er dachte an Abgeordnete, Minister und Staatsleiter — so konnte man damit in ernsten Zeiten viel ausrichten. Aber nur vorübergehend — denn die Wirkung des Änderstoffes hielt nicht an; trotz allen Versuchen und Verstärkungen war es Professor Messerschmidt nicht gelungen, wesentliche Verbesserungen zu erreichen. Allerdings, man war weit über die Erstlingsversuche hinausgekommen, wer dachte noch an den polnischen Juden und den slowakischen Bauer! — und Messerschmidt hatte durch Verstärkung des Änderstoffs es zustande gebracht, daß die Wirkung sechs Wochen lang dauerte und der Höhepunkt in der dritten Woche lag. Eine winzig kleine Menge genügte bei einmaliger Einspritzung. Professor Messerschmidt hatte kleine Spritzringe herstellen lassen, ein kräftiger Händedruck war ausreichend, um einen Menschen für sechs Wochen nach Belieben zu verwandeln. Die für die Änderung von je fünftausend Menschen der größeren Völker notwendigen Mengen von Änderstoff hoffte Messerschmidt in wenigen Jahren herstellen zu können. Seine Versuche, die in diesem Maßstabe natürlich nicht geheim bleiben konnten, dienten, wie der eingeweihte Leiter des „Reichsfrieds" schrieb, zur „vergleichenden Feststellung der Fruchtbarkeit verschiedener Völker und Rassen. Ein abschließendes Urteil könne noch nicht gegeben werden, doch sei anzunehmen, daß dem berühmten Professor die Lösung der Aufgabe gelingen und das menschliche Wissensgebiet um einen neuen Zweig bereichert werde". Was selbstverständlich allgemein geglaubt wurde, da Putz nur dann log, wenn es unbedingt sein mußte — und diesmal mußte es

sein. Der wirkliche Zweck des Änderstoffs war nur Gorjanski, Messerschmidt, Schwarz und Putz bekannt. Und die schwiegen.

Professor Messerschmidt, dessen Frau und Tochter nun schon das zweite Jahr in Ägypten weilten, hatte die Rache für die geschehene Untat aufgeschoben; die Zeit mußte in dieses Dunkel Licht bringen. Vermutungen, wie Doktor Schwarz sie aussprach, genügten ihm nicht. Er wollte Gewißheit und Beweise, dann aber — — — es wurde ihm kalt, wenn er an die Begegnung mit dem Schänder seiner Tochter dachte. Seine Rache sollte wissenschaftlich, aber deshalb umso fürchterlicher sein. Das hatte er sich geschworen, und dieses sich selbst gegebene Versprechen wollte er, wenn notwendig, mit dem Einsatz seines Lebens einlösen.

Einstweilen aber war er durch nichts abgelenkt und arbeitete vierzehn Stunden täglich; acht Stunden an seiner Klinik, sechs Stunden für den Änderstoff — den Erdfrieden.

Bei seinen Versuchen hatte er die Erfahrung gemacht, daß sich von den deutschen Volksstämmen keiner so für seine Zwecke eigne, wie der der Bayern. Sei es, daß dieses Volk tatsächlich rassenrein war, sei es, daß kräftiger Körperbau und einfache Lebensweise mittelbar einen stärkeren Änderstoff hervorbrachten — er wußte es nicht, aber die Versuche bewiesen die Tatsache. Und da — auch damals noch — viel, sehr viel Haß gegen Deutschland auf der Erde war, so mußte Messerschmidt entsprechend viel deutschen Änderstoff verschaffen.

Seine Klinik war von der ganzen Erde besucht und es war ihm nicht schwer gefallen, von allen größeren Völkern Änderstoffproben zu erzeugen. Nach Durchführung einiger Versuche schickte Messerschmidt jeweils einen oder mehrere Gehilfen in das betreffende Land. Sie mußten sich mit Zwischenträgern zweifelhaften Rufs umgeben, um den erforderlichen Anschluß zu erhalten, und nach kürzerer oder längerer Zeit gelang es stets, mehrere Staatsbürger zu finden, die für eine recht hohe Summe eine Hode opferten. Da Messerschmidt seinen Gehilfen strengste Verschwiegenheit eingeschärft und auf neidige Ärzte anderer Staaten angespielt hatte, verriet keiner seiner Unterärzte den Grund ihrer Reisen, dies um so weniger, als die Fahrten auf dem ganzen Erdball recht unterhaltend waren und Messerschmidt mit dem Gelde nicht sparte, das ja aus Gorjanskis unerschöpflichem Beutel floß. Den Unterhändlern gegenüber hatten Messerschmidts Gehilfen geheimnisvolle Andeutungen über eine neue Krebsheilart zu machen, über „Menschheit von einem Fluch befreien, der Jahr-

tausende über sie schwebt, Opfer des Einzelnen notwendig" — so daß sich die Ehrenmänner, die ihr halbes Geschlecht für einige tausend Mark verkauften, geradezu als Heilspender der Menschheit vorkamen. Das Ausstreuen des Krebsgerüchtes hatte noch den Vorteil, daß auch ein Teil der Ärzte in seiner Meinung schwankte und nicht wußte, ob Putz im „Reichsfried" und die sonstigen Erklärungen Professor Messerschmidts oder des Professors geheimnisvolle Andeutungen über den Krebs richtig waren. Da sie zwischen zwei falschen Annahmen schwankten, war die Wahrheit am besten gesichert.

Nun wollte Professor Messerschmidt eine große Menge deutschen Änderstoffs und der Weg wies nach Bayern. Er beauftragte zwei seiner Gehilfen, auf vier Wochen ins bayrische Hochland zu gehen und ihr Möglichstes zu tun. Als Zehrgeld erhielten sie täglich hundert Mark, für den Hodenkauf gab Messerschmidt ihnen eine entsprechende Zahl unausgefüllter, unterschriebener Anweisungen auf die Deutsche Bank mit.

Die Gehilfen, Doktor Remus Perserstich und Doktor Teuto Windberg, waren frohen Mutes weggefahren, hatten sich in München zehn Tage lang ergebnislos umgesehen — für den Krebsstoff nämlich, für die Doktoren nicht, denn die hatten sich in der Holländischen Teestube und auch anderorts weidlich unterhalten — und waren dann in das Gebirge gefahren, nach Bullerschwang hinter Sonnenhofen, das ihnen im Löwenbräu für Versuche besonders angeraten worden war. Denn die Doktoren hatten sich wichtig gemacht und Andeutungen hatten ihren bayrischen Kollegen eine ungefähre Richtung gewiesen, ohne daß das Wie und Warum bekannt geworden wäre.

Das liebliche Sulztal, in dem Bullerschwang liegt — Wortkundige lächelten bei dem Worte, denn sie kannten gewisse persönliche Eigenschaften der Bewohner, die sich dadurch auf größere Entfernung kenntlich machten — das liebliche Sulztal also begegnete den beiden allzu leutseligen Herren mit unverhohlenem Mißtrauen. An einem Freitag waren sie angekommen und schon am Sonntag machte der streitbare Pfarrer nicht mißzuverstehende Anspielungen auf die Teufelssöhne, die herumzögen wie brüllende Löwen und suchten, wen sie verschlingen könnten. Persterstich und Windberg hatten das natürlich nicht selbst gehört, da sie langes Ausschlafen für wichtiger gehalten hatten. Aber Roserl, das handfeste und sehr stramme Hausmädchen der Wirtschaft „Zum ledernen Kropf", hatte ihnen die Predigt gegen Mittag erklärt, als sie die Stadt-

herren aufwecken kam, was erfahrungsgemäß lange dauerte. Denn Windberg pflegte sein Lied vom „Roserl im Hoserl“ anzustimmen — was hier gänzlich unbegründet war, denn solche Kleidungsstücke pflegten die mannbaren Mädchen im Gebirge nicht zu tragen; wovon der Doktor in streng wissenschaftlichen Untersuchungen Kenntnis genommen hatte. Und dieses Lied war gewöhnlich für den nebenan hausenden Perserstich, der durch die dünne Bretterwand alles hörte, von eigentümlichem Klatschen begleitet, was anfangs durch handfeste Berührung der Backe Windbergs, später aber durch weniger festes Schlagen anderer Teile erzeugt worden war. Perserstich fühlte sich bei solchen Gelegenheiten ungemütlich, konnte aber die übergroße Abneigung Roserls nicht überwinden, denn — die Hölle stund ihr leibhaftig vor Augen, wenn sie an die Beichte dachte! Sich mit einem „vertuifelten Schachter“ einzulassen, dessen Urgroßeltern vielleicht selbst die Nägel eingeschlagen hatten! Nein — so was! Den Windberg mit dem gewaltigen Bart und der Baßstimme — dafür hoffte sie Vergebung zu finden. Er war auch ein „gar zu liaba Herr“!

Windberg hatte bei Roserl vorsichtig Erkundigungen eingezogen und gestaunt, wie bewandert Roserl in Einzelheiten fast der ganzen männlichen Bevölkerung war. Freilich — sie diente schon seit sieben Jahren im „Ledernen Kropf“ und viele hatten ihr die Ehre erwiesen, wie sie bescheiden meinte. Doch als Windberg vom Doktorberuf erzählte und von Gegenmitteln gegen tückische Krankheiten, kurz, was er Roserl eben aufbinden konnte, und allmählich auf den Kern seiner Fragen kam, da wurde Roserl nachdenklich und meinte: „O mei — dös wern die Buabn nit wölln! Und erscht dö Madeln! Wann dös erfohrn — do is die Höll los und der Tuifi — i moan allerweil, dös wird net gehn!“ — Windberg beruhigte sie, erzählte ihr, daß es gar keine üblen Folgen habe, da der andre Teil die Arbeit des weggenommenen übernehme, und dadurch wachse, er erzählte ihr wahre Wunderdinge über gelungene Ausschnitte und ließ nicht zuletzt das verlockende Gold in seinen Worten funkeln. „Sehts, Roserl: wann einer eine gern hat und er hat kein Geld — was will er denn machen? Immer fensterln gehn wird langweilig, man wird älter und will sei Ruh haben! Aber so — er gibt eins her, kriegt seine zwei-, dreitausend Markeln — auch noch mehr, wanns sein muß, obwohls dann schon damisch teuer ist — in vierzehn Täg ist er ausgeheilt und kann die Jungfrau zum Altare führen!“ Wobei Roserl sehr lachen mußte, da sie rasch im

Geiste die Zahl der ihr bekannten Jungfrauen überflog — als Jungfer galt jedes Mädel ohne Buben, ein Mädelkind zählt nicht — und nur sehr wenige fand. „Na, probiern wir is,“ meinte sie dann und erhob sich von der Bettstatt, die vor Wonne seufzte, — Roserl wog ihre zwei Zentner —, „oba vasprechn konn i nix.“ — Damit entschwand sie aus dem Zimmer, daß die Planken krachten.

Das Geheimnis der Doktoren war also durch Roserl allmählich ruchbar worden. Im ersten Augenblick hatte sich des Mannsvolks wilde Entrüstung bemächtigt, dann aber legte sie sich, als man an die Markerln dachte. Sapperment, das war nicht zu verachten! Für zehntausend Mark — denn daß die Stadtfräck absichtlich so wenig boten, um dann steigern zu können, davon war man überzeugt — da konnte man schon einen Teil hergeben! Und als noch wie zufällig die Roserl ihr geliehene Hefte austeilte, in denen fast haarklein bewiesen war, daß der Mensch nur mit einer Hode vollwertig sei und außerdem ein Wohltäter der Menschheit, denn von seinem ganz unnötigen Zeug würden Hunderte gesund gemacht, die sonst unrettbar sterben müßten — da wurde es gar manchem weich ums Herz, denn die Goldmarkerln blinkten in der Ferne.

Eine Woche war vergangen und Windberg hatte schon manchen Antrag erhalten. Zu Perserstich gingen die Burschen nicht, den haßten sie. Es war schon einmal so. Windberg hielt die Einzelnen hin, er wollte ein Massenanbot haben; das drückte die Preise — womit Perserstich sehr einverstanden war.

Noch einen Tag und die große Kirchweih sollte stattfinden. Darauf hatten Perserstich und Windberg ihren Plan gegründet. Denn daß sie nicht so ohneweiters die wehrfähige Bevölkerung kapäundeln könnten, das wußten sie wohl. Es galt, eine Riesenprügelei zu veranstalten, in der so viele so schwer verletzt wurden, daß die Ausschnitte unbedingt nötig erschienen. Und selbst wenn einer nur fünf Zähne eingeschlagen und das Nasenbein gebrochen hatte — er mußte zum Doktor und bei der Gelegenheit war es leicht zu machen.

Windberg und Perserstich waren guten Muts. Am Vortag hatte ein Abgesandter der Kaufwilligen bei ihnen vorgesprochen und im Namen Aller erklärt, daß sie für je achttausend Mark „eins hergeben“. Es seien achtzehn im ganzen. Aber billiger könnten sie es nicht machen. Der Wortführer drehte dabei verlegen den Hut.

Nach scheinbarem Widerstreben hatten die Doktoren eingewilligt und die Anzahl — achtzehn halbe Tausendmark-

scheine — o, so schlau waren die — und Perserstich — dem Wortführer eingehändigt. Froh verbrachten sie den Tag und sahen den kommenden Ereignissen mit aufrichtiger Freude entgegen, die Messer haarscharf geschliffen.

Richtig — um drei Uhr Sonntagnachmittag kam der Erste, blutüberströmt. Perserstich und Windberg hatten mit Roserls Hilfe ein Zimmer zu einen tadellosen Schneideraum hergerichtet, sie standen in langen, weißen Kitteln bereit und führten liebreich ihre Opfer zur Schlachtbank. Keiner wollte sich betäuben lassen, davor hatten sie eine Riesenangst. Örtliche Abtötung ließen sie vornehmen, aber Roserl mußte dabei bleiben und die Schüssel halten, was sie mit bebendem Ärmchen tat. Dem guten Ding ging es jetzt doch manchmal nahe.

Perserstich und Windberg leisteten Meisterwerke. Der eine schnitt, der andre nähte — es ging wie in einer Weißnäherei. In zwei Stunden waren alle achtzehn besorgt, die, ein wenig taumelnd zwar, aber sonst ganz munter, der Behandlung ihrer Genossen mit viel Gelächter und mehr oder weniger feinen Scherzen beigewohnt hatten.

Dann ging es ans Auszahlen. Perserstich, der die Reisekassa führte, hatte einen Teil der Anweisungen zu Geld gemacht und zahlte in Gold und Papier aus. Die Burschen bedankten sich höflich, sahen aber auf ihren Anführer, der eine Weile herumredete und dann meinte, sie hätten sich geeinigt, soviel Geld sei gar nicht notwendig, sie gäben jeder gerne tausend Mark, da seien die achtzehntausend — so — und das wäre für jeden der Herren sogar neuntausend, da können die Herren auch „eins hergeben".

Perserstich und Windberg waren etwas bleich geworden und bewahrten mühsam die Fassung. Sie blieben aber freundlich — o, so freundlich! — und versuchten den Burschen recht herzlich zuzureden; das alles wäre sehr schön und der Witz sehr gut — dabei lachten sie krampfhaft und Perserstich fühlte eine eigentümliche Unruhe in den unteren Gegenden — sie, die Doktoren, seien ja schließlich nicht abgeneigt, noch eine Kleinigkeit auf Bier herzugeben, Perserstich zog auch mild die Brieftasche und klopfte dem Burschen recht leutselig auf die Achseln — der aber blieb ungerührt und wiederholte seine Forderung mit etwas mehr Lungenkraft und die Burschen waren auf einmal gar nicht mehr gemütlich.

Perserstich und Windberg sahen einander ratlos und die Burschen hilflos an. Sie verlegten sich aufs Bitten —

das half nichts. Perserstich versprach mehr Geld — die Burschen schüttelten drohend die Köpfe. Der Wortführer hatte unterdessen eingesammelt und jedem Daktor ein Papierbündel in die Hand gedrückt, ob sie wollten oder nicht. Nun machten sie Anstalten, die beiden selbst zu behandeln, schon hatten sich einige der Messer bemächtigt und einer schwang gar den Taschenfeitel und drang mit nicht mißzuverstehender Geberde auf Perserstich ein.

Hilfe war vergebens. Roserl kam hilfsbereit mit der Schüssel — das herzensgute Wesen konnte doch nicht annehmen, daß diese Wohltat — laut Doktor Windbergs Worten — den Stadtherren selbst so unangenehm sein könnte — es gab keinen Ausweg mehr. So entschloß sich Windberg, den Ausschnitt an seinem liebwerten Genossen Perserstich vorzunehmen, im stillen hoffend, die Burschen würden sich durch ein Opfer beschwichtigen lassen und auf die Fürsprache Roserls vertrauend. Zwischen ihm und Perserstich entspann sich ein edler Wettstreit, wer zuerst das Messer schwingen solle, denn jeder war bereit, diesen harmlosen Schnitt — am andern vorzunehmen. Die Burschen schauten eine Weile belustigt zu, dann wurde es ihnen langweilig und sie entschieden den Wettstreit, indem sie Perserstich etwas unsanft auf das Bett warfen.

Perserstich ließ sich betäuben; als er aufwachte, war das Werk geschehen. Trotz des Schmerzes und der Müdigkeit stürzte er sich wie ein Rasender auf die Messer, schwang sie hoch in der Luft und warf höhnische Blicke auf Windberg, dem kein Zaudern half. Die Fürsprache Roserls blieb aus, denn Perserstich, nein, das konnte sie nicht sagen, aber sie wußte, warum sie jetzt bedauerte, gegen ihn so abweisend gewesen zu sein — die Burschen blieben ungerührt und Perserstich arbeitete meisterhaft. Dann zogen die Burschen befriedigt ab und soffen bis zum Morgengrauen weiter.

Perserstich und Windberg fuhren am nächsten Tag sehr, sehr langsam in einem Leiterwagen weg und kamen mit grünen Gesichtern in München an, wo sie sich eine Woche im Bett erholten. Professor Messerschmidt war über die reiche Beute — zwanzig Stück von einer Reise, und nur fünfzehntausend Mark für das Stück! — sehr erstaunt und erfuhr erst nach Jahren, warum seine beiden besten Gehilfen nie mehr nach Bayern fahren wollten.

Hieronymus Putz war schon seinerzeit, bald nach der Rückkehr Messerschmidts aus Amerika, in die Änderstoffentdeckung eingeweiht worden. Er, der feine Menschenkenner,

hatte daraus gar kein Wesens gemacht und auf Grund seiner Voraussicht gemeint, daß der Änderstoff keinesfalls genügen werde, den Erdfrieden herbeizuführen. Gewalt, nackte, schonungslose Gewalt sei notwendig. Die könne aber weder Gorjanski mit all seinem Gelde und seiner ganzen Erdfriedensgesellschaft, noch Messerschmidt mit seiner Erfindung und am wenigsten er, Putz, mit seinem „Reichsfried" verschaffen. Die Erdfriedensgesellschaft und die in ihrem Dienste stehenden Blätter könnten wohl die Menschen vorbereiten, daß Gewalt notwendig sein werde, so daß die große Menge, die von Änderungen der Staatsform unberührt bleibe und nur arbeiten und leben wolle und sonst nichts, daß diese sich allmählich an den Gedanken der Gewalt gewöhne. Mehr könne die öffentliche Meinung jetzt nicht tun. Die stehenden Heere seien stärker. Ja — wenn es sich wie in alter Zeit um einen Kampf Mann gegen Mann handelte, dann vielleicht. Aber so — wer könne gegen Maschinengewehre mit tausend Schuß in der Minute aufkommen? Und wer gegen Wurfsprenggeschosse und Handgranaten? Und wer gegen die Riesenmörser von sechzig Zentimetern Seele, deren ein Schuß genügte, um eine Volksversammlung von zehntausend Menschen zu Brei zu zermalmen? Er wisse wohl, daß in jeder europäischen Hauptstadt, auch in den sogenannten Freistaaten, in verborgenen Höfen solche Riesengeschütze ständen, verstaubt und verschlafen, doch könnten sie jeden Augenblick erwachen und aufbrüllen. Es gehe nun einmal nicht. Die Mörserleute seien vom Staat bezahlt, bestechen ließen sie sich nicht, weil sie an die bunten Bändchen glaubten, und die könne der „Reichsfried" nicht verleihen und nicht die Erdfriedensgesellschaft — man müsse sich bescheiden. Ja — wenn es kein Pulver und keine Sprengstoffe gäbe!

Doktor Schwarz entwickelte diesen Gedanken weiter und trug ihn Professor Messerschmidt vor. Er möge sich mit Gorjanski in Verbindung setzen, vielleicht könne dessen Geld etwas ausrichten. Es gäbe soviel Erfinder, die aus Mangel an Mitteln verhungern. Vielleicht fände sich doch einer, der irgendwie — das Wie wisse er natürlich nicht — das Pulver abschaffen könne.

Professor Messerschmidt hatte Bedenken. Die Regierungen würden gewiß nicht gutwillig zusehen, wenn eine solche Erfindung unterstützt würde, denn sie hätten viel, fast alles, von ihrer Macht verloren. Und dann — gab es nicht in Indien über dreihundert Millionen und in China vierhundert Millionen

Menschen, die die Westwelt mit ihrem Gewicht erdrücken konnten, wenn es nur noch auf Anzahl und Gliederkraft und nicht mehr auf technisches Wissen ankomme? Die Sache war wohl zu überlegen!

Ein Aufruhr in einem Westland, der mit Waffengewalt niedergeschlagen wurde, verscheuchte seine Bedenken. Der Volksstamm der Minderheit zahlte mehr Steuern als die Mehrheit, die Landesangelegenheiten wurden aber nur vom Gesichtspunkte der Mehrheit aus verwaltet, die Minderheit mußte mit ihren Steuergeldern die Schulen zahlen, in denen ihre Gegner und Bekämpfer heranwuchsen, und das eigene Schulwesen wurde, absichtlich, sehr vernachlässigt. Die Regierung, die seit Jahren — wie immer — geschwankt hatte, schlug sich auf die Seite der Mehrheit; die Minderheit mußte blutig zahlen, weiter dulden und knirschte.

Professor Messerschmidt benachrichtigte Gorjanski, daß er ihm Wichtiges mitzuteilen habe. Gorjanski schickte zwei Falken aus, die auf dem Flugfeld des „Reichsfrieds" niedergingen. Den Boten wurde die Anregung Putzens übergeben und drei Tage später kam von Gorjanski Antwort: er sei bereit und werde das Nötige veranlassen.

Bald nachher erschienen in allen für die Erdfriedensgesellschaft arbeitenden Zeitungen Aufsätze über die Bedeutung von Sprengstoffen als Treibmittel für Motoren. Mit wissenschaftlichem Anstrich wurde ausgerechnet, daß die in den Sprengstoffen liegende ungeheure Kraft vielleicht zum Nutzen der Menschheit verwertet werden könnte. Es wurde mitgeteilt, daß Gorjanski darüber Forschungen anstelle und gerne bereit sei, Erfinder zu unterstützen oder aufzunehmen, die sich damit befassen wollen. Doch hätten sie in die Staaten zu kommen, wo sie in Gorjanskis Werkstätten arbeiten würden. Das Erstrecht der Erfindung bliebe ihnen gewahrt, überdies erhielten sie für die Dauer ihres Aufenthaltes in Asheville tausend Dollar monatlich.

Die nächste Folge war eine Überschwemmung der Erdfriedensgesellschaft mit Zuschriften. In den Antworten wurden schwierige fachmännische Fragen gestellt, die nur von einem sehr kleinen Teil der ursprünglichen Einsender nach bestimmter Frist erläutert werden konnten. Immer mehr fielen ab und schließlich wurden fünfzehn Chemiker genommen, die nach Asheville zogen.

Gorjanski prüfte sie auf Herz und Nieren; denn nicht ohne genaue Kenntnis ihrer Ansichten wollte er seine Absicht

verraten. Er ließ ihrer Vorgeschichte nachgehen, zog sie abwechselnd zu Tisch und war nach einigen Monaten im Klaren.

Ein vierzigjähriger Holländer, Willem van Zwartsluiss, schien vornehmlich geeignet. Er war im Oranjefreistaat geboren, seine Mutter im Barackenlager von Colenso verhungert, sein Vater und seine Brüder gefallen. Eine alte Großtante in Hertogenbosch hatte den damals vierjährigen Knaben zu sich genommen — die alte Frau war selbst zum Kap gefahren, um sich ihren Jungen zu holen — und ihn zum Miterben eingesetzt. Sie hatte noch eine Tochter, das Rietje, Zwartsluiss' Tante — obwohl um sechzehn Jahre jünger.

Van Zwartsluiss erinnerte sich zu gut des Burenkriegs, um die Engländer nicht zu hassen. Er besuchte die Universität in Utrecht, ging dann an deutsche technische Hochschulen und arbeitete schließlich durch Jahre in den Höchster Farbwerken als einer der ersten Ingenieure. Zwei Jahre lang war er als Landstreicher durch die Welt gezogen, als freier Mann hinaus, als verbissener Gleichmacher zurück. Deutschlands Staatsgemeinschaftswirtschaft gefiel ihm nicht, deshalb nahm er das Anbot Gorjanskis gerne an.

Van Zwartsluiss wurde als erster, und einziger, in Gorjanskis Absichten eingeweiht. Mit zähem Eifer ging er an die Arbeit. Die vor fünfundzwanzig Jahren unglücklich ausgefallenen Versuche Ingenieur Ulivis waren die einzige Vorarbeit. Er baute daher seine Ansichten lieber durchaus selbständig auf. Gorjanski ließ ihm ein eigenes Haus errichten, stellte ihm Stromkraft in beliebiger Menge zur Verfügung, verdoppelte seine Bezüge und erwies ihm jede Rücksicht. Van Zwartsluiss war nichts als Arbeit: die zum Leben nötige Nahrungsmenge nahm er in genau abgemessener Form zwischen seinen Versuchen zu sich, von Mittag bis ein Uhr morgens war seine Arbeitszeit, dann schlief er sechs Stunden und die übrigen fünf Stunden verbrachte er bei jedem Wetter im Wald.

Nach einem Jahre war van Zwartsluiss so weit, die meisten Stickstoffverbindungen durch Fernübertragung elektrischer Wellen zur Zündung zu bringen. Er wollte die Versuche in großem Maßstab und auf weite Entfernungen fortsetzen und machte Gorjanski davon Mitteilung.

Gorjanski, der seit der mittelbar durch Putz angeregten Pulversprengung mit diesem in regem Schriftwechsel stand, hatte den erstaunlichen Geist dieses Mannes erkannt und schlug ihm nun vor, für die Dauer seiner Abwesenheit die Leitung

der Erdfriedensgesellschaft zu übernehmen. Da Putz einverstanden und Ivos Yacht vor kurzer Zeit zurückgekehrt war, schifften sich Gorjanski und van Zwartsluiss mit einigen Leuten und den nötigen Behelfen ein und verließen mit unbekanntem Ziele die Staaten.

* * *

Gorjanski hatte lange geschwankt, wo die Versuche vorzunehmen wären. Van Zwartsluiss hatte ihn bestimmt, einen Ort zu wählen, der auch für die volle Durchführung seiner Absichten geeignet wäre. Sie entschieden sich für das Hochland von Tibet, für die Insel Kijuri im Tengri-nor, dreihundert Kilometer von Lhasa. Die unmittelbare Umgebung war nach den letzten Reiseberichten menschenleer, die Südsibirienbahn führte mehr als vierzehnhundert Kilometer im Norden vorüber, im Süden war der Himalaya mit noch nicht von Bahnen bezwungenem Wall und Kijuri konnte als Insel leicht verteidigt werden, sicherlich solange, bis Falkenentsatz kam.

Ivos Yacht „Elly" warf an der Mündung des Hingol in Belutschistan zur Nachtzeit Anker; Gorjanski, van Zwartsluiss und die notwendigsten Stoffe wurden durch die eingeschifften Falken nach der zweitausend Kilometer entfernten Insel gebracht. In den nächsten Tagen und Nächten wiederholten die Flieger ihre Reisen, bis sie nach einem Vierteljahr außer dem Leichtmetallhäuschen für die Bewohner noch eine Großanlage für drahtlose Telegraphie und viele Luftkraftzellen nach Kijuri geschafft hatten. Die Flieger flogen zumeist zur Nachtzeit, in sehr großer Höhe und auf verschiedenen Wegen. Wohl waren hier und dort die Einwohner aufmerksam geworden, doch konnte Gorjanski mit Recht annehmen, daß weder die Staaten noch die Westwelt wußten, wo er sich befinde. Die Yacht kreuzte bei Tag weit in See und fuhr nach Beendigung der Ausschiffung in die Südsee. Ein Doppelgänger Gorjanskis — dafür hatte dieser schon lange gesorgt — vertrat auf der Yacht den erholungsbedürftigen Vorsitzenden der Erdfriedensgesellschaft ganz ausgezeichnet.

Van Zwartsluiss begann sogleich mit den Versuchen. Sie glückten in kleinem Maßstabe; auf großen Entfernungen war es aber vergeblich, die Stromkraft war zu klein.

Einer von Gorjanskis Falken entdeckte beim Jerna-tso zweihundert Kilometer nördlich, einen Wasserfall. Gorjanski ließ eine Kraftleitung dahin anlegen und stellte am Fuße des Falles eine Turbine auf, die ihm Strom lieferte. Abermals

mußten seine Flieger Luftkraftzellen herbeibringen, sie flogen durch Monate auf allen Wegen heran und der Strom des Jerna-tso lud die erschöpften Zellen wieder auf.

Von Zwartsluiss' Zündanlage bestand aus einem Riesenstahldreieck, das auf einem dreihundert Meter hohen Turme mit der Spitze aufgehängt, durch Streben mit seiner Grundlinie über dem Boden schwebend erhalten war. Dieses Dreieck war nach allen Richtungen der Windrose drehbar und von der Erdoberfläche vollkommen elektrisch getrennt. Mit den aufgespeicherten Luftkraftzellen konnte er als Höchstleistung durch eine Minute einen Strom von vier Millionen Volt und zehntausend Ampère — vierzig Millionen Kilowatt oder zweiundfünfzig Millionen Pferdekräfte — in die Lüfte schicken. Als Zündstrom konnte der Strom weiter umgewandelt werden, in vierhunderttausend Volt bei hunderttausend Ampère.

An einem frostklaren Frühlingsmorgen — es gab zwanzig Grad unter Null — hätte ein Beobachter aus der Vogelschau in der turkestanischen Wüste Takta-Mahan eine ganz sonderbare Erscheinung gehabt: in Abständen von hundert Kilometern hockten Riesenvögel auf dem Sand. Es waren Gorjanskis Falken, die in nordwestlicher Richtung bis auf zweitausend Kilometern in gleichmäßigen Abständen aufgestellt waren. Ein jeder hatte verschiedene Sprengmittel in mannigfachsten, mit verschiedenfarbigem Papier beklebten Hülsen mitbekommen und auf hundert Metern Entfernung vom Flugzeug voneinander verstreut zu Bogen gelegt.

Um acht Uhr vormittags begann die Probe. Van Zwartsluiss stand beim Zünddreieck, ließ es in die genaue Richtung dreihundertzehn einschwingen, klemmte es fest und drückte auf den Knopf: erste Stufe, der Umformer winselte, der Spannungsmesser zeigte vierhunderttausend Volt, die Stromstärke war tausend Ampère. Zwei Sekunden lang währte der Druck. Dann eine Unterbrechung bis acht Uhr eine Minute.

Wieder zwei Sekunden Druck mit Strom zweitausend. Und wieder Pause.

Um acht Uhr zwölf, bei zwölftausend Ampère, hörte die Empfangsanlage das Zeichen des äußersten Fliegers, der auf einer Berghalde hinter Kaschgar stand. — Bis dorthin war also die Wirkung erreicht.

Sieben Stunden später waren alle Falken eingerückt. Alle Pulverarten und Sprengmittel waren in die Luft geflogen, in jeder Vepackung — selbst die kleine Goldblechhülse — nur durch die mit rot-grün gesprenkeltem Papier überklebte Blei-

Platinhülse hatte es nicht gewirkt. Van Zwartsluiss wiederholte den Versuch mit Bleiplatin allein und auf kürzeste Entfernung, er richtete sein Dreieck genau nach Norden, wo er kein Pulverlager zu treffen hoffte, und schickte sehr starke Ströme durch die Drähte — aus Unachtsamkeit schmolz dabei das Leichtmetallhäuschen nieder —, aber Bleiplatin hielt stand, die Sprengmittel blieben unversehrt.

Van Zwartsluiss und Gorjanski berieten lange. Alle Hülsen waren außen mit Papier umklebt, die Flieger konnten also nicht wissen, welches Metall gegen Zündströme undurchlässig sei. Trotzdem Gorjanski auf die Treue der Leute baute — van Zwartluiss war vorsichtiger. Er hatte vorgedacht und von Petelan, dessen große Durchlässigkeit er kannte, Hüllen in allen Farben selbst hergestellt; wie bedauernd ließ er im Gespräch mit einem Flieger das Wort fallen, daß nur Petelan gegen die Zündstrahlen widerstandsfähig sei, sonst nichts. Daß Gorjanskis Leute nichts jetzt verrieten, davon war er überzeugt. Wenn es aber einmal zum Ernst kommen sollte, war die Versuchung zu groß. Die Regierungen aller Militärstaaten würden die höchsten Preise aussetzen, um widerstandsfähige Hüllen zu finden. Wenn auch die Chemiker der Militärstaaten das Geheimnis später auffanden — daran lag nichts. Aber wenigstens einen Monat lang mußte die Erdfriedensgesellschaft Herr der Erde sein.

Van Zwartsluiss wollte den letzten Versuch, auf größte Entfernung machen. „Elly“ wurde drahtlos zu den Galapagosinseln befohlen, die, im gleichen Längengrad, hundertachtzig Breitengrade von Kijuri entfernt waren.

Zehn Tage später langte die Funkenmeldung ein, daß sie am anbefohlenen Orte angekommen sei.

Gorjanski hatte im letzten Augenblick Bedenken: auf dem gleichen Längenkreis lagen zahlreiche Städte in Amerika und Indien. Auch konnte sich ein Schiff im Kreis befinden, sein Untergang war gewiß. Van Zwartsluiss blieb ungerührt und behielt nach heftigem Wortgefecht die Oberhand.

Am ersten Mai 1940, um acht Uhr morgens des Längengrades von Kijuri sandte das Zünddreieck durch zehn Sekunden seine gewaltigsten Ströme um den neunzigsten Längenkreis. Eine Viertelstunde später war die verzifferte Funkenmeldung der „Elly“ aufgelöst, nach der die auf dem Vordeck aufgestellten kleinen Mengen von Sprengstoffen und Treibmitteln aller Art verpufft waren, mit Ausnahme der rot-grün

gesprenkelten Büchse. — Die Annahme van Zwartsluiss' war bestätigt, der Zündkreis wirkte um die ganze Erde.

Am Abend dieses Tages nahm Gorjanski Abschied. Er versprach van Zwartsluiss, ihm in den nächsten Monaten Ersatzzellen zu schicken, um den Strom im Bedarfsfalle stets auf der notwendigen Stärke zu erhalten. Das Zünddreieck war verbessert worden, es konnte sich in drei Minuten einmal um sich selbst drehen — in drei Minuten also mußten im Ernstfall die Sprengmittel der ganzen Erde in die Luft geflogen sein.

Gorjanski flog mit einem Falken bis zum Kaspisee, landete am öden Ufer zur Nachtzeit und ließ den Falken versenken. Zu Fuß gingen er und sein Flieger zum Bahnhof von Krasnowodsk, bestiegen den Südsibirieneilzug und kehrten über Shanghai nach Asheville zurück.

Van Zwartsluiss richtete sich häuslich ein. Die Falken hatten ihm kleine Geschütze gebracht, er stellte Geschosse mit Bleiplatinhüllen her und verwandelte Kijuri in eine Festung. Nicht Besorgnis wegen eines Angriffes von Militärstaaten war der Grund, sondern die Tatsache, daß sich manchmal auf dem zugefrorenen See Tibetaner in ihren hohen, schwarzen Lammfellmützen gezeigt hatten. Sie waren niemals zur Insel gekommen, die unweit des steilen Norduferabfalls, samt ihrem Zünddreieck von weitem nur sehr schwer auszunehmen war. Aber — ein unglücklicher Zufall war möglich und van Zwartsluiss rechnete mit allem! Das Geheimnis durfte nicht vorzeitig entdeckt und verraten werden, dafür mußte er sorgen. Und auch deshalb hatte er Gorjanski so gedrängt, seine Absichten bald in Taten umzusetzen.

Van Zwartsluiss gefiel es sont gar nicht schlecht auf der einsamen Insel in dreitausend Metern Seehöhe. Frische Luft hatte er mehr als genug, chemische Versuche konnte er nach Herzenslust anstellen — die Falken brachten ihm Stoffproben aus allen Erdgegenden — und als sich der Tag der Ankunft jährte, hätte es vielleicht keinen zufriedeneren Menschen gegeben als van Zwartsluiss, wenn — nicht das Rietje gewesen wäre.

Von Höchst aus hatte er manchmal auf wenige Tage seine Großtante in Hertogenbosch besucht. Das Rietje, die junge Tante, hatte mit ihm herumbefohlen, als wäre sie Vater und Schwiegermutter zugleich. Van Zwartsluiss hatte sich dies vergnüglich gefallen lassen, denn er hatte das Rietje lieb. Aus dem Kinde, dem er die Aufgaben hatte machen helfen, war bei seiner Abreise nach Asheville ein fünfundzwanzigjähriges

Mädchen geworden, das sich freundlich, aber kühl verabschiedete. Bald nach van Zwartsluiss' Ankunft in Asheville war seine Großtante, die ihn nur sehr schwer hatte ziehen lassen, friedlich in ihrem einundsiebzigsten Jahre und im geliebten Lehnstuhl beim Ofen entschlummert. Seine Tante hatte ihm davon in Kenntnis gesetzt und daraus hatte sich ein Briefwechsel entsponnen, der dem sonst recht schreibfaulen van Zwartsluiss allmählich immer mehr behagte. Rietjes Briefe waren immer nach Asheville gegangen, sie kamen, gelegentlich durch Falken übermittelt, manchmal mit recht bedeutender Verspätung nach Kijuri. Diese Unregelmäßigkeit war das Einzige, was van Zwartsluiss mißfiel. Daß dahinter das Rietje stand mit seinem hübschen Gesicht und den so überaus klaren Augen, und einer Stimme, die anscheinend nur befehlen konnte — das gestand sich van Zwartsluiss damals noch nicht ein.

Gorjanski hatte noch während der Bahnfahrt von verschiedenen Unfällen gelesen, die durch Indieluftfliegen von Pulverlagern entstanden waren. In Kalkutta, New-Orleans und Saint Louis waren zusammen über viertausend Menschen umgekommen. Man schrieb lange Aufsätze über die Unbeständigkeit der neuen Sprengmittel, Chemiker erklärten dies als Zersetzungserscheinung und in allen Staaten wurden die vorhandenen Bestände emsig nachgeprüft. Auch daraus sah Gorjanski, daß er bald handeln müsse. Eine neue Erfindung konnte neue Sprengmittel schaffen, die vor dem Zündfunken sicher waren. Obgleich van Zwartsluiss der Meinung war, mit dem Zünddreieck solange alle Sprengmittel vernichten zu können, als sie aus hochsauerstoffigen Stickstoffverbindungen beständen; und andere hatte man bis jetzt nicht.

Die öffentliche Meinung war in Gorjanskis Abwesenheit durch Hieronymus Putz immer mehr im Sinne des Erdfriedensgedankens bearbeitet worden. Putz hatte, als unumschränkter Vertreter Gorjanskis, in jedem Staat einige Zeitungen aufgekauft, die er von Wien aus leitete. Er ließ sie mit bestem Nachrichtenstoff versehen und seine Spottaufsätze machten ihn auf dem ganzen Erdball berühmt. Doch immer noch waren das alles, wie Putz ärgerlich zu Doktor Schwarz meinte, nur Worte, nichts als Worte, bewegte Luft — und keine Taten.

Nach Gorjanskis Ankunft in Asheville ließ dieser Putz zu sich bitten. Putz kam auf einem Falken und sie besprachen den Weg, der von jetzt an einzuschlagen wäre; Putz war gleichfalls der Meinung, nicht zu lange zu warten, da jedes

Zögern beim Fortschritt der Entwicklung verhängnisvoll sein könnte.

Einige Monate später entstand zwischen dem englischen und dem russischen Freistaat eine Verstimmung wegen der ehemals persischen Gebiete. Die Grenze war, anscheinend absichtlich, bei der seinerzeitigen Teilung auf Englands Wunsch nicht genau festgelegt worden, und da im russischen Gebiet Goldfelder gefunden worden waren, machte England darauf Anspruch. Rußland erkannte ihn nicht an, die Botschafter waren abberufen worden, England drohte mit Blockade — Krieg schien unvermeidlich.

Das waren die neuesten Nachrichten, die in Asheville einlangten, als Gorjanski und Putz wieder einmal im Berghaus auf dem Mitchellsüdhang beisammen saßen. Den ganzen Nachmittag hatten sie beraten, ohne zu einem endgültigen Ergebnis zu kommen. Sie entschieden sich, vorläufig noch zu warten, aber alles vorzubereiten, um die öffentliche Meinung auf England loszulassen. Da wurde Putz zum Überseefernsprecher gerufen.

Wien meldete sich, am Fernruf war Professor Messerschmidt, in seiner Stimme lag tiefe Erregung. „Dort Putz?" — „Hier Putz!" — Sie wechselten das geheime Erkennungszeichen — dann hörte man Messerschmidt: „Herr Putz — Weinhold ist wieder völlig bei Besinnung — gestern abend schlug der Blitz in das Schlernhäuschen, das niederbrannte, er rettete sich ins Freie, wurde dann ohnmächtig und nach dem Erwachen fand er die Erinnerung an die Vorgänge in der Stauniglgasse. — Ich kann Ihnen durch den Draht keine Einzelheiten mitteilen, Lauscher gibt es überall. Wann und wo kann ich Sie persönlich sprechen? Ich bringe Weinhold und Schwarz mit —"

„Soll Ihnen Gorjanski Falken schicken?"

„Sehr gerne, ich lasse danken!"

„Also gut, morgen fliegen die Falken ab, in längstens fünf Tagen sind Sie hier!"

Gorjanski war selbstverständlich einverstanden; das Geheimnis um Weinhold und Anni war ihm nicht näher bekannt und den seinerzeitigen Zusammenstoß Weinholds mit seinem Sohn beachtete er jetzt, nach fünf Jahren, nicht mehr, auch deshalb, weil Ivo mit Ellinor auf der „Elly" kreuzte.

Am nächsten Tag arbeitete Putz zwanzig Stunden lang. Er verfaßte einen Aufruf an die Menschheit und legte die Grundzüge der Verfassungsänderungen dar. In später Nacht

kamen die Entwürfe in die Druckerei, wurden dort in Espo und alle Sprachen übersetzt, die von mehr als fünf Millionen Menschen gesprochen wurden, und vom folgenden Tag an sausten die Umlaufpressen Tag und Nacht und druckten Hunderte von Millionen Aufrufe.

Zwei Tage später kamen die Falken zurück. Putz empfing Professor Messerschmidt, sie begaben sich mit Doktor Schwarz und Weinhold in ein Zimmer und hier erzählte Weinhold — man erkannte den nun achtundzwanzigjährigen Mann nicht, er war grau und eingefallen und ging schlotternd — die grauenhaften Vorgänge des Abends in der Staunigl-gasse. Mit seinen Augen hatte er ansehen müssen, wie Ivo Anni schändete, dann hatte er einen Schlag verspürt, ein Bohren und Brennen im Gehirn, und erst nach dem Blitzschlag vor einer Woche war er zur vollen Besinnung zurückgekehrt. Manchmal, in lichteren Augenblicken, hatte er gemeint, sich zu erinnern, er glaube auch, da verständliche Worte gesprochen zu haben, doch wisse er es nicht.

Putz und Schwarz hatten schweigend zugehört. Professor Messerschmidt war totenbleich und riß an seinem Vollbart, daß ihm Haarbüschel in der Hand blieben.

„Und nun?" fragte Putz und sah die Umstehenden an.

„Ich werde Anni rächen — und Weinhold", sagte Messerschmidt kurz; „Ivo ist auf seiner Yacht, irgendwo im Golf von Mexiko — sagte man mir. Ich will mir ihn fangen!"

Putz schwieg eine Weile, dann sagte er: „Und der Erdfrieden?"

Da brauste Messerschmidt auf: „Was geht mich der Erdfrieden an? Was hat der Erdfrieden mit der Untat Ivo Gorjanskis zu tun? Ist Gorjanski der Herr und Ivo der Kronprinz der Erde, steht er über den Gesetzen — ist die gesellschaftliche Ordnung ihm nichts? Was hat meine Tochter ihm getan? Meine arme Anni —" — er schlug die Hände vors Gesicht, ließ sie nach eine Weile sinken, man sah die Tränenspur an seinen Wimpern — „glauben Sie, weil ich die letzten Jahre wie ein Wahnsinniger arbeitete, daß ich deshalb vergessen habe, was mit meiner Tochter geschehen ist? Ich wollte mich betäuben, bis ich Gewißheit habe — jetzt habe ich sie und will vergelten!"

Wieder fragte Putz ruhig: „Wie wollen Sie das machen?"

Messerschmidt lächelte — doch Doktor Schwarz überlief es eiskalt bei diesem Lächeln. „Lassen Sie das meine Sache

sein. Er soll nicht sterben, das will ich seinem Vater nicht antun. Aber Qualen soll er ausstehen — wie noch nie ein Mensch sie erlitten hat, zum Tier soll er werden auf offener Straße und nachher wieder zur Besinnung dessen kommen, was er getan hat!“

Putz antwortete: „Gut — wenn Sie mir versprechen, Ivo nicht zu töten, halte ich die Sache vor dem Alten geheim und helfe mit.. Aber nur unter dieser Bedingung. Sonst nicht.“

„Ich verspreche es“, sagte der Professor einfach; „seien Sie mir behilflich, ein Schiff zu mieten, um Ivo in die Gewalt zu bekommen. Ich habe im Vertrauen auf Ihre Zusage drei Mann mitgenommen, sie kommen mit dem nächsten Dampfer und warten in Charleston. Es sind Ihre Spürhunde, Herr Putz; Sie kennen Ihre Leute.“

Putz nickte und besprach sich flüsternd mit Doktor Schwarz, der mit allem einverstanden zu sein schien.

Am Abend erzählte Putz Gorjanski, daß die Reisenden müde wären und sich deshalb entschuldigen ließen. Einer seiner jungen Freunde, Weinhold, klage über Brustschmerzen, Doktor Schwarz halte eine kurze Seefahrt für höchst angezeigt. Und Putz bat, ob Gorjanski ihnen nicht einen Dampfer anraten könne, sie wollten gerne einige Tage — höchstens eine Woche — im atlantischen Meer kreuzen. Er, Putz, möchte auch ganz gerne einige Tage Seeluft atmen, und da sich die englisch-russische Angelegenheit vorläufig verschleppe, er überdies jederzeit drahtlos zu erreichen sei und das Wichtigste vorbereitet hätte, ersuche er, auch mitfahren zu können.

Gorjanski rechnete es sich zur Ehre an, seinen Gästen einen Dienst zu erweisen; besonders Putz, der ihn durch so lange Zeit vertreten hatte. Zwei Tage später war eine schnelle, seetüchtige Motoryacht in Charleston und Putz schiffte sich mit seinen Leuten ein.

Durch Einsicht in die Nachrichten Ivos und durch Abfangen der Funkenbriefe von „Ellys“ Kreuzungsabsichten unterrichtet, ließ Putz die Yacht gegen Kuba steuern. Am dritten Fahrtag hatten sie die Insel erreicht und im Hafen von Santiago „Elly“ gesichtet. Putz machte sogleich Höflichkeitsbesuch an Bord, traf aber Ivo nicht an, der mit Ellinor in der Stadt weilte.

Am Nachmittag erwiderte Ivo den Besuch. Nur Putz empfing ihn, die anderen blieben in ihren Räumen. Er sprach ausnehmend höflich zu seinem jungen Gast und lud ihn ein, einmal mit seinen Gästen herüberzukommen. Er wolle ihm

eine neue Erfindung vorführen, eine neue Darstellungsart von Lichtbildern, die unglaublich lebendig wirkte; er habe einen gediegenen Vorwurf — ein Lustspiel aus Paris, nur für einen ganz kleinen Kreis bestimmt, dabei machte er Grimassen wie ein alter Bock — es werde sicherlich sehr gefallen.

Ivo zeigte sich darüber sehr befriedigt und versprach, bald wiederzukommen. Am nächsten Abend erschien er mit Ellinor.

„Was wollen Sie mit der machen?“ hatte Putz Messerschmidt gefragt.

„Das weiß ich noch immer nicht. Wenn ich ihr die größte Schande antäte und ein paar läufige Esel über sie schickte — weiß ich, ob ihr das nicht Spaß machte? Sie ist ja kein Mensch mehr, Scham ist ihr unbekannt. — Töten will ich sie nicht. O — keine Angst, mir wird schon etwas einfallen, lassen Sie mich nur!“

Im weißen Hauptraum der Motoryacht glühten die Birnen, Putz saß mit Ivo und Ellinor im angeregten Gespräch — er, der fünfundfünfzigjährige Putz mußte sich zurückhalten, um über dieses sündschöne, schamlose Mädchen nicht herzufallen, nicht wie ein Rächer über den Verbrecher — sondern wie ein Liebender über die Braut! „Was ist das nur,“ fragte er sich, „mir fehlt nicht mehr viel auf sechzig, ich kenne wohl alles, was Liebe heißt, in jeglicher Gestalt, und dieses Weib reizt mich, als wollte die Natur — ein dummes Wort für einen unerklärten und unerklärlichen Begriff! — aus ihr ein Kind von mir haben! Das soll nicht sein — es wäre ein Scheusal!“ Er entfernte sich für eine Minute — das Lichtspiel zu richten — und nahm Brom. Darauf wurde er klar und kalt wie ein Bildhauer in Schnee.

Der Raum verdunkelte sich. Ivo und Ellinor blickten still auf die weiße Fläche, die hell aufleuchtete. Eine Aufschrift erschien: „Die Abenteuer Casanovas 1936.“ Ivo lächelte befriedigt und genoß im vorhinein.

Da fühlte er sich gepackt und mit einem Schlage wurde es wieder hell. Um Brust und Glieder Stahlbänder, einen Strick um den Hals, mit der Stuhllehne verknüpft, eine Birne im Mund und ein Tuch vor den Augen — so saßen Ivo und Ellinor. Das Licht erlosch wieder, im Schiffsraum zitterten die Schrauben, die Yacht lief aus.

Putz hatte den Kapitän verständigt, daß seine Gäste eine kleine Lustfahrt in den mexikanischen Golf mit ihm machen

wollten; nur für einige Stunden, vielleicht für einen Tag. Er hätte ihnen von seltenen Fischen im Karaibenmeer erzählt und die wollten sie sehen. Seine Leute, Fachmänner, seien aus Europa mitgekommen, weil er diese Fische für Hofsammlungen verschaffen müsse. Der Kapitän hatte dies ohneweiters geglaubt, um so mehr, als über die Sonderbarkeiten des jungen Gorjanski in Kuba ganz eigentümliche Gerüchte umliefen; warum sollte sich der junge Mann also nicht seltene Fische in den Kopf setzen?

Putz ließ die Motoryacht südostwärts steuern und als er gegen Mitternacht hundertzwanzig Meilen vom Land entfernt war — in der Mitte der Durchfahrt zwischen Kuba und Haiti — ließ er das schnelle Motorboot der Yacht aussetzen mit einem Ruderboot, da die Fische durch das Geräusch des großen Schiffes verscheucht würden. Er befahl dem Kapitän, in dieser Gegend weiter zu kreuzen, Nacht und Vormittag wollten sie nach den Fischen suchen; sollte er bis Mittag nicht in Sicht sein, so möge er gegen Kuba steuern, da er sie auf dieser Strecke treffen werde.

Putz und seine Gäste, die drei Spürhunde und Ivo und Ellinor schifften sich ein. Weder an Ivo noch an Ellinor war Auffälliges zu bemerken, höchstens die glänzenden Augen und vieles Lachen schienen heitere Stimmung zu verraten. Das Motorboot nahm das Ruderboot in Schlepp und entfernte sich nordwärts.

Es war eine wundervolle Südmeernacht. Im Kielwasser der Boote leuchtete es blauschimmernd mit Lichtfunken, der schwarze Himmel schien wie durchlöchert von Sonnenpunkten. Unter diesem Himmel und in dieser drückend schwülen Nacht — nicht der leichteste Windhauch warf auch nur das kleinste Wellchen — begann Professor Messerschmidts Strafgericht.

Die vor dem Verlassen der Yacht künstlich Beeinflußten, Ivo und Ellinor, wurden wieder gefesselt und dann erweckt. Niemand antwortete auf ihre Fragen, sie lagen Seite an Seite im Ruderboot und versuchten vergeblich, die Züge der Menschen im Boote zu erkennen. In der Dunkelheit wuchs die Angst und ward riesengroß. Das Motorboot eilte stundenlang nach Norden.

Um fünf Uhr morgens ließ Putz es stoppen und erwartete den Tag. Als die Dämmerung anbrach, erkannte Ivo Putz und glaubte, in dem älteren Mann mit grauem Haar einen Bekannten zu sehen, doch wen, das wußte er nicht.

Als die Sonne über der Kimm auftauchte und schon ihre ersten Strahlen wie flüssiges Feuer sengten, da unterbrach Messerschmidt das tödliche Schweigen, zeigte auf Weinhold und fragte, ob er den Mann kenne. Er glaube ja, meinte Ivo, doch könne er sich nicht erinnern. „Es ist Karl Weinhold", sagte Messerschmidt furchtbar, „und ich heiße Messerschmidt, Anni Messerschmidts Vater."

Ivo dachte angestrengt nach — diese Namen waren ihm so bekannt, doch woher nur — da stieß Ellinor ihn in die Seite und flüsterte ihm ein paar Worte zu. Da lächelte Ivo, und so hübsch war dabei sein junges Gesicht, daß Putz stutzte, und sagte leichthin: „Ach ja, das ist dieser Kerl, der Ellinor verschmähte — und das Fräulein ist wohl diese kleine, blonde Wienerin? Sie müssen entschuldigen, es sind so viele, daß man sich nicht erinnert; aber jetzt weiß ich schon. War ein ganz netter Kerl, lebt sie noch?" fragte er frech, denn er hatte die Miene Putzens bemerkt.

Ivo stand wirklich außerhalb aller Gesetze, fühlte jetzt Putz, und alle fühlten das gleiche. „Soll ich ihn nicht doch töten, damit dieser Mensch von der Erde verschwinde?" fragte Messerschmidt mit zitternder Stimme. Putz verneinte bestimmt. Ivo zeigte im Tageslicht keine Todesfurcht und sah Putz mit einem liebkosenden Blick an, Ellinor blickte ruhig und hielt ihre glänzenden Augen abwechselnd auf Putz und Doktor Schwarz gerichtet, dessen Augen nach innen weinten.

Messerschmidt zuckte die Achseln und sagte halblaut: „Gut — vielleicht wäre der Tod auch zu mild. Obwohl es Todesarten gibt — ich wollte ihm die Todesangst schon beibringen, ihn mit einem Riesenpolypen zusammen in ein Glashaus sperren, eine Glaswand zwischen den beiden bis zur halben Höhe und dann den Glaskäfig unter Wasser setzen — langsam, ganz langsam, Ivo als tüchtiger Schwimmer hält sich oben, doch auch der Polyp, die Krake im andern Teil hebt sich langsam im Wasser und hebt einen Saugrüssel nach dem andern — ich hätte gerne zugeschaut, wie Gliedstücke oder das Gesichtsfleisch aufgeschmatzt worden wären — es ist ja nicht tödlich, nur Fleisch wird verzehrt, der Knochen bleibt, solange der Kake nur mit den Saugarmen arbeitet — aber nein, das will ich alles nicht mehr; weil's mich vor ihm ekelt! Er bekommt nur die Einspritzung — sie auch — dann setzen wir sie an das Land."

Ivo war trotz seiner braunen Haut so blaß, daß seine Wangen bläulich aussahen. Ellinor gähnte.

„Welche Einspritzung?" fragte Putz überrascht.

„Eine der vielen, die ich habe. Mein Geheimnis, die Öffentlichkeit wird die Wirkung schon erfahren."

Ivo und Elilnor wurden betäubt, dann machte der Professor ihnen an den Innenseiten der Schenkel Einspritzungen, ihm aus Fläschchen mit rotem und mit grünem Stöpsel, ihr aus einem schwarzen und einem farblosen Fläschchen. Nach einer Stunde wiederholte er die Einspritzungen — das Motorboot hatte mittlerweile Kurs gegen Kuba genommen — und zwei Stunden später erhielten sie die letzten.

Um neun Uhr vormittags lief das Motorboot die Guantanamobai an, stoppte seewärts von Caïmanera und schaffte Ivo und Ellinor ans Land. Beide schliefen in Betäubung. Messerschmidt ließ sie sorglich unter einen dichten Busch tragen, damit die Sonne ihnen nicht allzusehr schade, warf noch einen Blick auf die beiden und ging dann mit raschen Schritten zum Boot. Fast fröhlich rief er: „Nun an Bord!" — da fehlte Doktor Schwarz. Nach wenigen Augenblicken kam er nach — — niemand hatte gesehen, wie er voll heißer Sehnsucht die Lippen des Mädchens geküßt hatte, das ihm einst kalt und abweisend in Marion gesagt hatte: „Sie küsse ich nicht!" — Nun hatte er sie doch geküßt — aber mit diesem Kuß vom ehrlichen Leben Abschied genommen.

Weinhold hatte die Fahrt und ihre Ereignisse mit wenig Teilnahme verfolgt. Wohl war er bei vollem Bewußtsein und seine Gedanken kamen und gingen wie einst — aber jetzt waren sie immer bei Anni und seiner Zukunft. Was war Recht — was Unrecht? Wer wußte Weg und Ziel? — —

Zu Mittag waren sie auf der Yacht und zwei Tage später in Asheville.

Gorjanski empfing sie mit Zeichen der Unruhe. Als Putz teilnehmend um die Ursache fragte, sagte er, Ivo wäre verschwunden, und zwar — dabei blickte er Putz fest in die Augen — nach einem Besuch an Bord des Motorschiffes, auf dem sie gewesen wären.

„Ivo ist mit einer Dame, ich glaube, sie heißt Ellinor," antwortete Putz, „mit uns auf Fischfang gefahren; weil es ihnen langweilig wurde, ließen sie sich durch das Motorboot des Schiffes bei Caïmanera an Land setzen; sie sind heute sicherlich schon wieder in Santiago, wenn sie nicht vielleicht unterwegs eine Unterhaltung gefunden haben, die ihnen besonders gefiel."

Gorjanski war damit nicht zufrieden und bekam Angst um seinen Sohn, da er wußte, daß Ivo mehr als einmal mit Kubaner Eingeborenen Streitigkeiten gehabt habe. Er setzte einen Preis von einer Million aus für die Auffindung seines Sohnes. Der Aufruf blieb zunächst erfolglos.

Fünf Tage später kam ein Drahtbericht aus Kuba, vom Staatenpresseamt und für alle Zeitungen bestimmt, daß ein nackter, krätziger Mann aufgegriffen worden sei, der auf offener Straße Hunden nachstellte. Zu gleicher Zeit sei ein schönes weißes Mädchen aufgegriffen worden, das mit Gewalt in schamloser Weise badende Neger angegangen habe. Beide befänden sich im Irrenhause von Santiago, wo er und sie stundenlang nach den Zielen ihrer Sehnsucht schrien.

Putz hatte die Nachricht zuerst empfangen und zeigte sie Messerschmidt, der sie mit aufatmendem Ächzen las. „Es ist gelungen, zwei Monate wird es dauern, bis sie wieder vernünftig werden. Die Vorliebe aber wird bleiben — die geht nicht mehr weg — — nur der Zwang verschwindet!"

„Und die Krätze Ivos?" fragte Putz und beobachtete Messerschmidt scharf.

Der zuckte die Achseln, trommelte mit den Fingern auf den Tisch und sagte — nur ein Wort —: „Lepra."

Putz, der sonst über Gemütserregungen stand, ward doch bestürzt: „Wie wird's der Alte aufnehmen? Es ist ein furchtbarer Schlag!"

Und das war er. Gorjanski ahnte anfangs nicht, daß sich die Nachricht über die zwei Tollen auf sein Kind und Ellinor bezögen. Erst als er eine Geheimnachricht vom Präsidenten erhielt, der Gorjanskis Namen schonen wollte, brach er zusammen. Er konnte noch zum Präsidenten fahren, ihm danken und um fernere Schonung bitten — Myer sagte ihm alles mit aufrichtiger Teilnahme zu — dann fuhr er nach Asheville zurück und ließ Putz rufen.

„Ich habe mein Lebenswerk verpfuscht", begann er, als Putz Platz genommen hatte. „Ich dachte immer, für den Erdfrieden zu arbeiten, dabei aber wollte ich für mein Kind arbeiten, damit mein Sohn und seine Kinder einst Frieden auf Erden haben. Sein Wahnsinnsanfall ist die Strafe für seine Verirrungen — o, mir war viel bekannt, was aber verzeiht nicht alles der Vater dem Sohn, den er liebt, und ich habe ihn sehr, sehr lieb gehabt, er war doch so gescheit und so hübsch, nicht wahr?" — und dabei rannen ihm die Tränen über die

Wangen und er schluchzte laut. „Armes Kind! Seine Krankheit macht ihn für die menschliche Gesellschaft unmöglich. Ich werde sterben, ohne das Ende zu erleben. Sie sind jünger als ich, Putz, ich lege das Werk in Ihre Hände. Sie werden leider nicht über so viel Geld verfügen wie ich, meine Gesamtersparnisse von hundertsieben Millionen stehen zu Ihrer Verfügung; damit kommen Sie höchstens zwei Jahre aus, falls sich nicht andere finden, die an meiner Stelle achtzig Millionen jährlich beisteuern. Ivo ist vorläufig in einer Nervenheilanstalt und kommt dann in ein kleines Blockhaus beim Togwoteepaß in Wyoming, das ich mir vor vielen, vielen Jahren bauen ließ — wo ich die Flitterwochen mit meiner Frau verlebte. Ja, es waren nur Flitter und nichts Echtes!“ bemerkte er bitter. „Doch — lassen wir die Vergangenheit. Der Präsident hat mir versprochen, sich Ivos anzunehmen; meinem Sohn gebühren nach meinem Tod zehn Millionen, von den Zinsen wird er erhalten und gepflegt werden. Ellinor kann bei ihm bleiben, wenn sie will; ich ließ sie darum bitten. Sie erhält dann eigens tausend Dollar monatlich. Doch das wird alles der Präsident veranlassen — Sie wollte ich um etwas anderes bitten, Herr Putz.“

Putz neigte den Kopf. „Wollen Sie nicht selbst noch einmal Ihren Sohn sehen?“ Seine Stimme bebte und es fror ihn.

„Ich möchte,“ antwortete Gorjanski und lächelte herzzerreißend, „aber — ich kann nicht. Ich hatte einst Ivos Mutter so lieb, wie nichts auf Erden. Ich wurde getäuscht — ich übertrug die Liebe auf Ivo. Er wuchs heran und war in seinem Äußern die Mutter. Wie stolz war ich in Chicago auf den bildhübschen Jungen, wenn wir uns am See ergingen — alle Frauen blickten sich nach ihm um, auch manche Herren, Ivos Schönheit war in dieser Millionenstadt bekannt! Daß er schon damals, mit zwölf Jahren, alle Laster kannte, das wußte ich nicht. Ich erfuhr es erst einige Jahre später, durch den Brief eines berühmten Professors, der sich erschoß und mir vorher beichtete. Auch er hatte — — doch was soll ich lange Worte machen: hätte Ivo einen lieb gehabt, ich hätte es verstehen können, so aber — die ganze Stadt und um Geld — — es war für mich ein furchtbarer Schlag. Er und Ellinor waren dasselbe — nichts als Dirnen! Und Ellinor hat ihn dann weiter gebracht, und meine Güte, die Schwäche war, hat das Werk vollendet. Doch — Ivo hat mir viel zu verzeihen: ich habe der Menschheit gelebt und muß es als Vater büßen — mit dem Letzten, was ich habe. Und nun sollte ich hingehen und

die zerstörte Schönheit meines Sohnes anschauen, wie diese furchtbare Krankheit ihm blühendes Fleisch von seinen schlanken Gliedern frißt? Nein — das tue ich nicht, ich kann es nicht. Mag Ellinor ihn weiter trösten — vielleicht tut sie's, vielleicht nicht — ich entsage allem auf Erden — allem — —"

„Auch dem — Leben?" fragte Putz und blinzelte.

„Ja — eben dem! Ich kann nicht mehr arbeiten, ich habe es in den letzten Tagen gefühlt. Haha — man glaubt, man habe seinen Nächsten lieb und bildet sich Wunders was ein — lächerlich, man ist ganz gemeiner Ichsuchtsmensch und liebt nur sein Ich und dessen Ableger! Ich habe keinen Sohn mehr, den ich als Menschen rechnen kann — damit ist die Wurzel abgegraben — und der Baum fällt. — Ich habe alles reiflich überlegt, wir sind doch keine Kinder, Herr Putz, und werden uns nicht darüber unterhalten, ob der Freitod gut oder böse ist, nicht wahr — — ich will es einmal so. In einer Stunde wird es meinen Willen nicht mehr geben, weil sein Träger" — er versuchte zu scherzen, was kläglich mißlang, denn das Gesicht sprach seinen Worten Hohn — „nichts mehr zu wollen haben wird! Meine Bitte brauche ich gar nicht auszusprechen: ich will nicht, daß die Erde meinen freiwilligen Tod erfährt und wünsche, daß Sie der Erde den Frieden bringen!"

Putz hatte viele Leute sterben sehen — so stark er früher erschüttert war, jetzt, wo es zum Ende ging, blieb er ungerührt. Dem gewaltigen Werke der Zukunft wollte er alle Kräfte geben, er wollte keine Hemmungen, weder innerlich noch von außen, er drückte Gorjanski die Hand, schüttelte sie herzlich und verließ wortlos das Zimmer. Was hätte er auch sagen sollen? fuhr es ihm durch den Kopf: „Leben Sie wohl" war Unsinn und „Sterben Sie wohl", wenn auch noch so gut gemeint, für dieses Jahrhundert noch zu offen.

Eine Stunde später konnte Putz der ganzen Erde in einer Drahtnachricht mitteilen, daß Janko Gorjanski, der berühmte Erfinder und Leiter der Erdfriedensgesellschaft, einem Schlaganfall erlegen sei. Die Leitung der Erdfriedensgesellschaft gehe laut letztwilliger Anordnung auf ihn, Putz, über, die Hauptstelle werde gleichzeitig nach Wien verlegt. Am nächsten Tag erschien in allen Erdfriedensblättern ein scharfer Aufsatz über die Übergriffe Englands in alter und neuer Zeit, mit dem vollen Namen Hieronymus Putz gezeichnet, und erregte Staunen und Hohn.

Der Angriff hatte begonnen.

Neunter Abschnitt.

Rick Kraubel war gestorben — der liebe, alte Rick Kraubel. Da Putz für die schönsten Maschinschreiberinnen unzugänglich geblieben war und Kraubels gutes Herz hübsche Mädchen niemals ungetröstet sehen konnte, so hatte er sich der weiblichen Gehilfinnen des „Reichsfrieds“ angenommen und sein Möglichstes getan, um ihnen das in den Dienststunden recht schwere Leben in der Freiheit zu versüßen. Die rote Rita war schon lange vergessen, Rick Kraubel war stolz auf seine vier „Reichsfratzerln“ und liebte sie, fast wie ein Vater. Und so kam es im Laufe der Zeit, daß Rick Kraubel immer unruhiger wurde und in einer wunderschönen Sommernacht, auf der Waldwiese der „Güldenen Bachstelze“ sein siebenundsechzigjähriges, an Erfahrungen und Ehren reiches Leben unter den schmelzenden Tönen des „Jetzt ziagts ma — mein Rock aus, verkaufts ma — mei Gwond —“ in den Armen seiner Reichsfratzerln durch ein Schlagerl aushauchte. Viele aufrichtige Tränen wurden ihm nachgeweint, denn trotz seiner menschlichen Schwächen war er allezeit ein guter Kerl gewesen.

Das zeigte sich auch bei der Veröffentlichung seines letzten Willens. Sein hinterlassenes Vermögen überstieg die Schätzungen, es erreichte fast zweihundert Millionen Kronen. Davon waren hundertfünfzig für den „Reichsfried“ und den Erdfriedensgedanken bestimmt, worüber Putz nach Wunsch verfügen konnte, dreißig Millionen erhielt Anni Messerschmidt, zehn Millionen hatten einen Stock für Versorgung von „Reichsfried“-Angestellten zu bilden, sechs Millionen waren verschiedene Geschenke für alte Spezis und je eine Million bekam jedes Reichsfratzerl unter der ausdrücklichen Bedingung, ihre Erstgeborenen Rick zu nennen. Was sie unter Dankträngen gelobten.

Die Spannung zwischen England und Rußland hatte sich unterdessen verschärft und England begann seinen Drohungen die Tat folgen zu lassen. Nach den englischen Häfen am persischen Golf wurden Kriegsschiffe geschickt, es schien, daß der Krieg nur noch eine Frage von Tagen wäre. Rußland hatte den Streitfall veröffentlicht und sich an die öffentliche Meinung der Erde gewandt, Putz war zum Präsidenten des russischen Freistaates gerufen und dringend um volle Mitarbeit angegangen worden. Putz versprach sie — er sah sein Lebensziel langsam aus den Wolken auftauchen.

Van Zwartsluiss, der durch seinen Luftdraht die Nachrichten der ganzen Erde aufnahm, war ungeduldig geworden. Mit Nachrichtenstrom von dreißig Ampère im Zünddreieck arbeitend, fragte er bei der „Reichsfried"-Station, die auf dem mächtigen Gebäude im zweiundzwanzigsten Wiener Bezirke ihre Drähte auf einem Riesenmast gegen den Himmel spann, an, wann endlich die Zeit zum Handeln käme. Putz beruhigte ihn in langer, verzifferter Nachricht und teilte ihm mit, die Lösung stehe nahe bevor.

Die zweitausend Falken waren nach Europa gekommen, Putz hatte sie mit Wissen sehr hoher Stellen auf einer Besitzung des „Reichsfrieds" im Böhmerwald untergebracht. Der Öffentlichkeit war darüber nicht viel bekannt, da sie nur bei Nacht niedergegangen waren. Nun lagerten sie unter den Riesenbäumen des mit Stacheldraht abgeschlossenen Gebietes, der mit Hochspannungsstrom geladen war.

Noch am selben Tage, als Englands erster Minister im englischen Reichsparlament die einzuschlagenden Schritte ankündigte, hatte Putz eine Sonderausgabe des „Reichsfrieds" veranstaltet, die Englands Staatskunst scharf beleuchtete. In kurzen Schlagworten, nach seiner Art, hatte Putz auf die Vorgeschichte dieses Staatswesens hingewiesen. Alle Blätter der Erdfriedensgesellschaft und alle Mitarbeiter schrieben am nächsten Tag im gleichen Sinne, die Kabel- und Funkenämter der Erdfriedensgesellschaft trugen sie um die ganze Erde und am Abend des nächsten Tages war das Urteil der öffentlichen Meinung gefällt: Schädling der friedlichen Entwicklung. Diesmal hatte England mit seinen Drahtlügen nicht so rasch arbeiten können und die Lügensaat schoß nicht in die Halme, denn der Boden war schon vorbestellt.

Als Antwort auf diesen ersten Angriff einer unabhängigen Gesellschaft auf einen Staat ließ die englische Regierung nun im ganzen weiten Reichsgebiet den Nachdruck von Auf-

sätzen der Erdfriedensgesellschaft verbieten; englische, von der Regierung unabhängige Mitarbeiter der Erdfriedensgesellschaft wurden der freien Bewegung beraubt, ihre Zeitungen verboten und aufgehoben.

Am folgenden Tag warfen die Falken der Terpacosocio einige Millionen im besten Englisch geschriebener Flugzettel über England ab. Da kein Kriegsflugzeug auch nur annähernd Geschwindigkeit und Steigfähigkeit der Falken erreichen konnte, kamen diese unversehrt zurück. Die öffentliche Meinung in England blieb also trotz allen Regierungsmaßnahmen von der öffentlichen Meinung der Erde in Kenntnis.

Gleichzeitig hatte Putz van Zwartsluiss verständigt, daß nun seine Arbeit beginne. Und in derselben Nacht kam von einer unbekannten Funkenanlage mit unerhörter Stärke eine Drohbotschaft an England. Sie wurde von allen Anlagen der ganzen Erde aufgenommen und besagte, daß England seine auf der Fahrt nach Koweit befindlichen Kriegsschiffe sofort zurückrufen möge, da sie sonst, längstens beim Überschreiten des sechzigsten Längengrades, vernichtet würden. Worüber ganz England — auch die Erdfriedensfreunde — lachte.

Die Drohbotschaft wurde wiederholt — jede Nacht, immer dringender. Man forschte nach dem Sender und durch Vergleichsmessungen kam man darauf, daß er im Hochland von Tibet sein müsse. Sogleich machte sich eine kleine englische Truppenabteilung auf den Weg, um den schon lange bekannten Weg nach Lhasa einzuschlagen und dort Näheres zu erfahren.

Als sich die englischen Unterseekreuzer dem sechzigsten Längengrad näherten, überkam doch manchem Seemann ein eigenes Gefühl. Wer war der Mann, der hinter dieser Drohung steckte? Die Erdfriedensgesellschaft hatte sich als unbeteiligt erklärt, im Gegenteil, Putz hatte einen anscheinend entrüsteten Aufsatz gegen die geschrieben, die Gewalt mit Gewalt brechen wollten, und dadurch jede Gemeinschaft mit dem Gewaltmenschen unbedingt abgeleugnet.

Noch eine Nacht und man mußte die verhängnisvolle Linie überschreiten. Noch einmal kam die Warnung, diesmal unterzeichnet mit „van Zwartsluiss, Sohn einer bei Colenso verhungerten Burin“. England nahm an, der Mann sei wahnsinnig geworden.

Aber nur vierzehn Stunden lang glaubte es an den Wahnsinn van Zwartsluiss'. Denn um elf Uhr vormittags kam vom Trieböldampfer, der die Flotte begleitet hatte, ein Funkspruch,

daß alle sechzehn Unterseekreuzer in der Nähe von Ras el Hadd aus unbekannter Ursache in die Luft geflogen wären, von den Bemannungen sei niemand gerettet worden.

England war toll vor Wut — auch die englischen Erdfriedensfreunde. Es war doch nicht möglich, daß diese Wirkungen ein Mensch ausüben konnte! Man dachte an ein Treibminenfeld, an russische Unterseeboote, an alles Mögliche — die Erregung wuchs und zu Mittag erklärte man an Rußland den Krieg. Gleichzeitig erhielt der Statthalter von Indien den dringenden Befehl, sofort eine Truppendivision mit Geschützen auf das Hochland von Tibet zu senden.

Van Zwartsluiss war durch Putz von allem unterrichtet. In der nächsten Nacht besprach seine Funkenmeldung den Untergang der Unterseekreuzer und gleichzeitig wurde England gewarnt, noch weitere Kriegsschiffe gegen den russischen Freistaat zu senden.

Die englische Hochseeflotte war mit Truppen an Bord sogleich nach der Kriegserklärung in das nördliche Eismeer gefahren, um die Murmanküste abzusperren und Alexandrowsk einzunehmen. Auf der Fahrt dahin erhielt sie durch van Zwartsluiss' Funkenanlage nochmals die Warnung, ihre Absicht nicht durchzuführen, sondern sogleich umzukehren. Das Überschreiten des dreißigsten Längengrades sei tödlich.

Die Warnung war fruchtlos. Und einen Tag später hatte England nur noch die Schiffe, die nicht mit gegen Alexandrowsk gefahren waren.

Die Erde war still; vor anscheinend übermenschlichen Ereignissen versagte jegliches Denken.

Die Verlautbarung van Zwartsluiss' in der kommenden Nacht war einfach und schlicht: sie wies auf die vergeblichen Versuche Englands hin, nach bestimmten Orten Kriegsschiffe zu entsenden, schilderte nochmals die Vorgeschichte des Streitfalls und gab England den Rat, die Angelegenheit einer überstaatlichen Versammlung vorzulegen. Genug Blut getrunken habe die Erde um Englands willen, jeder Tropfen mehr sei zu viel. Er, van Zwartsluiss, bedaure die vielen Tausende, die in den letzten Tagen durch Englands Eigensinn zugrunde gegangen wären, aber — er konnte nicht anders handeln, denn der Erdfrieden gehe dem Wohle Einzelner vor.

Und am gleichen Tage erschienen plötzlich im „Reichsfried“ und in allen Blättern der Erdfriedensgesellschaft Aufsätze, die die Vorteile einer überstaatlichen Erdvertretung

schilderten. Nur Andeutungen und allgemeine Sätze. Aber sie wirkten wie die Lunte im Pulverfaß.

Hatten bis jetzt die meisten Festlandsblätter für die Sache van Zwartsluiss' gegen England gestimmt, so zeigte sich nun die Abhängigkeit des Einzelnen. Die Blätter der Geldmänner schrien Mord und Raub über diese „Vergewaltigung des freien Staates“ — der ihr Ausbeutegegenstand war —, die starrvolklichen aller Staaten sprachen vom Untergang der Rassen durch Verwischung ihrer Eigentümlichkeiten, die — spärlichen — strengkirchlichen Zeitungen erinnerten an Gott und seine Strafen für menschlichen Übermut und leierten allzuoft gehörte Gründe ab — nur die Gleichmacherblätter stimmten, wenn auch unter Wenn und Aber, größtenteils dafür.

In Österreich hatte die Regierung es gewagt, den „Reichsfried“ bis auf weiteres zu verbieten. Eine halbe Stunde nach Empfang dieser Botschaft stand Hieronymus Putz vor dem Ministerpräsidenten.

„Herr Graf, Sie haben meine Zeitung verboten,“ sagte Putz zu dem kleinen, fetten Mann, „ich ersuche Sie, dieses Verbot sofort aufzuheben.“

„Wie können Sie es wagen, mir zu drohen?“ brauste Graf Aschkenes von Aggstein auf, „der ‚Reichsfried‘ ist schon zu mächtig geworden, er ist ein Staat im Staate, höheren Orts fiel das Wort, man werde nächstens einmal mit scharfem Besen kehren müssen — — wir haben das Reich von der Kirche befreit, werden es also auch noch von einer Presse befreien können, die im Dienst der Internationalen steht und die heiligsten Gefühle der Völker mit frecher Hand angreift und besudelt!“

Putz lächelte spöttisch, legte seine grünsamtne Ballonmütze auf den Schreibtisch des Ministers, ließ Grafen Aschkenes ausreden und sagte dann ruhig: „Herr Graf — das ‚höhern Orts‘ mag stimmen, aber es gibt noch Höhere, und die denken anders! Daß Sie das Reich von der Kirche befreit haben, hm, das weiß ich — — das war ja immer Ihre Sehnsucht. Ich weiß genau — das weiß übrigens die ganze Öffentlichkeit in Österreich — daß Sie der Sohn des schlesischen Juden Aschkenes sind, der für seine Verdienste in — Kriegspreistreiberei, wie böse Zungen behaupten — geadelt worden ist. Nun nun,“ wehrte er ab, als der Ministerpräsident heftig unterbrechen wollte, „mir reden Sie nichts vor. Sie waren ein Judenjüngel — und ich bin ein Jud. Wir kennen uns. Aber — ich rate Ihnen gut, als Landsmann und Volksgenosse, geben

Sie den ‚Reichsfried‘ frei, und zwar so, daß er morgen zur gewöhnlichen Zeit erscheint. Das mit der Internationalen und so weiter — bitt’ Sie, schenken wir uns solche Schlagwörter! Wir wissen doch, was wir davon zu halten haben; mir brauchen Sie kan Sand in die Augen streuen!“

„Sie sind ein unverschämter Jud!“ schrie Graf Aschkenes, „ich verbitte mir Ihre Schnüffeleien in meinem Privatleben und im Leben meines gottseligen Vaters — — es bleibt beim Verbot! — Ich danke!“ Und wandte sich ab.

Putz lächelte noch immer, ja, er setzte sich gemächlich und nahm eine Zigarre heraus, die er abknipste. Bei dem Geräusch drehte sich Graf Aschkenes um und erblaßte über die unglaubliche Frechheit. „Ich laß Sie hinauswerfen — Sie — Schnorrer Sie —!“ heulte er und drückte auf die Klingel.

Ein Diener trat ein. Bevor noch Graf Aschkenes den Mund hatte öffnen können, hatte Putz, in Anwesenheit des wartenden Dieners, laut und vernehmlich gesagt: „Hm, ja — — Albanienzuckerrohr ist ganz schön —.“ Graf Aschkenes brachte nur ein unverständliches Wort heraus, der Diener stand fragend, dann sagte er stammelnd: „Eine Aschenschale für den Herrn Vorsitzenden.“ Er wankte, die Knie schlotterten ihm, er mußte sich setzen.

Als der Diener den Auftrag durchgeführt hatte, blieb das drückende Schweigen. Putz blies Rauchringe in die Luft und lächelte. Da begann der Ministerpräsident: „Lassen Sie den ‚Reichsfried‘ wenigstens einen Tag ausfallen — ich bürge Ihnen, daß er übermorgen erscheinen kann.“

Putz blickte auf, schaute Graf Aschkenes von oben bis unten an und antwortete: „Gut — ich will Ihnen entgegenkommen, denn außer Ihren kleinen Fehlern sind Sie tatsächlich der beste Staatsmann, den Österreich jetzt haben könnte; und überdies brauche ich gerade Sie an der Spitze des Ministeriums. Oh — ich weiß, ich bin vor dem Gesetze ein Schuft, daß ich mir die Erlaubnis von Ihnen erpresse. Sie sind — ich spreche milde — nicht einwandfrei wegen der Albaniengeschichte. Aber ich bin lieber der Schuft Putz, denn ich arbeite mit gemeinen Mitteln für einen guten Zweck; Sie aber — mit erlaubten Mitteln für einen schlechten — für Ihre Tasche. Empfehle mich.“ Stand auf, drehte sich um und ging hinaus.

Graf Aschkenes brauchte einige Zeit, ehe er sich soweit gefaßt hatte, um die Minister zu einem Ministerrat für Nachmittag einzuladen, wo er — inzwischen vom Vorsitzenden

der Erdfriedensgesellschaft erhaltene — wertvolle Aufschlüsse über die Erdfriedensgesellschaft werde geben können. Als der Ministerrat zusammentrat, rühmte Graf Aschkenes in einer schwungvollen Rede die Verdienste Putzens um Staat und Gesellschaft, erwähnte, daß Wien, und dadurch Österreich, durch Putz der Mittelpunkt einer weltumspannenden Bewegung geworden sei, worauf die ganze Erde blicke, besprach mit ölglatten, nichtssagenden Worten die zukünftige Haltung der Regierung gegenüber dem Erdfriedensgedanken, der nach den Worten Putzens „nur auf streng gesetzlichem Wege Verbreitung finden werde", verpflichtete sich und die andern zu nichts und kündigte schließlich an, daß die erschöpfenden Aufklärungen des Vorsitzenden der Erdfriedensgesellschaft ihn in die glückliche Lage versetzten, das Verbot wieder aufzuheben. „Die freie Presse im freien Staate — Sie wissen, meine Herren, das muß in einem wahrhaft konstitutionellen Staate das Losungswort jeder guten und bedachtsamen Regierung sein!" Da einige Minister Butter auf dem Kopfe hatten und die Sonne des „Reichsfrieds" etwas brenzlich geschildert wurde, stimmte man einhellig zu, den „Reichsfried" wieder freizugeben. Nur der Renommierkatholik des Kabinetts, ein Oberösterreicher, schüttelte immer wieder seinen dicken Schädel und brummte: „Dos vasteh i nöt." Was aber nichts ausmachte, weil er auch sonst nichts verstand.

Putz hatte nach der Rückkehr vom Ministerpräsidenten in der Druckerei des „Reichsfrieds" einen kleinen, unschuldigen Brand legen lassen und durch Sonderausgaben befreundeter Zeitungen mitteilen lassen, daß wegen der durch Feuer verursachten Schäden der morgige „Reichsfried" ausfallen müsse. Am übernächsten Tag erscheine dafür eine Doppelnummer. So hatte er das Gesicht gewahrt.

Van Zwartsluiss, der von den Fortschritten der gegen ihn ausgesandten Truppen durch die Funkenanlage des „Reichsfrieds" fortlaufend unterrichtet war, beschloß, mit seinem Schag nicht mehr zu zögern. Einer der bei ihm weilenden Falken hatte die Nachricht des „Reichsfrieds" bestätigt, daß die englischen Truppen dieser Tage nach Lhasa einziehen würden. Dann waren es nur noch wenige hundert Kilometer, die allzu leicht zurückzulegen waren.

Seinem Rat der letzten Nächte fügte er Vorschläge bei, die feste Gestalt annahmen. Er mische sich nicht in die Regierungsformen der einzelnen Länder, dies sei Angelegenheit der Völker selbst, aber Kriege sollten in Hinkunft unmöglich sein.

Gleichwie in der Vergangenheit die Kriege der Einzelmenschen im und durch den Staat aufgehört hätten, müssen die Kriege der Staaten — durch die Macht einer übergeordneten Versammlung — aufhören. Solange Regierungen miteinander verhandelten, war keine Aussicht auf den ewigen Frieden; die Völker müßten miteinander sprechen, unmittelbar, kein Hindernis dürfe dazwischenstehen! Der Landfrieden wurde erzwungen mit bewaffneter Hand — er bitte um den Erdfrieden — er zwinge nicht. Noch nicht. Wenn aber seine Bitte und sein Rat ungehört blieben, würde er Gewalt anwenden müssen. Der Landfrieden habe Blut gekostet — der Erdfrieden werde es dann auch. Es widerstrebe ihm aber, Blut zu vergießen, deshalb schlage er vor:

Jeder Staat habe im Verhältnis zu seiner Bevölkerungszahl eine Anzahl Abgeordneten nach Bern zu senden. Für je eine Million eines Volkes je einen. Diese Abgeordneten haben sogleich zusammenzutreten und über diejenigen Erdgrundgesetze zu beraten, die von allen Staaten gleichmäßig durchzuführen wären. Sämtliche Staatsregierungen hätten mit öffentlichem Anschlag zu erklären, die — vorläufig aus den gewöhnlichen Reichsräten zu nehmenden — Abgeordneten unverzüglich zu entsenden und zu versprechen, sich an die von Vierfünftelmehrheit gefaßten Beschlüsse zu halten, sie ohne Zögern in kürzester Zeit, längstens binnen Monatsfrist, in Staatsgrundgesetze umzuarbeiten und zur Genehmigung dem eigenen Reichstag vorzulegen. Auf dem Maueranschlag hatten ferner alle Minister zu erklären, daß sie, falls sie diesem Versprechen nicht nachkämen, sich selbst als vogelfrei und außerhalb der Gesetze stehend erklären, daß demnach jeder Angriff auf Leib und Leben straflos bleiben werde.

Diese Nachricht wurde fast überall mit einem Staunen der Entrüstung aufgenommen. Nur die Staaten hielten sich zurück, der Präsident erließ eine Botschaft, worin er den Rat als richtig hinstellte und den Kongreß zu einer sofortigen Tagung zusammenberief. Die Gleichmacher fast aller Länder spalteten sich in zwei Schichten: die eine schrie mit, über die Vergewaltigung durch einen Übermenschen, der sich über die Internationale stellen wollte — der andere, größere Teil, begrüßte van Zwartsluiss' Botschaft, als Morgenröte einer neueren und besseren Zeit. Diese überstaatliche Gruppe sagte der Erdfriedengesellschaft unbedingte Gefolgschaft zu.

In Österreich wurden, wie immer, vermeintlich gute — in Wirklichkeit recht schlechte — Witze gemacht — die Witz-

blätter gaben Sondernummern heraus — die Zeitungen höhnten. Nur der „Reichsfried“ und die dem Erdfriedensgedanken ergebenen Mitarbeiter anderer Zeitungen schrieben im Sinne van Zwartsluiss’. Es wäre zu bedenken, ob bei dieser Versammlung nicht doch etwas Gutes herauskommen könnte! Der Einwand, daß die Chinesen, Japaner und Inder die Weißen überstimmen wurden, sei lächerlich, die weiße Rasse sei genug zahlreich, um niemals in die Einfünftelminderheit gedrängt werden zu können. Übrigens seien die Chinesen sehr wertvolle Bundesgenossen im entwicklungsgeschichtlichen Sinne — wer weiß, ob nicht gerade von ihnen gute Anregungen kommen könnten!

In der folgenden Nacht wiederholte van Zwartsluiss seine Forderungen und erließ die erste Drohung: noch achtund vierzig Stunden wäre Zeit —. Die Engländer waren in Lhasa.

In der zweiten Nacht wiederholte van Zwartsluiss abermals seine Vorschläge und teilte mit, daß in spätestens vierundzwanzig Stunden die von ihm angeregte Forderung durchgeführt sein müsse, sonst käme Unheil über die Erde.

Die Staatsmänner aller Länder waren verzweifelt. Man witterte Gefahr und wußte ihr nicht zu begegnen. Neue Anzeichen waren aufgetaucht, daß unbekannte Kräfte am Werk zu sein schienen: der englische Minister des Äußern hatte in einer Rede in der Guildhall England verflucht, hatte es als Räuber und Mörder seit Jahrhunderten hingestellt, hatte England angeklagt, am Blutvergießen auf dieser Erde schuld zu tragen wie kein andres Volk und zum Schluß Rußland mit erhobenen Händen um Verzeihung gebeten wegen des Unrechts, das man ihm hatte antun wollen. — Spürhunde Putzens mit Spritzring und Messerschmidts Änderstoff hatten die Wandlung vollbracht.

Die englische öffentliche Meinung war starr. So etwas war noch niemals in einem Lande vorgekommen, wo das Heucheln zum guten Ton gehörte und „Recht oder Unrecht — unser Vaterland!“ blieb. Der Minister war fast gesteinigt worden — mit knapper Not hatte man ihm das Leben gerettet und in ein Irrenhaus gebracht. Die Zeitungen aller Richtung entschuldigten die Sinnesverwirrungen und bewiesen in langatmigen Aufsätzen haarklein, daß der Minister durch Trunksucht und — in England — unsagbare Krankheiten und Laster selbst schuld und überdies durch Trunk und Blutschande seit vier Geschlechtern erblich belastet sei.

Die Vereinigten Staaten richteten am gleichen Tage eine lange Drahtbotschaft an alle Erdstaaten, in der die allgemeine Abrüstung und Eingehen auf van Zwartsluiss' Forderungen vorgeschlagen wurden. Die Botschaft, die nur vom Präsidenten ausging und am Nachmittag desselben Tages vom Kongreß — allerdings mit verschwindend geringer Mehrheit — niedergestimmt wurde, erhielt gar keine Antwort.

Es kam die letzte Nacht. Van Zwartsluiss ließ von elf bis ein Uhr seine Bitte und Drohung nochmals durch die Lüfte eilen, er gewähre einen Aufschub bis zehn Uhr vormittags des Längenkreises von Hertogenbosch. Er ersuchte die Regierung in Amsterdam, seine Tante Rietje zu warnen, deren Häuschen bei der Pulverfabrik lag. Er ersuchte dann die Leiter aller Staaten, zur angegebenen Zeit niemanden in den Sprengmittellagern zu beschäftigen, alle Arsenale von Menschen zu räumen und die Bemannungen der Kriegsschiffe auszuschiffen. Es sei bitterer Ernst, wie England es am eigenen Leibe erfahren habe. Und er mache noch aufmerksam — diese Schlußsätze wurden in den meisten Staaten durch die Zensur unterdrückt — daß mit dem Aufhören der Sprengmittel und der Maschinengewehre die auf Gewalt aufgerichtete Herrschaft vorüber sei, daß in Staaten, wo die Menge ungebildet wäre, schwere Kämpfe entstehen dürften, die von den Herrschenden nur mit der blanken Waffe — und nichts anderem ausgefochten werden könnten. Der Ausgang sei sicher — die Massenherrschaft; denn gegen Eisenstäbe und Keulen kämen Säbel und Bajonett nicht auf. Einen solchen Ausgang wolle er vermeiden; er bitte daher nochmals eindringlich, die Zusicherung zu geben.

Sie kam bis zur festgesetzten Zeit von keinem Staat der Erde. Die Vereinigten Staaten hatten sich noch nicht entschließen können, einige kleine Freistaaten hatten gemeint, die großen mögen anfangen; in Österreich hatte Graf Aschkenes von Putz den guten Rat erhalten, zuzustimmen. Graf Aschkenes war nicht abgeneigt, doch hatten die Sachverständigen bewiesen, daß es etwas ganz anderes sei, Kriegsschiffe, die auf dem Wasser schwimmen, in die Luft zu sprengen, als Sprengmittel und Schießbedarf, der tief in der Erde „nach den neuesten Erfahrungen“ verwahrt sei. Der oberösterreichische Minister hatte überdies gemeint: „'s würd jo nöt so arg sein, der Herr von Schwarzläus meint's ja nöt a so —.“

Putz nahm, da ihm die vielen tausende Unschuldiger leid taten, die Sache selbst in die Hand. Er berief in später Nachtstunde Herrn Bender, den Führer der Gleichmacher Öster-

Original from

reichs, weihte ihn in das Notwendigste ein und ersuchte ihn, in allen Sprengmittelwerken Österreichs sogleich einen allgemeinen Ausstand zu bewerkstelligen. Grund Nebensache, den möge er erfinden. Für die Streikkasse weise er gleichzeitig fünf Millionen Kronen an.

Herr Bender nahm die Anregung willig auf und versprach, sein Möglichstes zu tun.

Putz fuhr dann noch einmal ins Kriegsministerium und bat den Kriegsminister flehend, die Leute morgen bis längstens halb elf Uhr vom Arsenal wegzunehmen. Der Kriegsminister schüttelte entschieden den Kopf und sagte barsch: „Ein Soldat stirbt auf seinem Posten — Sie können das nicht verstehen.“ Putz mußte ergebnislos weggehen. Da beschloß er, auf eigene Faust zu handeln. Seine Spürhunde steckten um fünf Uhr morgens den Ostbahnhof, Südbahnhof und den Südteil des Arsenals in Brand. Eine kurze Sonderausgabe des „Reichsfrieds“, unentgeltlich verteilt, und Ausrufe in den Straßen wiesen auf die Gefahr hin, die dem Stadtteil beim Arsenal drohe, wenn dieses in die Luft fliege. Wenn der Bezirk nicht sofort geräumt werde, werde es Tausende von Toten geben.

Diese Drohung wirkte. Die Feuerwehr bekämpfte zwar den Brand mit sichtlichem Erfolg, aber, als die verhängnisvolle Stunde nahte, zögerte sie immer mehr, bis sie sich endlich, zehn Minuten vor elf, in eilender Fahrt ihrer Kraftwagen davonmachte. Der Zugsverkehr der Ost- und der Südbahn war in die nächsten Außenstationen verlegt worden, aus dem zehnten und dritten Bezirk waren mehr als hunderttausend Menschen in die Innere Stadt gewandert, wo sie sich am sichersten fühlten.

Putz war durch van Zwartsluiss stündlich von der Annäherung der englischen Truppen unterrichtet. Um Mitternacht hatten sie die Insel gesichtet, nach kurzer Rast war die Abteilung um den See getrabt, um Kijuri von Norden her, wo nur eine sechstausend Meter breite, einen Meter dicke Eisdecke sie vom Festland trennte, zu erreichen. Die Meldung hatte er von seinen Falken. Gegen acht Uhr morgens kam die Brigade in Sicht — ein Teil der Truppen war zurückgeblieben — um Mittag war sie bei der Insel im Westen vorübergezogen und gegen vier Uhr nachmittags stand sie im Norden der Insel, auf Schußabstand ihrer kleinen Geschütze.

Der englische General forderte van Zwartsluiss höflich mit Funkspruch auf, sich sofort zu ihm zu begeben und die Insel zu räumen, das Hochland von Tibet stehe unter

britischem Schutz, Kijuri werde vorübergehend besetzt werden. Van Zwartsluiss antwortete weniger höflich zurück, er kümmere sich den Teufel um England und seinen Schutz, er habe beides noch von früher her bis über die Ohren satt. Er erlaube sich, den Herrn General zu ersuchen, seine Geschütze sogleich weit wegzuziehen, da sie beim ersten Angriff losgehen dürften. Aber anders, als der Herr General wohl meine. — Das Riesendreieck schwankte mit seinen Drähten drohend in die Richtung der Truppen.

Der General hielt an seine Leute eine kurze, markige Ansprache und befahl dann den Angriff,. Erstens glaubte er als Engländer überhaupt nicht an den Schwindel mit der Pulversprengung auf weite Entfernung — er glaubte nur an die Hochkirche — und zweitens war sein Gehirn nicht genug entwickelt, um etwas zu begreifen. Er befahl daher den Angriff.

Einen einzigen Schuß konnte eine einzige Kanone abgeben. Einen Augenblick später hatte das Zünddreieck im Eisnebel des Winterabends bläulich aufgeleuchtet, hatte sich langsam ein wenig gedreht und von den Geschützen, die geladen gewesen waren, und den Geschoßwägen und den Mannschaften, die dabei gestanden waren und denen, die Gewehrpatronen um den Leib gebunden hatten, von all dem war nichts mehr zu sehen. Nur die Reiter saßen mit blöden Gesichtern auf ihren Gäulern und wunderten sich. Der General mit. Doch, ein Mann der Tat, ließ er sich nicht schrecken, richtete sich hoch in den Bügeln auf, wandte sich um und schrie seinen zweihundert Reitern zu, den Säbel schwingend: „Auf den Feind — mir nach — — zur Attaaaakk!!!“ — Die Pferde setzten sich in Trab und klapperten über das Eis, immer näher kamen sie der Insel.

Da — ein Schuß, gerade vor ihnen ins Eis. Man stutzte, prallte zurück. Woher das Pulver? Die Bleiplatingeschosse kamen der Reihe nach geflogen. Die Reiter ritten zögernd weiter — nicht mehr lange. Als ihrem heldenmütigen Führer durch einen Blindgänger der Kopf abgeschlagen worden war, machten sie Kehrt und retteten sich zu den Lebensmittelwagen. Dann zogen sie nach Lhasa ab.

Van Zwartsluiss hatte in der Erregung ein wenig zu stark auf den Knopf gedrückt, so daß südöstlich — der Zündstrom wirkte wie der der Funkennachrichten im ganzen Kreis — in Saigon einige Kriegsschiffe und das Arsenal in die Luft geflogen waren. Die Meldung darüber war wenige Minuten später in Paris und Europa, doch wollte dies nichts besagen,

da in Frankreich schon recht oft Schiffe auf diese Art zugrunde gegangen waren. Im Gegenteil, man sprach von schlechten Sprengmitteln, die anscheinend auch die Engländer hätten, seitdem die Franzosen ihre Bundesgenossen waren. In Mitteleuropa frohlockte man und rechnete Gefechtswertigkeiten aus. Doch nur eine Stunde lang.

Um halb fünf — halb zehn Hertogenboscher Zeit — hatte van Zwartsluiss nochmals bei Putz angefragt, ob nicht doch von irgend einem Staate die Zustimmung eingelaufen sei. Putz hatte verneinen müssen. —

Van Zwartsluiss saß in seinem Arbeitsraum, hielt die Tonpfeife in den zusammengepreßten Zähnen und blickte mit buschigen Brauen hinaus in den eisigen Winterabend. Von den Danglabergen heulte der Nordsturm, trieb wild stahlspitze Eisnadeln an die Wände des Gebäudes, das Zünddreieck zitterte und schwankte unter Sturmesstößen.

Van Zwartsluiss' Blick fiel ab und zu auf die Uhr. Nur noch wenige Minuten und die Überlegenheit der Herrschenden war dahin. Nur rohe Kräfte würden dann entscheiden, wenn — der Erdfriedensgedanke sie nicht bändigte. War es gut, gebundene Kräfte frei zu machen, vielleicht die Gesittung von Jahrtausenden zu stürzen? — Doch nein, nicht überall war rohe Kraft: in China nicht und in den Staaten nicht und auch in Deutschland nicht mit seiner hohen Durchschnittsbildung. Auch seine Heimat war wohl unter den Ländern, die nicht zu leiden hatten, wenn das Volk zur Herrschaft käme.

Jahrhunderte der Entwicklung zogen in seinen Gedanken vorüber: nach langem, zehntausende von Jahren dauerndem Erwachen vom Tier zum Menschen freie Männer auf Urboden mit gleichem Recht, dem des Stärkern — dann Landsassen im Gau, sich anschmiegend an Männer, die die Kriegsfahrten leiteten, nach langen Jahrhunderten für sie in den Krieg zogen — dann Lehnsträger, Pächter und Hörige — dann leibeigen — bis wieder das Rad sich drehte, vor hundertfünfzig Jahren, es dreht sich seit Ewigkeit, doch langsam und unmerklich — und das Volk langsam aufstieg. Doch noch immer wurde es zurückgehalten: mit Gewalt — den Kanonen — und Beeinflussung — Aberglaube und Unbildung. So dachten die Herrschenden; doch diese sollten sich jetzt am meisten täuschen: wo Gewalt und Aberglauben geherrscht hatten, da war furchtbares Gericht zu erwarten. Nur Wissen und Einsicht macht Menschen wahrhaft frei — die Millionen Unfreien würden die Freiheit nicht begreifen und sie schänden.

Noch zwei Minuten fehlten. Van Zwartsluiss dachte an Tantchen Rietje in Hertogenbosch, die jetzt wohl beim zweiten Morgenkaffee sitzen würde, heute hoffentlich bei einer Freundin, weit von den Pulverwerken! Er fürchtete sich schon vor den entrüsteten Briefen, worin sie ihm seine Gewalttätigkeit — ihr Vertreiben aus dem alten, lieben Häuschen — vorwerfen würde!

Noch eine Minute. Van Zwartsluiss stand auf, ging langsam zur Schalttafel in die Ecke, zündete noch die ausgegangene Pfeife an — verdammte Träumerei! — dann schaltete er die Hebel ein, die den Strom zum Treibwerk für den Zündkreis schlossen. Das Wickelrad begann sich langsam zu drehen, der Ton stieg rasch und höher und höher — das Rad lief nun mit voller Kraft.

Ein zweiter Schalter: das Triebrad wurde mit dem Zahnkranz des Zünddreiecks gekuppelt. Das sausende Rad stöhnte, sank in der Drehzahl um Hunderte, erholte sich dann und lief mit hellem Ton und tiefem Brummen weiter. Das Zünddreieck begann sich langsam zu drehen.

Noch zehn Sekunden — noch fünf — — noch eine. Nun kam der dritte Hebel.

Noch war der Widerstand vorgelegt. Ganz langsam, allmählich, zog van Zwartsluiss die Schieber herunter. Als sie unten anstießen, blickte er auf die Strommesser: vierhunderttausend Volt, vierzigtausend Ampère: es mußte genügen.

Das Zünddreieck beschrieb draußen in der heulenden Winternacht seinen gespenstigen Kreis. Von den Drähten zuckten blaßblaue Flammenbüschel viele hundert Meter hoch — um den Riesenmast stand bläulichroter Schein, mit dem Mast im Winddruck schwankend. Wie ein Riesenflammenfinger eines Urgeistes der Erde — — Tibetaner, die den Spuk aus weiter Ferne sahen, flohen erschreckt, die abziehenden englischen Reiter sahen ein Nordlicht über den Bergen flammen.

Drei Minuten lang umpeitschte der Zündstrom den Erdball. Die geheimnisvoll schlafenden Kräfte des Stickstoffes in den Sprengmitteln wurden wach und zerbrachen mit Urgewalt die Bindung. Zerstörte Städte und Schiffstrümmer bezeichneten den Weg, den die Funkenströme durchsausten.

Um zehn Uhr drei Minuten zehn Sekunden Hertogenboscher Zeit stellte van Zwartsluiss den Strom ab und klingelte seinem Diener. Als der eintrat, sagte er: „Bringen Sie mir Tee; aber heiß — recht heiß.“

Dann schaltete er die Beleuchtung aus, setzte sich in den Lehnstuhl an der Fensterseite und starrte in den elektrischen Ofen, der mit seiner Glut den heimlichen Schein des Kamins im Teezimmer Tantchen Rietjens in Hertogenbosch vortäuschte.

Und träumte.

* * *

Zur angesagten Stunde war in Wien das Arsenal in die Luft geflogen. Der Ostbahnhof, der Südbahnhof und ein großer Teil der angrenzenden Gebäude waren rauchende Trümmerhaufen. Merkwürdig — auch in der Inneren Stadt waren einige Gebäude in die Luft geflogen, von denen man es gar nicht geahnt hätte. Im innersten Hof des Außenministeriums war also doch ein Riesenmörser gestanden und in anderen Gebäuden auch. Man hatte öfter darüber gemunkelt, aber da Zeitungsnachrichten nicht durchgelassen wurden, waren im Laufe der Zeit die Gerüchte verstummt. Übrigens hatte der Zusammenfall des Außenministeriums nur dem Torsteher das Leben gekostet, der unglückseligerweise später als sonst aufgestanden war und daher noch nicht beim Frühgulasch im „Nibelungenwehrmann“ saß. Die Staatskünstler pflegten niemals vor elf Uhr zu erscheinen und stets vor zwölf wegzugehen. Die blühende Jugend des österreichischen Adels war somit gerettet.

Rischawy, der mit seiner Tochter schon lange — unter falschem Namen — nach Wien zurückgekehrt war, hatte als böhmischer Dickschädel an die Sprengung nicht geglaubt und war mit hunderten andern im zehnten Bezirk in die Luft geflogen. Seine Tochter war gleichfalls verschwunden, tauchte aber später als Wirtschafterin des hohen Herrn auf einem ostböhmischen Schlosse auf.

Von allen Seiten trafen auf dem Luftwege die fürchterlichsten Nachrichten ein. Hunderttausende waren auf dem Erdball umgekommen, die Aufregung war ungeheuer.

Graf Aschkenes ließ Putz zu sich bitten. Als dieser erschien — gerade hatte er van Zwartsluiss vom Ergebnis seiner Unternehmung in Kenntnis gesetzt — stürzte er auf ihn mit lebhaft geschwungenen Händen zu und schrie: „Gott über die Welt — Herr von Putz, gut, daß Sie kommen! Ich bin ganz desperat — was soll ich Ihnen sagen — Sie wissen doch — — —“

Putz hatte ruhig Platz genommen, seine Zigarrentasche gezogen und bot dem Grafen an, während er beschwichtigend sagte: „Beruhigen Sie sich, Graf, nichts ist verloren, wenn Sie vernünftig sind. Lassen Sie nur ja das Volk nicht merken, daß Sie Angst haben, sonst ist's um Sie geschehen und um noch viel mehr."

Graf Aschkenes lief verzweifelt umher und rief immer wieder: „Was soll ich tun? Geben Sie mir doch einen Rat!" — Als er sich endlich etwas gefaßt hatte, begann Putz.

Er legte ihm nahe, sogleich in einer Sonderausgabe zu verkünden, daß sich die Regierung entschlossen habe, den vom Standpunkt der Menschheitsentwicklung aus nicht unbilligen Forderungen van Zwartsluiss' nachzukommen. Sie ersuche daher das Abgeordnetenhaus, aus seiner Mitte einen Teil der Vertreter zu entsenden, einen Teil möge die öffentliche Meinung namhaft machen. — „Das werde wirken", schloß Putz.

„Meinen Sie?" sagte Graf Aschkenes. „Kann ich das heute noch tun, nachdem dieser schreckliche Mensch, dieser zündende Holländer" — dieses Scherzwort war in Wien von Börsensensalen gezeugt worden — „seine Drohung schon verwirklicht hat? Ich habe Angst, daß er uns noch die Säbel und Bajonette zusammenschmelzt — dann sind wir ganz wehrlos!"

Putz blickte ihn verächtlich an: „Das ist Ihre Schuld, Graf. Nach der Befreiung des Staates von der Kirche hätten Sie für anständige Schulen sorgen sollen. Mit dem Hinauswurf der Pfaffen allein ist es nicht getan. Wenn unsere Leute die Durchschnittsbildung der Deutschen hätten, brauchten Sie nichts zu fürchten. Doch — dafür sind unsere Leute gutmütig, ich glaube, es wird ohne Blut abgehen. Nur jetzt nicht zögern und fortwursteln — das allerdings könnte verhängnisvoll werden!"

Graf Aschkenes kratzte sich am Kopf: „Der Vorwurf der zwangsweisen Unbildung — den dürfen Sie mir nicht machen. Wir sind doch unter uns: das ging von der Alliance aus, wie Sie wissen. Wie könnten wir sonst oben bleiben?" schloß er vertraulich.

Da lief Putz die Galle über: „Sie — na, lassen wir das, Aschkenes. Die Alliance kann mich seit Jahren — denken Sie an Götz — haben Sie der Alliance geschworen oder dem Staat? Und wenn schon wir nicht oben bleiben — haben wir das Vorrecht dazu? Schauen Sie nach Deutschland! Dort

nimmt kein Jud eine Stellung ein, die ihm nicht gebührte! Der Durchschnitt dort ist so, daß er es mit jedem von uns aufnimmt. Nur bei uns ist diese elende Lotterei, die den Nichtjuden an zweite Stelle rückt. Merken Sie sich, Aschkenes — das sollten Sie von Ihrem Vater wissen“ — Putz wurde ganz feierlich, was seltsam stand dem kleinen Buckligen mit den überaus scharfen Zügen — „wir Juden sind die Hefe, die die Westländer zum Aufgehen bringt. Denken Sie an Lassalle und Marx und viele, viele andere — — aber wenn wir einst unsere Pflicht getan haben, verschwinden wir in der Menge, gleichwie vom Sauerteig nichts übrig bleibt. So wird es nach dieser Umwälzung sein — und niemand wird dann noch über die Juden schimpfen, denn sie werden aus der Masse nicht mehr hervorragen. Unser Völkchen von zehn oder zwölf Millionen hat mehr als einmal die hundertfache Anzahl von Menschen durcheinandergewirbelt — warum, das große ‚Warum‘ steht davor und niemand wird die Frage jemals beantworten können. Daß gerade uns der Aufruhr im Blute liegt und die Sehnsucht nach gleichem Rechte — wir wissen es; aber den Grund dieser Unrast kennen wir nicht — und werden ihn niemals kennen! Aber eines haben die Westler vor uns voraus — und das ist unendlich viel, und im Lauf der Jahrhunderte wird es sich noch ganz anders entwickeln als heute, wo es durch Not und Arbeit zu Boden gedrückt ist: das Gemüt. Sie haben Gemüt — — wir nicht. Denken Sie wohl daran — Graf!“

„Dafür kaufe ich mir nichts,“ meinte Graf Aschkenes achselzuckend, „— übrigens, ich möchte nur etwas von Ihnen wissen. Glauben Sie, daß ich im Amt bleiben kann?“

Da lachte Putz auf und schlug dem Grafen auf die Schulter. „Nun — das ist wirklich zu gut! Ich verspreche Ihnen, wenn Sie mir folgen, daß Sie nicht gehängt werden —“ Aschkenes prallte zurück. „Nun, nun, erschrecken Sie nicht! Das sogenannte Volk, von Ihnen in Unbildung erhalten, benutzt bekanntlich seit tausend Jahren die Gelegenheit, um seinen Unmut an den Juden auszulassen. Ich werde versuchen, es abzulenken, und wenn Sie mir folgen, wird es gelingen. Aber — Hep! Hep! wird geschrien werden, seien Sie dessen überzeugt! Von einem ‚im Amt bleiben‘ kann gar keine Rede sein!“

„Wollen vielleicht Sie Ministerpräsident werden?“ fragte Graf Aschkenes boshaft gereizt. „Glauben Sie, daß Sie werden verschont bleiben? Da können Sie sich verdammt irren!“

Putz lächelte überlegen. „Das möchte mir einfallen, vom Herren zum Diener werden! Ich will nicht einmal als Abgesandter zur Berner Versammlung gehen, hier kann ich besser arbeiten. Für den Erdfriedensgedanken und das Reich —: es bleibt doch meine Heimat, und das Gefühl wird man nicht los, auch wenn man in jungen Jahren glaubt, sich darüber spöttelnd hinwegsetzen zu können. Aber — ich empfehle Ihnen, und damit der Regierung, meine Freunde Professor Messerschmidt und Doktor Schwarz als zwei von den drei Wiener Gesandten — oder wenigstens einen von beiden; die sollen nach Bern. Werden besser arbeiten, als ich es könnte."

Von der Straße hörte man Johlen und Heulen, ein Stein krachte durch die Fensterscheiden, sprang auf den getäfelten Boden mit hartem Schlag und kollerte auf dem Teppich weiter. Graf Aschkenes erblaßte und trat zurück. Putz sagte: „Da sind ja schon unsere lieben Wiener!", ging gegen die Fenster, öffnete eines und blickte hinaus. Man hörte Rufen und Schreien, dann unterschied man: „Der Friedensputz ist beim Aschkenes — der Grünsamtballonerne — er wird's ihm schon geben — wird ihm gehörig putzen! — Haugts den Juden! — Nieder mit Aschkenes! — Hoch Putz! — Hoch!" Das Gebrüll schwoll ohrenbetäubend an — dann verebbte es und es ward stille, als Putz gebietend den Arm ausstreckte und begann:

„Mitbürger — Erdbürger darf ich wohl sagen — es ist alles in die Wege geleitet, um eure Wünsche zur Wirklichkeit werden zu lassen. Der Ministerpräsident wird in kürzester Zeit, noch heute nachmittags, durch Sonderausgaben der amtlichen Blätter mitteilen lassen, daß die Abgesandten zur Berner Versammlung binnen drei Tagen abgehen. Die Hälfte hat das Abgeordnetenhaus zu wählen, die andre Hälfte —" — er machte eine Pause — Rufe wurden laut, erst schüchtern, dann Schreie: „Wir wollen keine ernannten Vertreter — alle vom Abgeordnetenhaus — nieder mit der Regierung!" — Putz bewegte wieder den Arm und es ward still. „Sie müssen mich ausreden lassen," setzte er fort, „das ist die erte Pflicht jedes Staatsmanns, und zur Staatskunst sind in Zukunft Sie alle — alle berufen" — die Gesichter hellten sich auf — „die andre Hälfte also wird vom Volke unmittelbar ernannt —." Ein ohrenbetäubendes Hurragebrüll und Händeklatschen machten Putz für eine halbe Minute verstummen. „Vom Volke, sagte ich — die öffentliche Meinung muß, unmittelbar und unbeeinflußt, die Würdigsten bestimmen, die zur Berner Versammlung zu gehen haben." — „Putz — Putz!" schrie alles — er wehrte

kopfschüttelnd ab. „Ich danke euch, meine Freunde, für das Vertrauen, aber ich habe in der nächsten Zeit beim ‚Reichsfried‘ so ungeheuer viel und so Wichtiges zu tun und zu arbeiten — ich kann nicht. Wenn ich Ihnen aber Namen nennen darf —“ — „Namen nennen! Namen nennen! Nur heraus damit!“ schrie es von unten — „so wäre das Doktor Schwarz, den die meisten aus seinen Aufsätzen für den Erdfriedensgedanken kennen, und Professor Messerschmidt, der berühmteste Arzt des Reiches, ja — der ganzen Erde, beide bodenständig in unserer lieben Wienerstadt.“ — „Bravo — bravo!“ schrie alles. — „Sind das nicht Juden?“ riefen einige Stimmen, die rasch niedergeschrien wurden. — Putz hatte es gehört und nahm den Fangball auf: „Fragen Sie nicht, Mitbürger, ob einer durch Zufall — denn wer kann für seine Eltern? — als Jud oder Christ oder Mohamedaner oder Heide geboren wurde wurde, sondern denken Sie lieber darüber nach, ob der, dem Sie Ihr Vertrauen schenken wollen, ein guter und gescheiter Mensch ist! Das ist wichtiger!“ — „Bravo — bravo — recht hat er! Wenn aner recht hat, hat er recht!“ — „Noch eins: die Regierung hat sich selbstverständlich im Sinne der Aufforderung des zündenden Holländers“ — laute Lachschreie kamen von unten — „eidlich verpflichtet, die Beschlüsse der Berner Versammlung zu achten und durchzuführen, widrigenfalls sie sich — ich wiederhole die eigenen Worte des Herrn Ministerpräsidenten — selbst als außerhalb der Gesetze, also vogelfrei erklärt. Der Herr Ministerpräsident wird es Ihnen bestätigen.“ — Und Putz machte einen halben Schritt zurück, winkte Graf Aschkenes aus der Ecke hinter dem Bücherkasten hervor und zog ihn, ihn am Arme haltend, ans Fenster, was neue Hochrufe der Menge hervorbrachte.

„Ich danke Ihnen, meine Freunde,“ sagte Graf Aschkenes, „Herr Putz hat wahr gesprochen, ich verbürge mich dafür.“ Er verneigte sich in seiner Angst vor der Menge, die teilweise in Gelächter ausbrach. Doch Putz beschwichtigte, nahm noch einmal das Wort, erwähnte, daß die Regierung schwere Arbeitsstunden vor sich habe, um das Werk schnell und reiflich zu fördern, pries die Klugheit, das Verständnis und das Gemüt des Volkes und berief sich auf das goldene Wiener Herz, das das Reich in Zeiten der Not niemals im Stiche lassen werde. Als nun Putz die versammelte Menge noch einlud, den heutigen Tag als den ersten Friedensfeiertag zu begehen und zu diesem Zwecke eine Anweisung auf hunderttausend Kronen aus der Kassa des „Reichsfrieds“ für

Bier und Würsteln ausstellte, und als noch überdies die in der Menge geschickt verteilten Spürhunde Putzens Wienerische Reißer vor sich hin zu summen begannen — — da war kein Halten mehr. Aus dem Summen wurde Gesang und unter den schmalzigen Tönen des „A so a Räuscherl — dos is ma liaba — als wie ra Krankheit odr a Fiaba —“, das die eben anrückende Kapelle der vereinigten Hausmeister Wiens anstimmte, zog die Menge unter hellem Jubel über den Ring nach Grinzing.

Die Gefahr war vorüber.

Der „Reichsfried“ forderte am folgenden Morgen zur Ruhe und Besonnenheit auf. Die Erdfriedensgesellschaft werde alles daransetzen, damit die Berner Versammlung so rasch als möglich zusammentreten könne, Entfernung sei kein Hindernis. Sobald ein Staat seine Abgesandten bestimmt habe, möge er dies dem „Reichsfried“ bekanntgeben, der „Reichsfried“ verbürge sich dafür, daß alle Abgesandten binnen längstens zwei Tagen in Bern sein werden. Er stelle die Falken der Erdfriedensgesellschaft zur Verfügung.

In nicht mißzuverstehender Weise warnte der „Reichsfried“ vor Verzögerungen. Die ungebildete Menge könne gefährlich werden, da sie wisse, daß die Herrschenden nicht mehr die Macht hätten, sie mit Gewalt im Zaume zu halten. Nur Einsicht von beiden Seiten könne Unheil verhüten.

Einstweilen aber war an einigen Orten das Unheil schon geschehen. In Italien hatte ein plötzlicher Umsturz stattgefunden, der König Beppino der Erste — aus dem Geschlecht des Duca degli Abruzzi — hatte sich mit seiner Gemahlin und deren elf Töchtern schutzsuchend in den Vatikan geflüchtet. In Portugal, das, anscheinend zur Abwechslung, vor vier Jahren wieder Königreich geworden war, war der König, der mehr in Monte Carlo und auf Whight hauste als in seinem Lande, bei einer Wagenfahrt in der Stadt mit seiner Geliebten Daphne de Muguet et Rose — einer geborenen Frantiska Voprsalek aus Prelouc — aufgegriffen und da er sich weigerte, zur Berner Versammlung Abgesandte zu senden, einfach am nächsten Laternenpfahl an seinen rotgrüngetupften Hosenträgern aufgeknüpft worden.

Deutschland war ruhig. Die große Bildung seiner Bewohner und die Macht der Gleichmacher, die seit vielen Jahren zwei Drittel aller Stimmen auf sich vereinigten und nun die Zeit für Einführung ihrer Absichten gekommen erachteten, brachten es mit sich, daß auch nicht der kleinste Aufruhr statt-

fand. Um der Umwälzung alles Schädliche zu nehmen, wurde im Reichstag beschlossen, schonend vorzugehen. Die Massen waren an eisernen Gehorsam gewöhnt und blieben still.

In England war man fassungslos. Trotz der Schlappen bei Maskat und Alexandrowsk war man auf die vollständige Vernichtung der Flotte nicht vorbereitet gewesen. Man fühlte sich wehrlos und in dieser Angst wurde man feige. Das englische Abgeordnetenhaus hatte mit Stimmeneinhelligkeit die Entsendung der fünfzig Abgeordneten beschlossen, die Regierung den Eid auf die Einhaltung der Verpflichtung unter freiem Himmel vor einer ungeheuren Menschenmenge abgelegt, die mit feindseligem Schweigen den Handlungen gefolgt war.

Frankreich hatte die Dinge von der leichten Seite genommen und in seinen Zeitungen rasch ausgerechnet, daß van Zwartsluiss gar kein Holländer, sondern eigentlich ein Franzose sei. Auch der Leiter der Erdfriedensgesellschaft, Putz, habe von Napoleons Zeit her französisches Blut in den Adern, er stamme aus Mähren — man sagte „Austerlitz“, lächelte verständnisinnig und zwinkerte mit den Augen — und was Gorjanski anbelangte, so war dessen französische Abstammung schon seit Jahren niemals in Zweifel gezogen worden — man denke nur an das Königreich Illyrien! — Kurz, man fand, daß man noch immer an der Spitze der Zivilisation marschiere.

Die Russen waren geduldig und sanftmütig und van Zwartsluiss dankbar, daß er sie von einer Niederlage gerettet habe. Auf die Meldung van Zwartsluiss’, daß englische Streitkräfte angegriffen hätten, was sich wiederholen könnte, hatten sie sofort einige Regimenter Kirgisen und Baschkiren gegen den Tengri-nor in Bewegung gesetzt, die nach drei Wochen eintrafen und sich van Zwartsluiss als Leibwache zur Verfügung stellten. Die Russen waren in heller Begeisterung für den Erdfriedensgedanken und daß die Zustimmung zur Entsendung der Abgesandten nicht rechtzeitig eingetroffen war, hatten der englisch gesinnte Minister des Äußern und die Schlamperei des Post- und Telegraphenreichsamtes verschuldet; die Beteiligten waren dann nach der großen Sprengung — die Petersburg wegen der Nähe von Kronstadt hart mitgenommen hatte — von der Menge totgetrampelt worden.

China hatte sich zunächst weltweise ablehnend verhalten, dann, nach van Zwartsluiss’ Zündung, seine Abgesandten gewählt. Sie waren zum weitesten Entgegenkommen bereit, jahrzehntelang durch die Macht der Japaner bezwungen.

Ihr Pulver — von England geliefert — war so schlecht, daß es zumeist gar nicht losgegangen war. Worüber man diesmal, zum erstenmal, England aufrichtig dankbar war. Übrigens waren die Gelehrten Chinas stolz auf die stattliche Anzahl von vierhundert Abgeordneten, also nur ein Siebentel weniger als ganz Europa entsendete. Zum erstenmal seit Jahrtausenden konnten sie sich als in vielen Dingen dem Abendland überlegenes Kulturvolk zeigen.

Japan schloß sich nur widerwillig an. Seine Macht über Asien war auf Pulver gegründet gewesen und seit dieses Mittel fehlte, konnte kein Staatsmann den — ach, so liebgewonnenen! — Traum weiter ausspinnen, nicht nur China, sondern auch Indien zu beherrschen. Denn jetzt stand Macht gegen Macht, Schwert gegen Schwert, Keule gegen Keule, und, so tapfer die alten Samurais auch gewesen sein mochten, den Kampf eins zu acht konnten ihre Nachfahren nicht aufnehmen.

Da sich die überwältigende Mehrheit der Erdbewohner zur Beschickung der Erdfriedensversammlung entschlossen hatte, konnten die wenigen kleinen Staaten nicht zurückbleiben. Binnen drei Tagen hatte Putz von allen Seiten bindende Erklärungen in der Hand. Er sandte die Falken aus und vier Tage später waren achtzehnhundertfünfundvierzig Erdgesandte in Bern versammelt.

Die Erdfriedensgesellschaft streute Gold mit vollen Händen, der Änderstoff Professor Messerschmidts floß in Strömen. In der einleitenden Versammlung wurden die Vorsitzenden gewählt: als erster ein Chinese, als zweiter ein Inder, der dritte ein Russe, der vierte ein Nordamerikaner, der fünfte ein Deutscher, der sechste ein Japaner, der siebente ein Engländer, der achte ein Franzose, der neunte ein Italiener und so fort. Auf jedes Volk über zwanzig Millionen kam ein Vorsitzender.

Putz hatte für Bern ein eigenes Amt gegründet, in dem er täglich, gleichzeitig mit Wien, den „Reichsfried" — in Bern aber als „Erdfried" — erscheinen ließ. Schon in den ersten Tagen der Erdfriedensversammlung erschien das Blatt in allen Sprachen, aus denen ein Vorsitzender gewählt worden war, und in Espo — vollkommen unentgeltlich. Die Kosten betrugen eine Million Kronen wöchentlich.

Putz hatte den Arbeitsplan in großen Zügen entworfen und beeinflußte durch seine meisterhaften Aufsätze die Erdfriedensversammlung mehr, als diese glaubte. Schon in den ersten Tagen hatte sie angefangen, über die ihr von den Einzel-

regierungen gesteckten Ziele hinauszuwachsen und sich in einen Glaubensausschuß, einen Ausschuß für Verständigung der Staaten untereinander, einen staatsrechtlichen Ausschuß für die Erdgrundgesetze im allgemeinen, einen Handels-, Zoll- und Verkehrsausschuß, einen Arbeitsausschuß und noch viele andere, kleinere Ausschüsse geteilt. Nach dreiwöchiger Tagung kamen die Erdgesandten zur zweiten Vollversammlung zusammen und erledigten in drei Sitzungen die Erdgrundgesetze fast einstimmig. Nur die Engländer hielten sich zumeist grollend abseits; bei dieser Rasse wirkte der Änderstoff bedeutend kürzer als bei allen andern, die Inselluft hatte sie gar zu widerstandsfähig gemacht.

In der dritten und letzten Vollversammlung erklärten die Erdgesandten, daß sie sich nicht als Teilnehmer an einer Friedensversammlung, sondern als gesetzgebende Versammlung betrachten. Mit Stimmeneinheit wurde der Beschluß angenommen, die Versammlung „Erdsternhaus" und die Abgeordneten „Erdsterngesandte" zu nennen. Da auf Grund der Erdsterngrundgesetze Neuwahlen notwendig waren, beschloß das erste Erdsternhaus, seine Gesetze und Weisungen als „Dringender Rat der Erdsternversammlung an alle Staatsleitungen" sofort in allen Sprachen in Druck zu legen, sie den Einzelstaaten zuzusenden und sich dann bis auf einige kleinere Ausschüsse, die den Faden zum neuen Erdsternhaus weiterzuspinnen hätten, zu vertagen. Diese kleineren Ausschüsse, zusammen dreihundertachtzig Erdsterngesandte, hatten zu beobachten, ob alle Staatsleitungen ihre eidlichen Versprechen einhielten und im Bedarfsfall die Vogelfreiheit bestimmter Personen auszusprechen. Spürhunde standen bereit, den Worten die Tat folgen zu lassen. Der „Dringende Rat der Erdsternversammlung" hätte binnen längstens Monatsfrist von allen Reichstagen angenommen zu werden und das neue Erdsternhaus nach genau drei Monaten zusammenzutreten. Dieses Erdsternhaus müsse die Gesetze der Einzelstaaten schon durchgeführt vorfinden.

Am siebenundzwanzigsten November des Jahres 1940 — noch nach der alten Zeitrechnung — kamen Putzens Falken und brachten die Erdsterngesandten in ihre Heimat.



Zehnter Abschnitt.

Am siebenten Dezember 1940 saß Hieronymus Putz in der Fensternische beim Schreibtisch seines Arbeitszimmers im „Reichsfried"-Gebäude und blickte nachdenklich auf die Waldwiese, die sich, noch frei von jedem Schnee, weithin bis zu den dunklen Tannen des Waldsaums erstreckte. Auf seinen Knien lag ein Heft, die Beschlüsse der Erdsternversammlung. Ein erdbraunes, schmuckloses Heft, auf dem Vorderblatt den kreisenden Erdball in Wolkenfetzen, nicht einmal hundert Seiten stark, und doch — welcher Inhalt! Putz hatte es auf Kosten der Erdfriedensgesellschaft in einer Auflage von zweihundert Millionen Abdrücken in zweihundertsiebzehn Sprachen und Espo drucken und durch Post und Falken über die Erde verstreuen lassen. Es mochte heute wohl wenige des Lesens Kundige geben, die die seit Beginn der Umdrehung der Erde um die Sonne für die Menschheit wichtigsten Beschlüsse nicht kannten. Alle Zeitungen der Erde hatten auf Ersuchen der Erdfriedensgesellschaft in ihrer Sprache und Espo Sonderausgaben veranstaltet. Die Verlautbarung der Erdgrundgesetze hatte Putz über die Hälfte seiner Mittel gekostet, er ging mit höchstens zweihundert Millionen Kronen in das neue Jahr. Deshalb hatte Putz die Erdfriedensgesellschaft am Tage des Beschlusses der Erdgrundgesetze in eine Gesellschaft mit Anteilscheinen verwandelt, und heute, zehn Tage später, standen die zu tausend Kronen ausgegebenen Anteilscheine auf siebzehntausend. Die Mittel waren wieder da.

Putz nahm das Heft von seinen Knien und las noch einmal die ihm so vertraut — denn ungeheuer viel stammte mittelbar aus seiner Feder und aus seinem Gehirn — klingenden Sätze:

„An die Bewohner des Erdsterns!

Durch den freien Willen von euch haben wir eintausendachthundertfünfundvierzig Abgesandte aller Erdvölker uns vereinigt, um zu beraten, wie Kriege hinkünftig unmöglich gemacht und durch welche Mittel die Menschheit ohne Beschwernis und ohne gewaltsame Änderung in ihrer Entwicklung gefördert werden könnte.

Nach reiflicher Überlegung aller Verschiedenheiten der einzelnen Völker und bei eingehender Betrachtung ihrer Gemeinsamkeiten sind wir übereingekommen, einige Gesetze den Leitungen der einzelnen Staaten zur Annahme zu empfehlen. (Hier schmunzelte Putz; dieser Satz war ganz von ihm, um die bittere Pille zu versüßen.)

Der Erdsternversammlung liegt es ferne, sich in innere, von den Völkern liebgewonnene Eigenheiten einzumengen, die der Entwicklung der Menschheit nicht schaden, keine Reibungsflächen schaffen und kein Eingreifen fremder Staaten — wenn auch mit Unrecht — wahrscheinlich machen können. Dagegen müssen alle Besonderheiten fallen, die den angeführten Bedingungen widersprechen und nicht Lebensnotwendigkeiten der Völker sind, da nur in diesem Sinne gleiche Entwicklungsbedingungen für gleiche Menschen geschaffen werden können.

Die Verwaltungsform der Staaten wird von der Erdsternversammlung nicht bestimmt. Es bleibt jedem Staat unbenommen, seine bestehende beizubehalten oder eine ihm zusagende andere zu wählen, doch hat jede Änderung auf gesetzlichem Wege, durch Änderung der Staatsgrundgesetze im Reichsrat, zu geschehen und nicht durch Zwang. Die Erdsternversammlung legt der Staatsform umso weniger Wichtigkeit bei, als der Begriff Staat, der für den Übergang wohl noch notwendig ist, nach wenigen Menschenaltern verschwunden sein dürfte. Ob daher ein Volk vorzieht, seine Angelegenheiten von einem Staatsleiter aus erbberechtigtem Hause oder von einem auf Lebenszeit gewählten Staatsleiter oder von einem nur auf bestimmte Zeit gewählten verwalten oder doch nach außen hin vertreten zu lassen, erscheint der Erdsternversammlung insolange unwichtig, als nicht dadurch etwa Reibungsflächen nach außen geschaffen werden oder irgendwelche Entwicklungsmöglichkeiten unterdrückt würden. In diesem Fall wird sich das Erdsternhaus vorbehalten, dem betreffenden Volk entsprechende Ratschläge zur Entfernung der Schädlinge oder

Schädlingsfamilie zu geben. (Auch hier schmunzelte Putz, auch das war sein Werk: Herr Aglei, der Führer der deutschen Umstürzler — ein erbitterter Gegner der deutschen Gleichmacher — hatte verlangt, man möge alle Staatsleiter der Erde augenblicklich ihres Amtes entsetzen, und vorgeschlagen, sie „zum ewigen Gedächtnis der kommenden Geschlechter“ in ein abgeschlossenes Gebiet im Innern des betreffenden Staates zu verweisen, das, nach Umgangsform sein getreues Abbild, den zehntausendsten Teil des Staatsgebietes umfasse. Dieser Antrag Herrn Agleis hatte Putz mißfallen; er wollte keinen Umsturz, in keiner Beziehung, sondern nur eine Beschleunigung der Entwicklung. Daher hatte er die sehr milde Form der letzten Sätze durchgesetzt. Er las weiter:) Die Erdsternversammlung glaubt in einem besonderen Fall schon jetzt die Befürchtung aussprechen zu müssen, daß sie in absehbarer Zeit den Bewohnern des Königreichs Italien diesen Rat wird geben müssen, da der die Staatsangelegenheiten vermittelnde König ein Hemmnis für die Entwicklung zu sein scheint. Sie gibt diesen Rat noch nicht — sie überläßt es dem neu zusammentretenden Erdsternhaus, diese Angelegenheit zu regeln, von der Hoffnung ausgehend, daß der genannte Staatsverwalter die Folgerungen schon jetzt ziehen wird.

Auf die Einzelheiten der Erdgrundgesetze übergehend, hat die Erdsternversammlung folgende Gesetzesratschläge mit wenigstens Vierfünfteln Mehrheit zum Beschluß erhoben. Sie empfiehlt den einzelnen Staaten ihre eheste Annahme und ersucht, die, den örtlichen Verhältnissen entsprechend angepaßten Einzelstaatsgesetze dem neuen Erdsternhaus bei seinem Zusammentreten vorzulegen.

Gesetzesratschlag über Geistesfreiheit.

Glaube ist Sache des Einzelmenschen. Da Wissenschaft und Erfahrung bisher keine Beweise oder Nachweise für das Dasein oder Nichtdasein eines Wesens liefern konnten, das, außerhalb der Erde befindlich, in deren Geschicke oder die Geschicke der Menschen eingreift und da Fortleben oder Nichtfortleben nach dem Tode bis jetzt unbeweisbar blieb, man daher diese Frage überhaupt nicht mit menschlichen Mitteln behandeln kann, so hat die Erdsternversammlung beschlossen, jeden Glauben zu dulden, der dem Gedanken des Fortschritts und des Zusammenwirkens der Menschheit nicht zuwiderläuft. Doch kann es unmöglich Sache des Staates, oder, in Hinkunft, der vereinigten Erdstaaten oder Erdvölker sein,

sich amtlich mit Dingen zu befassen, die jenseits jeder wissenschaftlichen Erwägung stehen und sich nur auf persönliche Bedürfnisse der Einzelmenschen gründen. Es wird daher allen Staaten empfohlen, alle Glaubensgesetze, die irgendwie ein Hemmnis für die persönliche Freiheit oder Entwicklung sein könnten, sogleich zu überprüfen, zu ändern oder aufzuheben. Daß staatliche Steuergelder nicht zur Unterstützung einer wesenlosen Sache verwendet werden können, erscheint einleuchtend. Das Mindeste, was daher alle Staaten bis zum Zusammentreten des Erdsternhauses tun können, ist, die sogenannte Seelsorge von allen Staatsangelegenheiten gänzlich zu trennen.

Eheschließung und Kinderzeugung sind rein menschliche Angelegenheiten, die der Staat unter seine Aufsicht zu nehmen hat. Es bleibt jedem Erdbürger unverwehrt, die Verbindung mit einer Lebensgefährtin, falls sein Empfinden es ihm anrät, auch von der Glaubensgenossenschaft bekräftigen zu lassen, der er angehört. Doch haben rein kirchliche Ehen hinkünftig in Angelegenheit des Erbrechtes keine Gültigkeit mehr, das Vermögen nur kirchlich Getrauter verfällt nach ihrem Tode dem Staate. Daß der Glaubensunterricht, als Sache persönlicher Anschauung und des Gemütes, nicht in die Schulen gehört, die vielmehr die Menschen zu Erdbürgern auf den Grundlagen der Erfahrung und Wissenschaft heranzubilden haben, ist einleuchtend. Jeglicher Glaubensunterricht in staatlichen Schulen ist daher sogleich einzustellen. Die Glaubensgenossenschaften haben in den einzelnen Staaten Vereine zu bilden, ihre Satzungen dem Staate vorzulegen und für ihre Ausgaben selbst aufzukommen. Staatliche Priestererziehungsanstalten sind sogleich aufzuheben, den Glaubensgenossenchaften gegen Abfindungszahlung zu übergeben oder in Erdbürgererziehungsanstalten umzuwandeln. Da jeder Staat über jede Vereinigung innerhalb seines Gebietes das Aufsichtsrecht haben muß, haben die Glaubensgenossenschaften ihre Oberen und die Namen der Mitglieder jetzt und in Hinkunft alljährlich einmal der Staatsleitung anzugeben.

Es bleibt im allgemeinen jeder Glaubensgenossenschaft unbenommen, Umzüge und Wallfahrten zu veranstalten. Die Erdsternversammlung denkt hiebei vornehmlich an die noch wenig gebildete Landbevölkerung, die eine liebgewonnene Gewohnheit allzu plötzlich verlöre. Die Erdsternversammlung baut auf die Entwicklung der Menschheit und vornehmlich auf die Freidenkererziehung und ist überzeugt, daß kommenden

Geschlechtern vieles als unverständlich erscheinen wird, was heute noch verehrt wird. Umzüge und Wallfahrten können aber nur dort gestattet werden, wo sie den Verkehr nicht hindern, also ausschließlich von Städten über hunderttausend Einwohnern. Das Herumziehen in den Straßen einer Großstadt ist unstatthaft und erscheint urweltlich. Der Staat hat durch Beistellung einer entsprechenden Anzahl von Schutzleuten, die in diesem Falle von den Glaubensgenossenschaften gesondert zu bezahlen sind, für die Ungestörtheit gestatteter Umzüge zu sorgen. Im Falle einer gewaltsamen Störung eines staatlich genehmigten Umzugs ist der Staat auf Schadenersatz zu klagen. Der Begriff Religionsstörung wird in dieser Bezeichnung abgeschafft; mutwillige Störungen einer Glaubensverrichtung werden nach den hiefür bestehenden Weisungen bestraft, und gekränktes Empfinden von Mitgliedern einer Glaubensgenossenschaft über nicht bezeugte Ehrerbietung vor ihren Glaubenszeichen kann keineswegs Gegenstand staatlichen Eingreifens sein, da Menschen, die vom Standpunkt der Entwicklung aus fortgeschrittener denken als andere, hiefür unmöglich bestraft werden können. Jede persönliche Beleidigung wird selbstverständlich nach den Gesetzen des Staates bestraft.

Der Begriff Gotteslästerung wird gleichfalls abgeschafft. Für Menschen, die nicht glauben, ist dieses Wort ein leerer Begriff und die Gläubigen müssen annehmen, daß ein so mächtiges Wesen wie der von ihnen angebetete Gott genug Mittel haben müsse, um einen ihn Lästernden auf seine Weise zu strafen. So lange also das Dasein eines solchen Wesens unbewiesen ist, kann niemals Menschen das Recht eingeräumt werden, über Menschen zugunsten eines, möglicherweise nicht bestehenden, Wesens zu urteilen.

Daß kein Mensch von einem andern, auch die Kinder von den Eltern nicht, zu irgend einem Glaubensunterricht oder einer Glaubenshandlung gezwungen werden kann, ist schon nach dem Sinne des Wortes „Glaube“ selbstverständlich.

Der Eid unter Berufung eines außernatürlichen Wesens wird im staatlichen Dienste abgeschafft. An seine Stelle hat Wort und Handschlag zu treten, unwahre Angaben unter Wort und Handschlag werden als Meinwort mit den gleichen Strafen belegt wie der frühere Meineid.

Anhang. Die Vertreter der chinesischen, japanischen und indischen Völker haben beantragt, den christlichen Glauben als nicht zulässig zu erklären, weil seine Grundlagen

— das sogenannte Alte Testament — von Blut und Rache triefen, Blutschande und Vergewaltigung enthalten, somit keineswegs als Anleitung für friedliche Entwicklung gelten können, und der zweite Teil, die Lehren des Glaubensverkünders Christus, bei all seiner Schönheit unmöglich Lehrbuch für eine fortgeschrittene menschliche Gesellschaft sein könne, da bei genauer Befolgung der Lehren gedeihliche Arbeit auf dem Erdstern nicht möglich wäre, denn die Lehren des reinen Christentums wären streng genommen nur auf eine Vereinigung von wandernden, bedürfnislosen Bettlern passend, die niemals Kulturwerke schaffen könnten, da sie ihr Leben nur nach außerirdischen Gesichtspunkten einrichten müßten. Die Erdsternversammlung hat bei aller Würdigung des Antrages nach gründlicher Erwägung aller Einzelheiten entschieden, daß der Einwand der genannten Völker der Stichhaltigkeit zwar nicht entbehrt, weil das reine Christentum viel mehr auf das „Du sollst nicht!“ statt auf das „Du sollst!“ aufgebaut ist, sein Hochziel eher verneinend als bejahend, eher Enthaltsamkeit vom Bösen statt kraftvolles Streben nach dem Guten ist und die Hoffnung auf den Himmel und die Furcht vor der Hölle, also wesentlich selbstsüchtige Beweggründe für ein tugendhaftes Leben hinstellt. Das Christentum ist auch eine Lehre duldenden Gehorsams, die Unterwerfung auch einer schlechten Obrigkeit gegenüber fordert, wenn diese nur nicht ihre Glaubenslehren angreift. Und Pflichten der Menschheitsentwicklung und gegen den Staat kennt das Christentum nicht. Da aber in Wirklichkeit, wie die Erfahrungen von fast zweitausend Jahren zeigen, das Christentum keineswegs nach diesen reinen Lehren lebt, im Gegenteil Glaubenszweige entstanden sind, die sich in ihren Anschauungen von denen ihres Urhebers soweit entfernt haben, daß sie keine Störung der Menschheitsentwicklung — durch Lehre über Bedürfnislosigkeit und Knechtsgesinnung — befürchten lassen, braucht der Einwand der Ostvölker nicht berücksichtigt zu werden.

Allgemeine Erdgrundgesetze.

Alle Erdbürger sind vor den Erdgesetzen gleich.

Die Erdämter sind für alle Erdbürger gleich zugänglich und nur an den Nachweis der Fähigkeit, das Amt verwalten zu können, gebunden.

Die Erdbürger können auf der ganzen Erde ohne jede Beschränkung ihren Aufenthalt nehmen und ihr Vermögen an beliebigen Orten arbeiten lassen.

Das Eigentum ist geschützt, aber nicht unangreifbar. Die in Sachen der Eigentumsregelung zunächst durchzuführenden Gesetze sind im Anhang Eins zu den Erdgrundgesetzen enthalten.

Die Freiheit des Erdbürgers kann durch kein Gesetz behindert werden. Unter Freiheit ist die Entwicklungsfreiheit verstanden, die alles vermeidet, was den Nebenmenschen stört. Das Gesetz stellt hier als obersten Grundsatz fest, daß die genaue Befolgung des Leitspruchs: „Störe deinen Miterdbürger nicht" für eine gedeihliche Entwicklung der Bewohner dieses Sterns vollkommen ausreicht. Die vom Christentum aufgestellten Leitsprüche: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" und „Liebe deine Feinde" werden, durch Erfahrungen menschlicher Staaten aus mehreren Jahrtausenden begründet, als der menschlichen Wesenheit nicht entsprechend, zu hoch gespannt und daher keine Früchte tragend, als allgemeine Leitsprüche für den Erdstern nicht angenommen, sondern verworfen.

Daß Hausdurchsuchungen, Brieföffnen, Verhaftungen und andere Eingriffe in die persönliche Freiheit nur nach peinlicher Vorprüfung des Falles stattfinden können, ist selbstverständlich. Die Richter haften persönlich mit Leib und Gut für angetane Unbill.

Sämtliche Polizeiverordnungen, die nicht auf gültigen Gesetzen beruhen, werden abgeschafft. Polizeiübergriffe können von dem ungerecht Behandelten an den schuldtragenden Polizeibeamten durch Stockhiebe öffentlich geahndet werden.

Sämtliche Strafgesetze sind sogleich zu überprüfen und den neuen Anschauungen anzupassen. Vergehen gegen den Nächsten oder die Gesamtheit können nur durch berufene Geschworenen- oder Schöffengerichte geahndet werden. Die Todesstrafe wird im allgemeinen abgeschafft, da man nur in Ausnahmsfällen Menschen das Recht zubilligen kann, einen Mitmenschen zu töten. Erdbürger, die sich zum erstenmal als schwere Schädlinge erwiesen haben, werden bei genauer Berücksichtigung der Besonderheit des Falles aut bestimmte Inseln im südlichen Eismeer geschafft, wo sie eigenen Gesetzen unterstehen, die von einem unmittelbaren Vertreter des Erdsternhauses gehandhabt werden.

Die Erdsternversammlung hat die unmittelbare Todesstrafe nur für besondere Fälle vorbehalten, so für Erdbürger,

die andere zum Zweikampf herausfordern. Der Herausfordernde hat dadurch sein Leben verwirkt und wird auf Treibeis ausgesetzt. Um aber die bisher in manchen Staaten recht schlechten Gesetzesverhältnisse in Beziehung auf die sogenannte Ehrenbeleidigung zu verbessern, wird verfügt, daß Ehrenbeleidigungen stets durch Vermögens- und Freiheitsstrafen, im äußersten Fall durch Aussetzen auf Treibeis, zu ahnden sind. — Die Erdsternversammlung hofft zwar, daß sich schon das kommende Geschlecht zur Ansicht durchgerungen haben wird, daß Worte, die nichts anderes sind als bewegte Luft, niemals eine Ehre beleidigen können, sondern nur Handlungen und Unterlassungen eines jeden Menschen selbst, hat aber, um das bestehende Geschlecht in seinen Anschauungen nicht zu stören, die hohen Strafen für die sogenannte Ehrenbeleidigung eingeführt.

Die Meinungsäußerung ist völlig frei, die Zensur abgeschafft. Inwiefern die Erdzeitungen mit Rücksicht auf den Entwicklungsgedanken beeinflußbar sein müssen, erscheint im zweiten Anhang zu den allgemeinen Erdgrundgesetzen dargestellt. Eine Verurteilung wegen Preßvergehen ist ausgeschlossen, wenn sich dieses Vergehen nicht auf die besonderen Fälle der Verleumdung, Lüge und Verhetzung bezieht.

Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. Es ist vornehmste Pflicht jedes Staates, die Entwicklung der in ihm wohnenden Völker mit allen Mitteln zu fördern. Inwiefern dies gleich durchzuführen wäre, erscheint im Anhang Drei zu diesen Grundgesetzen erläutert. Dem Erdsternhaus steht die Leitung des gesamten Unterrichts- und Erziehungswesens unmittelbar zu.

Alle Erdvölker haben das Recht auf Wahrung und Pflege ihres Volkstums und ihrer Sprache. Als Vermittlungssprache für den Erdstern wird die künstliche Sprache Espo festgesetzt, die, in kürzester Zeit auch von Ungebildeten erlernbar, in sämtlichen Schulen sogleich als Pflichtgegenstand für die Schüler vom zehnten Lebensjahr aufwärts einzuführen ist.

Von der Entwicklungsfreiheit der Erdbürger sind die Staatsleiter nicht ausgenommen. Da die Geburt vom Zufall abhängt, können ihnen die bisher genossenen persönlichen Vorrechte nicht mehr zugestanden werden. Wohl können die Begriffe Heilig, Unverletzlich und Unverantwortlich in den einzelnen Staaten weitergeführt werden — doch vor dem Erdsternhaus ist der Staatsverwalter verantwortlich. Die Erdstern-

versammlung gibt ihrer festen Überzeugung Ausdruck, daß der beste Schutz für einen Staatsleiter seine persönliche Aufführung und Leistung ist, daher die besondere Ausnahmsstellung entfallen kann. Denn es ist nicht anzunehmen, daß sich unter den vielen Millionen Menschen nicht eine entsprechende Anzahl tüchtiger Staatsleiter finden ließe, die nur die Tüchtigkeit ihrer Wesenheit und keine erblichen Vorrechte besäßen. Daher gelten alle Staatsverwalter, dem Erdsternhaus gegenüber, als den gewöhnlichen Erdgrundgesetzen ausnahmslos unterstellt; Schmähungen gegen sie werden nach den neuen, schweren Ehrenbeleidigungsgesetzen geahndet.

Die Staatsverwaltung wird durch Beamte ausgeübt, die dem Volke verantwortlich sind. Sie werden vom Staatsleiter auf Grund der Vorschläge des Reichstages ernannt.

Titel, Orden und staatliche Auszeichnungen sind abgeschafft, oder — nach Wahl — jedem gestattet. Nur die Bezeichnungen der Verwaltungsbeamten, die tatsächlich ein Amt ausüben (wie Staatsleiter oder Staatsverwalter), und alle Bezeichnungen, die mit „Erdstern" (Terstaro) zusammengesetzt werden, dürfen bei entsprechender Vermögensstrafe nicht willkürlich angenommen werden. Sonst aber bleibt es jedem unbenommen, sich eine beliebige Bezeichnung — Graf, Fürst, Herzog — beizulegen. Die Erdsternversammlung erwartet von der Einsicht kommender Geschlechter, daß diese kindischen Spielereien im Laufe der Zeit abkommen werden.

Die Wehrverfassungen und die Gesetze über die Verhütung von Kriegen sind im vierten Anhang zu den Erdgrundgesetzen näher dargestellt.

Die Staatsverträge werden in der Übergangszeit vom Staatsleiter mit Zustimmung des Reichstages abgeschlossen.

Die Steuer- und Geldwirtschaft wird im eigenen Anhang zu den Erdgrundgesetzen geregelt.

Die Gesetze über Arbeitszeit und gesellschaftliche Fürsorge sind im Anhang Fünf, die Gesetze über Regelung der Bevölkerungszunahme im Anhang Sechs, über die Verbindung der Staaten untereinander und Erziehung der Staatsmänner im Anhang Sieben und die Bestimmungen über die Gesetzwerdung von Gesetzen in den Einzelstaaten im Anhang Acht enthalten. Im gleichen Abschnitt sind auch die Grundzüge für die Wahl der Abgesandten zum neuen Erdsternhaus enthalten.

Anhang Eins zu den Erdgrundgesetzen: Über die Beschränkung des Eigentums und über die Geldwirtschaft.

Von der Erwägung ausgehend, daß Geburt Zufall ist, hat die Erdsternversammlung beschlossen:

1. Jedem selbständigen männlichen Erdbürger, das heißt, Erwerbstätigen oder Familienerhalter gebührt beim Erreichen des fünfundzwanzigsten Lebensjahres in seinem Staate ein Grundstück von tausend Geviertmetern, worauf er seine Häuslichkeit errichten kann. Diese Verfügung wurde deshalb getroffen, weil der Besitz eines eigenen Grundes für die Entwicklung der Persönlichkeit von unleugbarem Vorteil und durch Bewohnen einer eigenen Häuslichkeit mit entsprechend großem Garten ein wirkliches Familienleben ermöglicht ist.

Die Erdsternversammlung hat sich dem Antrag der Gleichmacher nicht anschließen können, demzufolge aller Grund und Boden staatlich gemacht werden sollte. Die menschliche Wesenheit ist, wie das Beispiel von Jahrtausenden zeigt, auf Streben nach eigenem Besitz gerichtet. Da die Gleichmacherbewegung doch auch nur Mittel zum Zweck — Ermöglichung des Menschheitsfortschrittes und Beglückung des jeweils lebenden Geschlechtes — sein kann, und dieser Zweck ohne große Härten auf anderem Wege erreicht werden kann, ja sogar die ganze Entwicklungsmöglichkeit durch starres Festhalten an Gleichmachergrundsätzen in Frage gestellt werden könnte, lehnt die Erdsternversammlung die allgemeine Enteignung ab. Es kann daher Aufgabe der Erdsternversammlung nur die sein, den Nachteil des allzu großen Eigentums zu verhüten.

2. Der zur Beteilung der Selbständigen notwendige Grundbesitz — „Erdsterngrund“ geheißen — ist aus den vom Staat einzuziehenden Kron- und Kirchengütern und dem Überschuß der nach Durchführung des Punktes Drei verbleibenden Grundreste zu bilden, in Lose von je tausend Geviertmetern zu teilen und den Anspruchsberechtigten zur Verlosung zuzuweisen. Eine Berechnung auf Grund der genauen Aufstellungen des Deutschen Reiches hat gezeigt, daß für diejenigen deutschen erwerbstätigen Selbständigen, die noch keinen oder zu wenig Grundbesitz haben, im ganzen rund zehntausend Geviertkilometer notwendig sind, die nach Durchführung der erwähnten Maßnahmen überreichlich zur Verfügung stehen werden.

Der Schwierigkeit der Sache entsprechend, kann nicht unmittelbar jedem Erdbürger ein Erdsterngrund zugewiesen werden, der in unmittelbarer Nähe seines Wohnortes liegt. Die ausgelosten Grundstücke können daher vertauscht werden, zu diesem Zwecke ist unverzüglich in jedem Staate ein Tauschamt zu errichten.

Der anspruchsberechtigte Erdbürger kann gegen eine einmalige staatliche Abfindung auf den Erdsterngrund verzichten; diese Abfertigung beträgt mindestens hundert und höchstens dreihundert Zental. Dadurch entfällt auch jeder Anspruch in Hinkunft, aber nicht für die Kinder des freiwillig Verzichtenden, denen beim Erreichen des fünfundzwanzigsten Lebensjahres als Erwerbstätigen der Erdsterngrund zuzuweisen ist.

Zusatz: Um die an manchen Erdstellen zu dichte Bevölkerung in spärlicher besiedelte Gegenden zu ziehen, bleibt es den Erdstaaten unbenommen, einen Erdsterngrund von einem Vielfachen der Einheit — jedoch nicht mehr als dem Fünffachen — zu verleihen. Die Ablösungssummen bleiben aber auch beim größeren Erdsterngrund dieselben.

3. Der in einer Hand vereinigte Grundbesitz darf vorläufig nicht größer sein als sechzehn Geviertkilometer. Jeder diese Größe übersteigende Grundbesitz wird zugunsten des Staates enteignet, der für je tausend Geviertmeter wenigstens zehn und höchstens zweihundert Zental zahlt. Die Bodenwertigkeit und damit der Ablösungspreis werden von dem sogleich aufzustellenden Staatsgrundbuchsamt bestimmt, das von einem Erdgesandten zu leiten ist. Die Erdsternversammlung macht aufmerksam, daß die Grundbesitzgröße nach spätestens zwanzig Jahren neuerlich herabgesetzt werden wird. Die einzelnen Staatsgrundbuchsämter haben bei der Enteignung strenge darauf zu sehen, daß diese durch keinerlei Schwindel beeinträchtigt werde; falsche Angaben und listige Umschreibungen werden mit Enteignung ohne Entschädigung bestraft.

Die Erdsternversammlung verschließt sich nicht der teilweise begründeten Anschauung der Gleichmacher, derzufolge der Grund ohne Entschädigung enteignet werden sollte, da die Besitztitel — bei genauer Prüfung der geschichtlichen Verhältnisse und besonders beim großen Grundbesitz — nur allzu oft auf Raub und Mord und widerrechtliche Enteignung einst freier Bauern zurückgehen; die Erdsternversammlung hat aber doch geglaubt, die Erben der Raubritter für die Ver-

brechen ihrer Voreltern nicht entgelten lassen zu sollen und daher nur jene Enteignungen angeordnet, die tatsächlich notwendig sind.

4. Die Erdsternversammlung teilt vollkommen die Ansicht der Gleichmacher, daß die Ansammlung großer Vermögen in der Hand Einzelner eine Gefahr für die gesicherte Entwicklung des Einzelstaates und die Freiheit der Erdbürger ist. Sie hat aber davon abgesehen, eine Enteignung von Geld und Wertpapieren vorzunehmen, da sie dies durch die vom Erdsternhaus zu beschließenden Erbsteuergesetze, deren Rahmen in der Anlage enthalten ist, im Laufe weniger Geschlechter erhofft.

5. Zur Bestreitung der ersten Auslagen für die Erdsternverwaltung ist in allen Staaten eine Vermögensabgabe einzuheben, die die kleinen Besitzer vollkommen frei zu lassen hat. Die Besteuerung beginnt bei einem Vermögen von zehntausend Zental mit einem Satz von eins vom Hundert, der Höchstsatz, bei Vermögen von einer Million Zental aufwärts angewendet, beträgt fünf vom Hundert. Die Gesamtabgabe eines jeden Staates hat so viel Millionen Zental zu betragen, als der betreffende Einzelstaat Einwohner hat. Diese Erdsternsteuer, im Gesamtbetrage von eintausendachthundertfünfundvierzig Millionen Zental ist binnen längstens einem Jahre in Bern abzuliefern, und zwar der erste Teilbetrag von einem Zehntel noch vor Zusammentritt des neuen Erdsternhauses, drei Zehntel drei Monate später, und die restlichen sechs Zehntel zu beliebiger Zeit innerhalb der darauffolgenden sechs Monate.

6. Als Entgelt für diese Erdsternsteuer verfügt die Erdsternversammlung gleichzeitig — wobei die genauere Regelung dem Erdsternhaus vorbehalten bleibt:

a) Sämtliche Zölle aller Staaten sind sogleich um fünf vom Hundert zu verringern. Dieser Zollausfall wird sich in den Staatseinnahmen wenig, in der Lebenshaltung der breiten Massen aber sehr fühlbar machen. Die einzelnen Staatsleitungen haben darüber zu wachen, daß die Zollherabsetzungen in ihrer Gänze in den Preisen zum Ausdruck kommen.

b) Von den für Rüstungen bestimmten Steuergeldern sind zehn vom Hundert nicht für den ursprünglichen Zweck zu verwenden, sondern zurückzubehalten. Fünf vom Hundert sind für die Errichtung von Schulen, zwei vom Hundert für Besserstellung der Lehrer und die restlichen

drei vom Hundert für Zwecke des Staates, zur unentgeltlichen Ausbildung von Staatsbürgern in Kunsthandwerken und zu Unterstützungen zu verwenden.

c) Sämtliche Staatsleitungen haben ihren Haushalt auf das genaueste durchzugehen, um allfällige Ersparnisse für Fortschrittszwecke verwenden zu können. Es wird hiebei besonders auf das große Beamtenheer mancher mitteleuropäischen Staaten hingewiesen, das bei kärglicher Besoldung wenig leistet und bei Auswahl der Hälfte Tüchtiger, bei doppelter Bezahlung, mehr leisten und dadurch viele Zehntausende von Händen für wirkliche Arbeit freigeben könnte.

Beilage A zu den Grundsätzen über Vermögensregelung.

Die Erdsternversammlung empfiehlt dem zusammentretenden Erdsternhaus nachstehende Steuergesetze, die — im Rahmen — sogleich von den einzelnen Staaten einzuführen wären:

1. Beim Tode eines Erdbürgers wird das hinterlassene Vermögen je nach seiner Höhe und der Anzahl der Erbberechtigten, zu denen nur die unmittelbaren Nachkommen, gleichgültig, ob natürlich oder unnatürlich, dann Eltern, Geschwister und der andere Eheteil zählen, verschieden besteuert.

a) Vermögen bis zu tausend Zental werden nicht besteuert. Vermögen über tausend Zental werden nach folgendem Schlüssel besteuert:

b) von tausend bis zehntausend Zental zwanzig vom Tausend, wenn kein Kind, sechzehn vom Tausend, wenn ein Kind, zwölf vom Tausend, wenn zwei Kinder, acht vom Tausend, wenn drei Kinder und vier vom Tausend, wenn vier oder mehr Kinder vorhanden sind;

c) von zehntausend bis fünfzigtausend Zental: vierzig vom Tausend, wenn keine Kinder, sechsunddreißig vom Tausend, wenn ein Kind, zweiunddreißig vom Tausend, wenn zwei Kinder, achtundzwanzig vom Tausend, wenn drei Kinder und vierundzwanzig vom Tausend, wenn vier oder mehr Kinder vorhanden sind;

d) von fünfzigtausend bis hunderttausend Zental: achtzig vom Tausend, wenn keine Kinder vorhanden sind; die übrigen Sätze sind sinngemäß wie früher: sechsundsiebzig, zweiundsiebzig, achtundsechzig und vierundsechzig vom Tausend;

e) von hunderttausend bis eine Million Zental steigt der Steuersatz für jedes Zehntausend um eins vom Tausend;

f) Vermögen über eine Million werden derart besteuert, daß der Betrag bis zu einer Million nach dem höchsten Steuersatz von e) = hundertsiebzig vom Tausend versteuert und von dem eine Million übersteigenden Betrag bis zu zehn Millionen zweihundertfünfzig vom Tausend und vom Überschuß über zehn Millionen fünfhundert vom Tausend an die Staatskassa abzuführen ist, gleichgültig, ob und wieviel Kinder vorhanden sind.

Als Erbvermögen wird Grundbesitz, Bauten, Bargeld, Anteilscheine von Unternehmungen, Einrichtung und Schmuck, kurz, das ganze bewegliche und unbewegliche, sichtbare und unsichtbare Vermögen versteuert. Lügenhafte Angaben werden mit Freiheitsstrafen, Ehrverlust, Prangerstehen und doppeltem Steuersatz bestraft. Der Erbe kann aber keineswegs gezwungen werden, die gesamte Erbsteuer in Geld zu entrichten. Es bleibt ihm unbenommen, dem Staat Grundbesitz zu überweisen, oder die staatliche Forderung grundbücherlich eintragen zu lassen, ihm Anteilscheine seiner Werke zu geben oder sich mit ihm im Ausgleichswege auseinanderzusetzen.

(Beispiel zur Erbsteuer: Ein Erdbürger hinterläßt bei seinem Tode ein Barvermögen von zwei Millionen Zental, ein Eisenwerk im geschätzten Wert von vier Millionen Zental, Grundbesitz im Schätzwert von drei Millionen Zental und Anteilscheine von verschiedenen Unternehmungen im Werte von sieben Millionen Zental. Die Gesamthinterlassenschaft besteht somit aus sechzehn Millionen Zental.

Diese Hinterlassenschaft wird besteuert:

I. die erste Million mit hundertsiebzig vom Tausend = hundertsiebzigtausend Zental;

II. die übrigen neun Millionen bis zur zehnten Million mit zweihundertfünfzig vom Tausend = zwei Millionen zweihundertfünfzigtausend Zental;

III. die letzten sechs Millionen mit fünfhundert vom Tausend = drei Millionen Zental.

Die gesamte Erbsteuer bei einem hinterlassenen Vermögen von sechzehn Millionen Zentral beträgt daher fünf Millionen vierhundertzwanzigtausend Zental, die nach Wunsch der Erbberechtigten durch Überlassung der entsprechenden Menge von Anteilscheinen oder des Eisenwerkes oder eines Teiles des Grundbesitzes oder auch zum Teile durch Bargeld gezahlt werden kann.)

Anmerkung: Schenkungen bei Lebzeiten werden nach dem höchsten Steuersatz der für den betreffenden Betrag geltenden Erbsteuer besteuert, ausgenommen Widmungen für gemeinnützige Zwecke — wozu Spenden für Glaubenszwecke nicht gehören — die einer Besteuerung von nicht mehr als fünf vom Hundert zu unterziehen sind.

2. Die mittelbaren Steuern in allen Staaten sind möglichst einzuschränken. Diese bisherige Hauptquelle der staatlichen Steuererträgnisse kann vom Entwicklungsstandpunkt aus nicht gutgeheißen werden. Ein Erdbürger mit einem Einkommen von zehntausend Zental kann nicht zwanzigmal so viel verzehren als ein Mann mit dem Einkommen von fünfhundert Zental, daher trugen die Unbemittelten die Hauptsteuerlast.

An Staatsalleinvertrieben sind gestattet, wo noch nicht vorhanden, ehestens einzuführen:

Salz (der staatliche Gewinn darf nicht mehr als zehn vom Hundert betragen);

Zucker (höchstzulässiger Staatsgewinn fünfzehn vom Hundert);

Tabak (höchstzulässiger Staatsgewinn hundert vom Hundert;

Bier (höchstzulässiger Staatsgewinn vorläufig nicht mehr als vierzig vom Hundert);

Alkohol aller Art, ausgenommen Wein (der staatliche Gewinn darf vorläufig nicht mehr als hundert vom Hundert betragen);

Wein aller Arten ist vorläufig von jedem Zuschlag frei zu halten; doch fällt der Zoll auf auswärtige Weine und Schaumweine nicht unter die Bestimmungen dieses Punktes.

Die zur Gewinnung vorstehender Erzeugnisse notwendigen Anlagen sind, soweit dies in den einzelnen Staaten noch nicht der Fall ist, ehestens gegen Abfindung in staatlichen Eigenbetrieb zu übernehmen.

3. Die Staaten haben ferner alles einzuleiten, um die noch nicht in ihrem Besitz befindlichen Eisenbahnen und Schiffahrtsunternehmungen, Straßenbahnen und Flugmittel zu übernehmen. — Die Erdsternliche Regelung des Erdverkehrs bleibt dem Erdsternhaus vorbehalten.

4. Alle großen Unternehmungen — das sind Unternehmungen, die mehr als tausend Arbeiter beschäftigen — sind entweder vom Staat zu übernehmen oder, falls sich geld-

liche Gründe dagegen aussprechen sollten, in ein solches Verhältnis zum Staat zu bringen, daß dieser Aufsicht und Mitbeteiligung hat. Dies wird besonders für alle Wasserkraftanlagen und Kraftstromlieferbetriebe gelten. Im Falle der Ablösung sind die Anteilscheine in Erdsterngeld auszuzahlen, und zwar derart, daß die neuen Anteilscheine durch längstens zehn Jahre drei von Hundert Zinsen tragen.

5. Außer den Staatsalleinvertrieben, den — allmählich abzubauenden — Zöllen und den Mieterträgnissen aus großen Werken dürfen keinerlei mittelbare Steuern erhoben werden. Die Staaten haben das nicht bedeckte Erfordernis zu decken aus den unmittelbaren Erbsteuern und der unmittelbaren Einkommensteuer, für die die Erdsternversammlung nachstehende vorläufige Regelung festgesetzt hat:

Einkommen bis zur Höhe von dreihundertfünfundsechzig Zental sind von jeder Einkommensteuer befreit;

Einkommen von dreihundertfünfundsechzig bis tausend Zental zahlen eins vom Hundert (erste Steuerstufe);

Einkommen von tausend bis tausendfünfhundert Zental zahlen zwei vom Hundert (zweite Steuerstufe);

Einkommen von tausendfünfhundert bis zweitausend Zental zahlen drei vom Hundert (dritte Steuerstufe);

Einkommen von zweitausend bis zweitausendfünfhundert zahlen vier vom Hundert (vierte Steuerstufe);

Einkommen von zweitausendfünfhundert bis dreitausend Zental zahlen fünf vom Hundert (fünfte Steuerstufe);

Einkommen von dreitausend bis dreitausendfünfhundert zahlen sechs vom Hundert (sechste Steuerstufe);

Einkommen von dreitausendfünfhundert bis viertausend zahlen sieben vom Hundert (siebente Steuerstufe).

Und so weiter, bis zu einem Einkommen von zehntausend Zental, das einer Steuer von neunzehn vom Hundert (neunzehnte Steuerstufe) unterliegt.

Einkommen von zehntausend bis fünfzigtausend Zental werden derart besteuert, daß über der neunzehnten Steuerstufe für je tausend Zental ein Mehrzuschlag von eins vom Hundert eingehoben wird, ein Einkommen von fünfzehntausend Zental daher neunundfünfzig vom Hundert, gleich neunundzwanzigtausendfünfhundert Zental Steuern zahlt.

Jedes Einkommen über fünfzigtausend Zental wird derart besteuert, daß die ersten fünfzigtausend dem angeführten Steuersatz unterliegen, und jeder diese Summe übersteigende Betrag in drei Teile geteilt wird, wovon ein Drittel dem Er-

werber, das zweite dem Staat und das dritte der Gemeinde des Steuerträgers zufließt.

Unter Einkommen wird jegliches Einkommen verstanden, gleichgültig ob feste Besoldung, Ruhegehalt, geistiger Erwerb, Handerwerb, Erträgnis aus Liegenschaften, Renten von angelegten Geldern, Erträgnisse von Anteilscheinen großgewerblicher Werke und Anderes. Das Einkommen jener Erdbürger, die von den Erträgnissen des eigenen Bodens leben, wird darnach bestimmt, daß die im Haushalt aufgebrauchten eigenen Vorräte zu Durchschnittslandespreisen zum sonstigen, aus dem Erlös der Bodenerzeugnisse gewonnenen Beträgen zuzuzählen sind.

Die früher angegebenen Steuersätze sind gültig für den Einzelmenschen ohne Familie. Verehelichte Erdbürger, ohne Kinder, zahlen die jeweilig nächstniedere Steuerstufe, bei zwei und drei Kindern die zweitniederste und bei vier und mehr Kindern die drittniederste, jedoch nur bis zu einem Einkommen der fünften Steuerstufe. Für die folgenden Steuerstufen treten Ermäßigungen nicht ein.

Die sogenannten Gemeinde-, Kreis- und Landesumlagen werden auf die gebührliche Steuerstufe zugeschlagen, dürfen aber in ihrer Gesamtheit bei Einkommen bis zu zehntausend Zental nicht mehr als zwanzig vom Hundert der Staatsteuer, bei Einkommen von zehntausend bis Fünfzigtausend nicht mehr als zehn vom Hundert der Staatsteuer betragen.

Jede andere Steuer — Erwerbsteuer, Hauszinssteuer usw. — ist abzuschaffen, da das Gesamteinkommen durch die neue Einkommensteuer erfaßt wird.

Den staatlichen Steueraufsehern ist die Einsicht in Bücher und Aufschreibungen zu gestatten.

Da der Staat in seinen Einnahmen auf die Wahrhaftigkeit der Staatsbürger angewiesen ist, werden Steuerhinterziehungen strenge bestraft. Im ersten Fall mit dem doppelten Betrag der hinterzogenen Steuer, im zweiten Fall mit dem vierfachen Betrag, einem Monat Ehrverlust und einer Stunde Pranger, im dritten Fall mit dem sechzehnfachen Betrag, einem Monat Ehrverlust und vier Stunden Pranger an vier aufeinanderfolgenden Sonntagen auf dem Hauptplatze. Eine Steuerlüge im vierten Fall hat außer den beim dritten Fall angeführten Strafen die Folge, daß der Steuerlügner innerhalb des Jahres Ehrverlust beschimpft werden kann, ohne daß die Gerichte einschreiten. Ein Erdbürger, der sich soweit vergißt, die Tragkraft des Staatswesens und damit den Erdfrieden zu

schwächen, kann nicht mehr als Vollbürger behandelt werden. Inwieweit der fünfte Fall einer Steuerhinterziehung zu bestrafen wäre, wird dem Erdsternhaus überlassen.

6. Es wird jedem Staat freigestellt, sämtliche Stempelabgaben, die durch Trauungen, Kinderverzeichnung, Todesfallserklärung und gerichtliche Amtshandlungen bedingt wären, gänzlich, in jeder Beziehung einzustellen, alle Stempel abzuschaffen und dafür eine einheitliche Grundsteuer einzuführen, deren Höhe gleichmäßig zu bemessen wäre, gleichgültig, ob es Stadt oder Land, Gebirge oder Flüsse beträfe. Die Höhe dieser Staatsgrundsteuer wäre derart festzusetzen, daß für den Erdsterngrund ein halber Zental, gleich fünfzig Al, jährlich zu zahlen wäre. Zum Vergleiche sei herangezogen, daß ein Staat wie Österreich mit dreihunderttausend Geviertkilometern gleich dreihundert Millionen Erdsterngründen einhunderfünfzig Millionen Zental (rund siebenhundertfünfzig Millionen Kronen) Staatsgrundsteuer tragen würde. Da der höchstzulässige Eigenbesitz sechzehn Geviertkilometer beträgt, hätte dieser achttausend Zental Grundsteuer zu tragen. Für den kleinen Besitz ist die Abgabe von je fünfzig Al für den Erdsterngrund nicht fühlbar. (Hier lächelte Putz besonders freundlich; die Begrenzung des Grundbesitzes und die Erhöhung der Grundsteuer auf das Zehnfache war sein Werk — eine kleine Eigenrache an den hohen Herrn in Ostböhmen, der sich, aber nicht mehr lange, im Besitze von fast fünftausend Geviertkilometern sonnte.)

Durch die aufgezählten Steuern erscheint eine gesunde Geldwirtschaft der Erdstaaten in die Wege geleitet. Noch erforderliche Einzelheiten, wie unmittelbare Staatsabgaben an die Erdsternverwaltung, werden vom Erdsternhaus zu beschließen sein.

Beilage B zu den Grundsätzen über Vermögensregelung: Über Geldwirtschaft und Münzrecht.

Die Erdsternversammlung hat es als eine ihrer vornehmsten Pflichten erachtet, das Geldwesen der Erde auf eine einheitliche Grundlage zu stellen.

Die vorhandenen Währungen wurden geprüft. Die Erdsternversammlung kam davon ab, Gold oder irgend ein andres Edelmetall als Grundlage der Erdsternwährung zu nehmen. Sie einigte sich dahin, den geringstmöglichen Tagesverdienst eines kräftigen ungelernten Arbeiters bei achtstündiger Arbeit

(Holzhacken, Steineklopfen, Sandschaufeln) als Einheit anzunehmen — die Leistungseinheit wurde durch Hunderte von Vergleichsmessungen ermittelt und wird, solange der menschliche Körper sich nicht wesentlich ändert, durch Jahrhunderte die gleiche bleiben. Diese Einheit wurde, der leichteren Unterteilung halber, mit „Zentarb“ bezeichnet, wovon ein Dekarb der zehnte und ein Arb der hundertste Teil, ein Milarb dagegen das Zehnfache, ein Mirarb das Hundertfache, ein Mirdekarb das Tausendfache und ein Millioarb das Zehntausendfache ist.

Die schriftsprachliche Bezeichnung „Arb“, die zu Ehren der am weitesten fortgeschrittenen deutschen Arbeiter der deutschen Sprache entnommen worden war, wurde dann auf Ersuchen östlicher Völker, denen die Aussprache des R Schwierigkeiten bereitet, in „Alb“ oder „Al“ umbenannt und bei seiner letzten Sitzung beschloß die Erdsternversammlung, die Bezeichnung „Arb“ nur in feierlichen Schriften, sonst aber die volkstümliche Bezeichnung „Al“ mit seinen Zusatzsilben zu verwenden.

Bei der rechnerischen Ermittlung des Tagesverdienstes eines ungelernten Arbeiters wurde erkannt, daß sich diese Einheit des Geldbetrages fast vollständig mit der Einheit der Münzwährung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, dem Dollar, decke. Der kleine Bruchteil des Unterschiedes konnte vernachlässigt werden, weil der Verlust von einem Zehntel Al gegenüber dem ungeheuren Vorteil, die Erdsternwährung auf ein schon bestehendes, und zwar das mächtigste Münzsystem aufzubauen, nicht ins Gewicht fällt. Es wurde daher der Zental umgerechnet mit: = 1 Dollar = 4·20 Mark = 4·94 Kronen = 5·18 Franken = 4·12 Shilling = 1·94 Rubel = 20 Piaster = 3·73 skandinavischen Kronen = 2·49 holländischen Gulden = 0·93 Milreis = 2·04 Yen = 3·08 Rupien = 2·28 Ostasiendollar.

Die Weiterprägung von Münzen der bestehenden Währungen und das Drucken von Banknoten sind sogleich in allen Staaten einzustellen. Die Erdsternverwaltung wird mit ihrem Hauptsitz in Bern in jeder Staatshauptstadt eine Niederlage errichten und das Geld der einzelnen Staaten in Erdsterngeld zum oben angegebenen Kurse umwechseln. Binnen längstens einem Jahre muß das Erdsterngeld in Kurs gesetzt und binnen längstens fünf Jahren jegliches Einzelnstaatengeld aus dem Verkehr gezogen sein.

Die Erdsternverwaltung wird jedem Staat so viel an Erdsternscheinen zuweisen, als der Banknotenumlauf im Durchschnitt der letzten drei Jahre betrug, vermehrt um eine

Größe, die von der Einwohnerzahl und Verkehrsdichtigkeit des Landes abhängt. Dafür sind Gold, Silber und Platin der Staatsbanken an die Erdsternbank abzuliefern, die diese Metalle als Handelsmetalle in den Verkehr bringen wird.

Für Beträge von zwei Zental abwärts werden Scheidemünzen aus Duraluminium geprägt, zu zwei und einem Zental, zu fünfzig Al, zwanzig Al, zehn Al, fünf Al und einem Al.

Die Banknoten werden durch zehn Jahre auf der Vorderseite in allen Sprachen, die von mehr als je fünf Millionen Menschen gesprochen werden — insgesamt siebenunddreißig —, auf der Rückseite in Espo die Wertbezeichnung tragen. Als Bildschmuck wird die in Wolken kreisende Erde verwendet, mit Festlands- und Meereszeichnung. Banknoten werden zu fünf, zehn, hundert, tausend und zehntausend Zental gedruckt.

Die Scheidemünzen tragen auf der Vorderseite den kreisenden Erdball, auf der Rückseite in arabischen Ziffern die Wertbezeichnung und das Prägejahr.

Die Erdsternversammlung hat sich darauf beschränkt, nur allgemeine Grundzüge über die Erdsternwährung festzulegen; die Einzelheiten werden von besonderen Ausschüssen des Erdsternhauses durchgeführt und überwacht werden.

Zweiter Anhang zu den Erdgrundgesetzen: Über die Meinungsäußerung.

Von der Erwägung ausgehend, daß so mancher Krieg früherer Zeit von falscher Berichterstattung und Irreführung der öffentlichen Meinung seinen Ausgang nahm, hat die Erdsternversammlung Nachstehendes zur tunlichsten Verhütung der Verhetzung einzelner Erdvölker beschlossen:

Es wird die vornehmste Pflicht eines jeden Staates sein, seinen eigenen Staatsangehörigen Gefühl für Menschlichkeit beizubringen. Dazu gehört vor allem die Verachtung der Lüge. Bis jetzt wurden die Menschen in der Lüge erzogen, das ganze gesellschaftliche Leben war darauf aufgebaut. Die Erdsternversammlung ist der Ansicht, daß nichts die menschliche Wesenheit so verdunkelt, wie die Lüge. Lüge ist strafbar, weil den Freibürger herabsetzend. Die Staaten werden dafür sorgen, daß die Menschen schon in der Schule wahre Tatsachen erfahren, insoweit dies mit menschlichen Mitteln erreichbar ist. Kein Volk darf sich als erstes Volk der Erde dünken — ein jedes ist gleichberechtigt, sich nach seinen

Kräften zu entwickeln. (Auf ausdrücklichen Wunsch der Erdgesandten von China wird hier angeführt, daß die chinesischen Gesandten der Meinung sind, selbst wenn alle vierhundert Millionen Chinesen von der Erdoberfläche verschwänden, wäre dadurch der Lauf der Menschheit nicht gestört oder geändert. Wenn die Gesandten des größten Erdvolkes dieser Meinung sind, so ziemt es kleinen Erdvölkern nicht, sich zu überheben.)

Die einzelnen Staaten werden ihre Lehrbücher sogleich einer umfassenden Durchsicht und Prüfung unterziehen. Alle Beschreibungen gesellschaftlicher Ereignisse, die vom besonderen Licht des Übervaterlandstums gefärbt sind, sind verboten. Es gibt nur eine voraussetzungslose Forschung, die ihr jeweiliges Ergebnis der Menschheit zu übermitteln hat. Das zu berufende Erdsternhaus wird seinerzeit für die Herstellung der Lehrbücher sorgen; bis auf weiteres bleibt diese Pflicht den Einzelstaaten anvertraut.

Nach dem Verlassen der Schule erfährt der Durchschnittsmensch seine Fortbildung aus den Zeitungen. Es ist wesentlich, daß er richtig, und nicht falsch, berichtet werde. Obwohl die Erdsternversammlung die Meinungsfreiheit in keiner Weise antasten will, muß sie verlangen, daß die Verfasser von Aufsätzen für ihre Meinung und ihre Ansichten mit ihrer eigenen Persönlichkeit einstehen. Namenlose Aufsätze sind daher verboten.

Sollte ein Aufsatz Ärgernis erregen, so wird der Fall durch die ordentlichen Gerichte untersucht. Eine bewußte Lüge, Verbreitung falscher Nachrichten und Verhetzung werden nach den Erdgrundgesetzen streng bestraft. Im ersten Fall mit einem halben Jahr, im zweiten Fall mit einem Jahr, im dritten Fall mit fünf Jahren Verbannung auf eine Insel im südlichen Eismeer. Im vierten Fall wird der Lügner auf eine Treibeisscholle ausgesetzt.

Ungenauigkeiten werden durch hohe Geldstrafen und Freiheitsentziehungen für kürzere Zeit geahndet, wiederholte Fälle durch Prangerstehen bestraft. Die Einzelheiten werden vom Erdsternhaus festgesetzt werden.

Um überdies den Ungenauigkeiten und Halbheiten wirksam zu begegnen, hat die Erdsternversammlung beschlossen:

Gelehrte und schriftkundige Männer, die den Gedanken des Erdfriedens über alle Kleinlichkeiten stellen, werden in

jedem Staat in den Dienst der Erdsternversammlung — später Erdsternhaus — genommen und sind von diesem Augenblick an außerstaatlich, das heißt, nur den Hausgesetzen des Erdsternhauses unterstellt. Diesen Männern ist von allen Zeitungen, Zeitschriften und Büchern ihres Kreises und ihrer Sprache je ein Pflichtabdruck zuzusenden. Sollte ein Aufsatz oder ein Buch den Tatsachen erweislich nicht entsprechen, so haben sie die Pflicht, dies dem ordentlichen Gerichte anzuzeigen und gleichzeitig einen Gegenaufsatz zur Widerlegung zu schreiben, der von der Zeitung kostenlos, in gleicher Buchstabengröße neben dem fraglichen Aufsatz, der nochmals abgedruckt werden muß, aufgenommen zu werden hat. Die Schriftleitung der Zeitung oder Zeitschrift hat dem Erdsternschriftler für seine Arbeit den jeweilig höchsten Zeilensold auszuzahlen. Die Widerlegung eines Buches ist vom herausgebenden Verlag in derselben Ausstattung wie das widerlegte Werk zu drucken, für ihren Vertrieb ist in gleicher Weise vorzusorgen. Die Bezahlungsfrage wird ähnlich wie bei den Zeitungen geregelt. Der Erdsternschriftler haftet dem Erdsternhaus gegenüber — bei dem er im Falle einer unrichtigen Widerlegung zu belangen ist — mit Leib und Leben für die Wahrheit seiner Widerlegung. Es gibt für ihn nur eine Strafe — das Aussetzen auf Treibeis.

Den Weiterausbau dieses Gedankens wird das Erdsternhaus regeln.

Anhang Drei zu den Erdgrundgesetzen: Über Entwicklung und Erziehung.

Schon im Anhang Eins wurde dargestellt, daß im kommenden Jahr von den für Rüstungsausgaben bestimmten Beträgen — in allen Staaten — zehn Hundertstel nicht für diesen Zweck zu verwenden sein werden. Fünf vom Hundert sind für die Errichtung neuer Schulen, zwei vom Hundert zur Besserstellung der Lehrer und die restlichen drei vom Hundert für sonstige Staatszwecke, vornehmlich zur unentgeltlichen Ausbildung von Staatsbürgern in Kunsthandwerken, bestimmt.

Diesem vorläufigen Schritt müssen weitere folgen. Jede Staatsverwaltung wird gegenüber dem Erdsternhaus haften müssen, daß den von ihr geleiteten Völkern ehestens alle Bildungsquellen erschlossen werden. In den europäischen Oststaaten wird es Pflicht sein, vornehmlich die Volksschule auszubauen. In den Weststaaten wird der Mittelschule ein

besonderes Augenmerk zuzuwenden sein, um den Bildungsdurchschnitt zu heben.

Die Mindestjahresbesoldung eines Lehrers auf der untersten Stufe wird mit tausend Zental, die eines auf der oberen Stufe mit zweitausend Zental, die eines Hochschullehrers mit viertausend Zental festgesetzt.

Daß Schulunterricht und Lehrmittel vom Staate unentgeltlich erteilt und geliefert werden, ist selbstverständlich.

Der Schulunterricht wird nach folgenden Grundzügen zu regeln sein:

Vom sechsten bis zum zehnten Lebensjahre das ungefähre Ausmaß der jetzigen Schulung, ausgenommen Glaubenslehre und Glaubensübungen, die dem Belieben jedes Einzelnen überlassen bleiben; in der Schule ist an Stelle von Glaubenslehren Menschlichkeitslehre vorzutragen, die vom größten lebenden Erdweisen Gormont geschrieben, innerhalb der nächsten Monate in allen Erdsprachen, die über Druckschrift verfügen, erscheinen wird. Dieses Buch, eine für junge Menschen bestimmte, leichtfaßliche Zusammenstellung der sittlich höchststehenden Lehrsätze und Regeln aus allen bekannteren Schriften von Erdweisen — auch Glaubenslehren — wird in erster Auflage von der Erdsternversammlung kostenlos herausgegeben. Jeder Einzelstaat hat für den Druck der notwendigen Auflagenhöhe zu sorgen, jede Ausgabe der Erdsternregeln, wie die Menschlichkeitslehre amtlich genannt wird, hat in der betreffenden Landessprache und in Espo gedruckt zu sein.

Vom zehnten bis zum vierzehnten Lebensjahre hat der bisherige Lehrstoff einer Unterrealschule vorgetragen zu werden, vemehrt um Espo und eine Erdsprache, die von wenigstens fünfzig Millionen Menschen gesprochen wird.

Vom vierzehnten bis zum sechzehnten Lebensjahre wird der Stoff der bisherigen Oberrealschule durchgenommen, eine zweite Erdsprache gelehrt und als neue Gegenstände Entwicklungsgeschichte bei besonderer Berücksichtigung der Geschichte des Erdteils, sowie Staatsbürgerkunde, Erdbürgerkunde und Erdverfassungslehre gelehrt. Staatsverfassungslehre ist bei der Entwicklungsgeschichte durchzunehmen.

Der Besuch der Hochschule beginnt mit dem siebzehnten und endet mit dem zweiundzwanzigsten Jahr. Insoweit die alten Sprachen für die Entwicklung der Menschheit notwendig erscheinen, werden sie dort gelehrt. Der Lehrplan der Hoch-

schulen bleibt im allgemeinen unverändert, doch wird mancher Ballast zu entfernen sein, der Lehren und Lernen unnötig beschwert.

Über Fachschulen und technische Hochschulen ist das Nähere bei der Arbeitsgesetzgebung enthalten.

Die Erdsternversammlung macht die Einzelstaaten dafür verantwortlich, daß zur Ablegung der Prüfungen nur tatsächliche Kenntnisse und keinerlei Nebenbedingungen erforderlich sein dürfen. Die Schlußprüfungen werden öffentlich abgehalten und sind nur dann gültig, wenn wenigstens zwanzig erwachsene Personen, gleichgültig welchen Geschlechtes, die zum Lehrkörper in keinerlei Beziehung stehen, während der ganzen Dauer der Prüfung anwesend waren. In der Einheitsschule des Erdsterns erringt den Erfolg nur der Tüchtige; keinerlei persönliche Stellung, sie sei noch so hoch, kann vom Nachweis der vorgeschriebenen Kenntnisse entbinden. Die vollständige Mittelschule, bis zum sechzehnten Jahr, muß von jedem Erdbürger und jeder Erdbürgerin besucht werden. Nur geistige Unfähigkeit kann entbinden. Diese ist durch eine öffentliche Prüfung vor wenigstens hundert erwachsenen Personen nachzuweisen, wird im Grundbuchsblatt des Geprüften eingetragen und macht ihn bis auf weiteres zu jeder Stellung, die Geist und Bildung erfordert, unfähig. Um aber den — unberechtigten — Vorwurf des Chinesentums nicht auf sich zu laden (diese Einschaltung geschah mit Zustimmung der Erdgesandten von China), hat die Erdsternversammlung beschlossen, daß Erdbürger, die als geistig unbefähigt erklärt wurden, nach je fünf Jahren die Prüfung wiederholen können; im Falle des Entsprechens haben sie den vorgeschriebenen Bildungsgang zu vollenden, wodurch ihre Unfähigkeit erlischt.

Die Regelung des Schulbesuches — Schulstunden, Freizeit und anderes — wird den Einzelstaaten überlassen, da die Erdsternversammlung gegenwärtig nicht die Zeit hat, sich mit allen durch verschiedene Erdbreiten und Bildungszuständen bedingten Einzelheiten zu befassen. Die Höchstzahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden wird in der Unterstufe — bis zum zehnten Jahr — mit vierundzwanzig, in der Mittelstufe mit zweiunddreißig und auf den Hochschulen — für eine bestimmte Gesamtfachbildung — mit vierzig festgesetzt. Die Mindestfreizeit hat außer einem wöchentlichen Freitag in der Unterstufe insgesamt zwei Monate, in der Mittelstufe drei Monate und auf der Hochschule vier Monate zu betragen.

Vierter Anhang zu den Erdgrundgesetzen: Verhütung von Kriegen; Wehrverfassungen.

Die Erdsternversammlung ist aus dem Gedanken des verstorbenen Ingenieurs Gorjanski geboren worden, Kriege hinkünftig unmöglich zu machen. Durch die Zerstörung aller Sprengmittel der Erde hat van Zwartsluiss viel in dieser Richtung gewirkt, doch kann es nicht als ausgeschlossen gelten, daß ein junges Volk in überströmender Lebenskraft der Ansicht sein könnte, sein, vermeintliches, Recht wäre eher mit dem Schwerte zu erkämpfen als auf friedlichem Wege.

Diese Anschauung ist irrig. Die im Anhang Fünf zu den Erdgrundgesetzen vorgesehene Geburtenregelung wird Übervölkerung verhindern, ein Hauptgrund zur Ausdehnung wird dadurch hinfällig. Gleichwie zwei streitende Gegner im Staate immer nur vor den ordentlichen Gerichten und niemals im Zweikampf ein Recht erringen, können auch die einzelnen Erdstaaten niemals durch Gewalt zum Recht kommen.

Der chinesische Freistaat und die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben zugesagt, ihre ganze Macht schon jetzt gegen jeden Friedensstörer in die Wagschale zu werfen.

Sollte nach Ablauf von zwanzig Jahren — also nach dem Jahre 1960 — zwischen zwei Staaten eine Unstimmigkeit entstehen, so haben sie diese vor das Erdsternhaus zu bringen, das über die Beilegung entscheiden wird. Wenn ein Erdstaat diesen Weg nicht einhält, erklärt er sich damit für vogelfrei, alle anderen Staaten haben die Pflicht, den Friedensstörer mit Gewalt zu unterdrücken.

Die Erdsternversammlung hat absichtlich einen Zwischenraum von zwanzig Jahren bis zur vollständigen Durchführung des Erdfriedensgedankens gelassen, da sie mit der Entwicklung rechnet und das gegenwärtige Geschlecht noch nicht in allen seinen Schichten für friedliche Regelung zwischenstaatlicher Streitfälle für reif hält. Um daher einen Übergang zu schaffen, hat die Erdsternversammlung beschlossen, daß innerhalb der nächsten zwanzig Jahre Kriege unter folgenden Bedingungen zustande kommen können:

1. Der Krieg muß vorher dem Erdsternhaus angemeldet werden, das seinen guten Rat erteilt, an den aber die streitenden Teile vorläufig noch nicht gebunden sind.

2. Der Krieg kann erst erklärt werden, wenn die Völker der betreffenden Staaten darüber abgestimmt haben. Nur diejenigen, die für den Krieg stimmten, können zum Kriegsdienst

herangezogen werden. Vertreter des Erdsternhauses werden über die Einhaltung dieser Bestimmung wachen.

3. Die verantwortlichen Leiter des Staates, alle Abgeordneten, die für den Krieg stimmten, und die Herausgeber und Schriftleiter aller Zeitungen, die nicht gegen die friedliche Austragung des Streitfalles waren, sind als gemeine Fußsoldaten — bei einem Seekrieg als Heizer — vom ersten Tag des Krieges an einzureihen und haben in der vordersten Linie mitzukämpfen. Abgesandte des Erdsternhauses werden über die Durchführung dieser Bestimmung wachen.

4. Die Kriegskosten sind durch eine unmittelbare Besteuerung aller jener zu decken, die für den Krieg stimmten.

5. Sollte der Krieg, der gegen den Rat des Erdsternhauses begonnen wurde, für den angreifenden Staat unglücklich enden, so werden die überlebenden Schuldtragenden — siehe Punkt Drei — vor das Erdsternhaus berufen, das sie zunächst durch zwei Monate in eisernen Käfigen durch die Städte des Gegenstaates führen lassen und dann auf dem Hauptplatz der Hauptstadt des eigenen Staates durch Stockhiebe von Schutzleuten töten lassen wird. — Diese Strafe wurde von der Erdsternversammlung mit Stimmeneinhelligkeit beschlossen, da einem leichtsinnigen Krieg die größten Hemmungen vorgeschoben werden müssen.

6. Sollte ein Krieg derart ausgehen, daß das allgemeine Empfinden der Erdbürger sich dagegen ausspricht, so wird die Erdsternversammlung beschließen, ob die Verhältnisse auf Grund der Kriegskarte oder von rein menschlichen Gesichtspunkten aus zu regeln sein werden. Kein Staat darf sich dem Eingreifen des Erdsternhauses nach beendetem Kriege widersetzen; gewaltsamer Widerstand wird an den leitenden Schuldigen wie unter Punkt Fünf bestraft.

Für die Änderung der Wehrverfassungen und die allgemeine Abrüstung wird festgesetzt:

1. Im nächsten Jahr sind ein Zehntel, in allen folgenden Jahren je ein Zwanzigstel des jetzt bestehenden Standes an Offizieren in den Ruhestand zu versetzen mit einem Mindestruhegehalt von fünfhundert und einem Höchstruhegehalt von zweitausend Zental.

2. Die Militärbildungsanstalten sind im Laufe von längstens zwanzig Jahren aufzulassen oder vom staatlichen Unterrichtsamt zu übernehmen und als Staatsschulen auszubauen.

3. Die Dienstzeit der Mannschaft wird sogleich auf neun Monate herabgesetzt. Da die technischen Kriegsmittel durch die Zerstörung der Sprengmittel unbrauchbar geworden sind, erscheinen der Erdversammlung neun Monate — auf der nördlichen Erdhälfte vom ersten Oktober bis ersten Juli — vollkommen ausreichend, um die Jugend in Fechten, Laufen, Springen, Turnen, Schwimmen, Bergsteigen, kurz in allen gesunden körperlichen Übungen auszubilden. Diese Ausbildungszeit wird zur besonderen Vertiefung des Erdfriedensgedankens zu benutzen sein.

4. Die allgemeine Wehrpflicht bleibt insoferne bestehen, als jeder gesunde männliche Erdbürger — die Untersuchung wird von Ärzten vorgenommen, die im Sold des Erdsternhauses stehen, daher außerstaatlich und unabhängig sind — zwischen seinem achtzehnten und dreißigsten Jahre die vorerwähnte Schulung durchmachen muß. Besonders empfohlen werden die Jahre zwischen dem zweiundzwanzigsten und fünfundzwanzigsten Lebensjahr, weil der Mensch zu dieser Zeit seine Schulung und körperliche Entwicklung vollendet hat.

5. Staaten, welche die allgemeine Wehrpflicht bis jetzt nicht hatten, sind vorläufig nicht gezwungen, die neue Körperübungszeit einzuführen. Das Erdsternhaus wird darüber bindende Beschlüsse fassen.

6. Nach der Versetzung aller Offiziere in den Ruhestand, was nach zwanzig Jahren der Fall sein wird, wird die Ausbildung der Jugend nur durch Turnlehrer geleitet werden, die im Maße des Abgangs an Offizieren heranzuziehen sind. Als Höchstzahl werden für jede Million Staatsbürger tausend Turnlehrer bestimmt. Ein Staat wie beispielsweise Deutschland mit neunzig Millionen Einwohnern wird daher nach zwanzig Jahren bei gleichbleibender Bevölkerung rund neunzigtausend Turnlehrer haben, die für die körperliche Erziehung und Kräftigung des kommenden Geschlechtes verantwortlich sein werden.

7. Inwieweit Erdbürger, die gegenwärtig als Offiziere dienen, als Turnlehrer weiter Dienst leisten können — bei Entzug des Ruhegehaltes und Bezug des Turnlehrergehalts von mindestens tausend und höchstens dreitausend Zental (nach Alter, Erfahrung und Geschicklichkeit abgestuft), wird das Erdsternhaus auf Grund der Vorschläge der einzelnen Staaten regeln.

8. Das weibliche Geschlecht wird gleichfalls zu einer neunmonatigen Kräftigung herangezogen, während welcher es

jedoch auch in hauswirtschaftlichen Kenntnissen, in Krankenpflege und Kinderwartung unterrichtet wird. Während die Dienstzeit der männlichen Erdbürger ausnahmslos fern jeder Stadt, in eigenen Lagern an den Grenzen, im Gebirge, in Wäldern und an Seen, zugebracht werden muß, können die weiblichen Erdbürger ihre Übungen und Schulungen an ihrem Wohnsitz durchmachen.

9. Die Regelung der Flottenfragen wird dem Erdsternhaus überlassen. Schon jetzt aber gibt die Erdsternversammlung den Rat, die Kriegsschiffe soviel als angängig für Handelszwecke in Dienst zu nehmen und die Ausgaben für Bauten großer Kriegsschiffe nach Tunlichkeit einzuschränken. Die Verwendung der Seeoffiziere wird im Anhang Sieben zu den Erdgrundgesetzen geregelt.

Anhang Fünf zu den Erdgrundgesetzen: Über Arbeitszeit und Volkswohlfahrt.

Die Erdsternversammlung hat beschlossen, den Arbeitstag vorläufig mit acht Arbeitsstunden festzusetzen. Da die zahlenmäßigen Berechnungen noch nicht abgeschlossen sind, wird erst das Erdsternhaus zu entscheiden haben, ob nicht der siebenstündige Arbeitstag genüge.

Für den achtstündigen Arbeitstag des ungelernten Arbeiters wird der Mindestlohn von einem Zental festgesetzt. Da der Einzelstaat den größten Teil aller Betriebe, oder doch alle Großbetriebe, in seiner Hand vereinigen wird, ist er imstande, die notwendige Regelung durchzuführen.

Die achtstündige Arbeitszeit gilt für Männer im Alter von dreiundzwanzig bis achtundfünfzig Jahren. Überstunden können nur mit jedesmaliger Einwilligung des Arbeiters gemacht werden, mehr als zwölf Stunden Arbeit innerhalb vierundzwanzig Stunden ist unzulässig und ungesetzlich und wird an Arbeitgeber und Arbeitnehmer bestraft. Für jede Überstunde ist der doppelte Betrag des Lohnes der gewöhnlichen Arbeitsstunde zu bezahlen.

Die staatlichen Betriebe werden die zu Jahresende verbleibenden Ersparnisse und Mehrerträgnisse an die Arbeiter verteilen, desgleichen alle Sonderbetriebe ihre Gewinne, die acht vom Hundert des Geldhauptstockes übersteigen. Der Staat muß von der Ansicht ausgehen, daß es für ihn nutzbringender ist, sechzig Millionen gut genährter, gesunder und zufriedener Bürger zu haben, als hunderttausend Überreiche und neunundfünfzig Millionen und neunhunderttausend Unterernährte.

Die Bezahlung geistiger Arbeit wird durch Anbot und Nachfrage geregelt. Die Arbeitsstunde des geistig Arbeitenden darf jedenfalls nicht schlechter bezahlt werden als die des körperlich Arbeitenden.

Für Geldanstalten hat der Grundsatz zu gelten, daß die Höchstbezahlung des leitenden Beamten hunderttausend Zental nicht übersteigen darf.

Die Besoldung von Ministern hat zehntausend bis dreißigtausend Zental, die der Staatsleiter soviel Al zu betragen, als in diesem Staate Millionen Einwohner sind. (Italien beispielsweise mit vierzig Millionen Einwohnern zahlt seinem Staatsleiter vierhunderttausend Zental, nach altem Geld rund zweieinzehntel Millionen Lire.)

Die Besoldung der Staatsmänner ist im Anhang Sieben zu den Erdgrundgesetzen enthalten.

Kinder unter sechzehn Jahren dürfen zu keiner Arbeit herangezogen werden. Für Jugendliche vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahr beträgt die Arbeitszeit — und nur bei Tag — höchstens vier, vom achtzehnten bis zum dreiundzwanzigsten Jahr sechs Stunden täglich. Die durch Arbeit nicht beanspruchte Zeit ist zur Fachschulung zu verwenden.

Die Fachschulen beginnen mit dem vollendeten sechzehnten Jahr und dauern je nach dem Beruf mindestens zwei und höchstens sechs Jahre (dies nur für technische Hochschulen). Unterricht und Lehrbehelfe sind auch in den Fachschulen frei.

Da gewisse Arbeiten unreinlich und gesundheitsschädlich sind und jeder Erdbürger stets daran denken muß, daß nur die Arbeit seiner Brüder ihm die Annehmlichkeiten des Lebens verschafft (Kohlengruben und Eisenwerke), so werden alle unreinlichen und gesundheitsschädlichen Arbeiten mit einem Lohn bezahlt, der täglich mindestens zwei Zental ausmachen muß. Sollten sich für eine unbedingt notwendige Arbeit nicht genügend Arbeiter freiwillig finden, so ist jeder Erdbürger verpflichtet, außer den neun Monaten seiner körperlichen Ausbildung noch fünfzehn Monate seines Lebens dem Staate für diese Arbeiten zur Verfügung zu stellen.

Die Arbeitszeit und Bezahlung der Frauen ist im allgemeinen nach den gleichen Grundsätzen zu regeln wie für Männer, da die Frauen in den meisten Erwerbszweigen dem Manne erfolgreich Wettbewerb machen. Nachtarbeit für Frauen ist jedoch unter allen Umständen verboten. Zur Zeit

der Schwangerschaft dürfen Frauen keinerlei anstrengende Arbeit verrichten und müssen vier Wochen vor und acht Wochen nach der Entbindung von jeder Arbeit frei bleiben. Während dieser Zeit hat der Staat für die unbemittelten Frauen zu sorgen.

Die Staatsorge für unbemittelte Mütter besteht darin, daß innerhalb der früher angeführten Zeit, also durch zwölf Wochen, der Staat jeder anspruchsberechtigten Frau eine Nahrungsmenge von einem Kilogramm Brot, einem Liter Milch und hundert Gramm Käse täglich unentgeltlich anweist, daß ferner die Schwangeren in staatlichen Mutterhäusern unentgeltlich entbinden und nach Ablauf von vierzehn Tagen mit dem Zeitpunkt der Entlassung einen Betrag von zwanzig Zental erhalten, der für Kindwäscheauslagen bestimmt ist. Die ärztliche Hilfe ist unentgeltlich, stillende Frauen können auf Antrag des Kinderarztes eigene Stillgelder, die jedoch einen Zental täglich nicht übersteigen dürfen, aus der Staatskassa erhalten. Die Mutterhäuser sind als staatliche Entbindungsanstalten mit Einzelzimmern einzurichten, worin auch Bemittelte, gegen Bezahlung der vorläufig mit einem Zental täglich festgesetzten Gebühr, aufgenommen werden können. Die einzelnen Staaten werden ihr besonderes Augenmerk darauf richten, daß im Laufe der nächsten zehn Jahre soviel Mutterhäuser und an den entsprechenden Orten in Mittel- und Westeuropa, etwa je dreißig Kilometer voneinander, errichtet werden, daß nach Ablauf dieser Zeit der Großteil der Geburten in diesen Anstalten stattfinde, wodurch die Gesundheit der Mütter und der Kinder bei der jeweilig bestmöglichen Wartung am ehesten geschützt werden kann. Jedes Mutterhaus wird zweckmäßig für die Aufnahme von etwa vierzig Frauen eingerichtet sein, so daß bei durchschnittlich vierzehntägigem Aufenthalt einer Mutter jährlich rund tausend Entbindungen in jedem Mutterhaus stattfinden können. Die notwendige Hilfspflege ist von den weiblichen Dienstpflichtgen zu leisten, zwei Ärzte und zwei Hebammen haben das Gebären ärztlich und fachmännisch zu unterstützen. Diese Ärzte haben jährlich nicht weniger als zweitausend, die Hebammen mindestens tausend Zental, bei freier Wohnung und Verpflegung, zu erhalten. Die Ärzte und Hebammen der Mutterhäuser sind auch verpflichtet, allen in Hoffnung Kommenden unentgeltlichen Rat und ärztliche Hilfe zu erteilen. Daß zwischen natürlichen — nichtehelichen — und unnatürlichen — ehelichen — Kindern keinerlei Unterschied zu machen ist, ist selbstverständlich.

Jeder Arbeiter, gleichgültig, ob körperlich oder geistig und gleichgültig, ob Mann, Frau oder Jugendlich, ist vom Staate zu versichern. Von dieser Versicherung hat der Arbeiter ein Drittel und der Staat zwei Drittel zu tragen. Der Anspruch auf Rente beginnt, ausgenommen bei Unfällen, wo sie sogleich in Kraft tritt, mit dem Erreichen des achtundfünfzigsten Lebensjahres. Die Mindestversicherung ist dreihundertfünfundsechzig, die Höchstversicherung zehntausend Zental. Der Staat hat sämtliche Versicherungsgesellschaften zu übernehmen, nach Übernahme ist nur die Staatsversicherung zulässig, doppelte Versicherungen oder geheime Abmachungen verlieren jede Gültigkeit. Nach Einbürgerung dieser neuen Vorschriften, was für das Jahr 1960 erhofft wird, werden alle anderen staatlichen und besonderen Ruhegenüsse aufgehoben; die notwendigen Übergangsbestimmungen werden vom Erdsternhaus getroffen werden.

Vereinigungen von Arbeitern zur Erzielung höherer Lohnsätze und Ausstände werden vorläufig gestattet. Nach Aufstellung des Erdarbeitsamtes werden alle Forderungen, gleichgültig, ob vom Arbeiter oder Unternehmer, an dieses vorzulegen sein, welches auf Grund genauer Kenntnis des Erdarbeitsmarktes, des Anbots, der Nachfrage und der vorhandenen Rohstoffmenge, seine Entscheidung treffen wird, gegen die nicht berufen werden kann.

Sechster Anhang zu den Erdgrundgesetzen: Über die Regelung der Bevölkerungszunahme.

Von der Erwägung ausgehend, daß Übervölkerung gar oft die Ursache von Kriegen war, hat die Erdsternversammlung nach Anhörung von Sachverständigen und gründlicher Erwägung aller Einzelheiten beschlossen, den Erdstaaten Folgendes vorzuschlagen:

Soweit geschichtliche Aufschreibungen vorliegen, ist aus ihnen ersichtlich, daß die Erdbevölkerung seit Jahrtausenden zunimmt. Es läßt sich gegenwärtig noch nicht berechnen, wievielen Millionen Menschen der Erdstern Nahrung bieten kann, da Fachleute in ihren Angaben zwischen drei und sechs Milliarden schwanken und da überdies eine chemische Entdeckung möglicherweise schon morgen aus Steinen Brot machen kann; nichtsdestoweniger ist die Erdsternversammlung der Ansicht, daß die beängstigend schnelle Vermehrung der Menschen in den letzten hundert Jahren auf fast das Doppelte

nicht ohne Einschränkung und nicht ohne Eingriffe in das Einzelmenschenleben weitergehen kann.

Da es für die Entwicklung des Menschengeschlechtes vorteilhafter ist, die Güte des Einzelmenschen zu heben als eine möglichst große Anzahl zu zeugen, so hat die Erdsternversammlung beschlossen, keinem Menschenpaar mehr als vier Kinder zu gestatten. Das heißt, jedes Menschenpaar darf nur vier Kinder lebend bis ins vierzehnte Jahr bringen. Kommen also beispielsweise vier Kinder in regelmäßigen Abständen von drei Jahren zur Welt, so darf kein Kind mehr gezeugt werden. Stirbt jedoch eines oder mehrere Kinder vor Erreichen des vierzehnten Lebensjahres, so ist das Menschenpaar berechtigt, ein oder mehrere Ersatzkinder zu zeugen. Ist jedoch das jüngste Kind schon über vierzehn Jahre alt, so ist der Ersatz nicht mehr gestattet.

Die beim Kinderzeugen tätigen Frauen sind gehalten, sobald sie vier noch lebende Kinder zur Welt gebracht haben, sich zum nächsten Mutterhausarzt zu begeben, der, kostenlos, gewisse Leiter mit Platinfaden abbinden wird, wodurch sie bis auf Weiteres die Fähigkeit verlieren, die reifen Eichen befruchten zu lassen. Den Frauen ist dadurch in keiner Weise die Möglichkeit benommen, bei Verlust eines Kindes abermals ein Kind zu gebären, wie zahlreiche Versuche Professor Messerschmidts, dem die Erdsternversammlung diese Entdeckung verdankt, bewiesen haben. Die Frauen werden durch die völlig schmerzlose Abbindung eines Zuleitungsröhrchens in keiner Weise in ihrer Gesundheit geschädigt, im Gegenteil, Tatsachen haben bewiesen, daß die so behandelten Frauen — nach Ansicht Professors Messerschmidt vermutlich wegen der unmittelbaren Aufsaugung des männlichen Eiweißes durch die weiblichen Häutchen — hübscher und jugendlicher werden.

Die Vorschrift der vier Kinder gilt bis auf Weiteres. Nach genauen Erhebungen wird vom Erdsternhaus festgestellt werden, von welchem Zeitpunkt an die Anzahl der bis in das vierzehnte Lebensjahr zu bringenden Kinder nur drei betragen darf. Soweit die vorhandenen Unterlagen reichen, dürfte dies erst in etwa hundert Jahren notwendig sein.

Die Vorschrift der vier Kinder ist von jedem Erdbürger ausnahmslos und strenge einzuhalten. Natürlich kann niemand gezwungen werden, vier lebende Kinder bis in das vierzehnte Lebensjahr zu bringen, doch wird es jedem bei scharfer Strafe verwehrt, über diese Anzahl hinauszugehen. In den nächsten zehn Jahren wird die Zeugung eines fünften Kindes bei vier

noch lebenden mit Einziehung des' halben Vermögens zugunsten der Erdsternkassa, bei Unbemittelten mit entsprechender Zwangsarbeit„ in den darauffolgenden zehn mit der gleichen Geldstrafe und Abnahme des Kindes und in den nächsten zehn Jahren außer der Geldstrafe durch Prangerstehen mit einer Aufschrifttafel: „Der Eigensüchtige will, daß die Menschen aus Nahrungsmangel sterben, nur seine Brut soll leben!" und durch Tötung des Kindes bestraft. Vorausgesetzt wird bei allen diesen Strafen, daß die Leiterabbindung fachmännisch durch die Mutterhausärzte vorgenommen worden war. Jeder Arzt, der gegen Geld oder andere Gegenleistungen den Platinknoten unbefugterweise löst, wird auf Lebenszeit nach dem Feuerland verbannt.

Die Erdbürger müssen sich immer vor Augen halten, daß die Erdsternversammlung diese, nur scheinbar grausame, Verfügung nicht getroffen hätte, wenn sie nicht unbedingt notwendig gewesen wäre. Eine maßlose Vermehrung der Menschheit bringt Brotnot, Teuerung, Unruhe, Krieg, im äußersten Fall Hungersnot, zustande, an der viele Tausende zugrunde gehen. Die Erdbürger haben die Pflicht, nicht nur an sich, sondern auch an die Zukunft des Erdsterns und des Menschengeschlechtes zu denken, an das Leben ihrer Nachfahren. Sollte eine Entdeckung ermöglichen, eine mehrfache Anzahl von Menschen auf dem Erdstern zu ernähren, als nach den jetzigen Berechnungen möglich ist, so wird dem Erdsternhaus das Erste sein — davon ist die Erdsternversammlung überzeugt — die Zeugung entweder gänzlich freizugeben oder doch die zulässige Kinderzahl auf fünf, sechs, vielleicht auch mehr, zu erhöhen.

Im übrigen ist die Erdsternversammlung der Ansicht, daß vier Kinder vollkommen genügen dürften, um ein schönes Familienleben zu führen, und daß es für die Erziehung und Pflege der Kinder jedenfalls besser ist, wenn nicht zu viele vorhanden sind.

Bei der Bevölkerungsmenge spielt auch die Bevölkerungsdichte mit. Das Erdsternhaus wird die Frage zu regeln haben, wieviel Grundfläche durchschnittlich — abgesehen vom tatsächlich besessenen oder zugewiesenen Erdsterngrund — einem jeden Erdbewohner als Mindestmaß — nicht als Besitz, sondern als sogenannter „Freiraum" — gebührt. Es erscheint der Erdsternversammlung nicht unwahrscheinlich, daß beispielsweise im dichtbevölkerten Europa einige Grenzen werden verrückt werden müssen — so die deutsch-französische Grenze

bis an die Maas und Saone, da im Deutschen Reich auf sechshunderttausend Geviertkilometern neunzig Millionen, in Frankreich auf fünfhundertdreißigtausend Geviertkilometern nur dreißig Millionen Menschen wohnen — auch für den chinesischen Freistaat wird sich die Zuweisung von Ostsibirien bis zur Lena wahrscheinlich als nötig erweisen. Die Abgesandten des russischen Volkes haben sich damit einverstanden erklärt, wenn Rußland dafür den nördlichsten Teil Norwegens, mit eisfreien Häfen, erhält. Und die Abgesandten Frankreichs haben nach längeren, eingehenden Sonderbesprechungen eingesehen, daß auch nach Ablösung des fraglichen Gebietes und Zuschlag zum Deutschen Reich — die Ablösungssumme wird im Einvernehmen beider Staaten vom Erdsternhaus festgesetzt werden — ihre, verhältnismäßig wenigen, Landsleute noch immer mehr als doppelt so viel Freiraum haben, als die Bewohner des Deutschen Reichs. Die Abgesandten Frankreichs haben sich in der Schlußsitzung für die Verschiebung der Grenzen ausgesprochen, unter der Bedingung, daß in den nächsten hundert Jahren die Grenzen nicht geändert werden. Die Erdsternversammlung konnte eine bindende Erklärung nicht abgeben, da darüber das Erdsternhaus zu entscheiden haben wird; doch ist sie der Ansicht, daß die streng durchgeführte Geburtenregelung alle Überraschungen ausschließt.

Siebenter Anhang zu den Erdgrundgesetzen: Über die Verbindung der Staaten untereinander, über die unmittelbaren Erdsternämter und über Staatsmännererziehung.

Solange sich der Erdfriedens- und Erdbürgergedanke noch nicht bei allen Menschen vollkommen durchgesetzt hat — und das dürfte das Heranwachsen eines neuen Geschlechtes oder rund fünfundzwanzig Jahre erfordern — müssen die Staatsleiter und leitenden Männer für die Kräftigung und Stärkung dieser Hochgedanken sorgen. Das Erdsternhaus wird ihnen in jeder Richtung beistehen.

Dem Erdsternhaus unmittelbar unterstellt werden sein:

1. Die Turnlehrer,
2. die Mutterhausärzte,
3. die Erdsternschriftler,
4. die Menschheitsgrundbuchsführer,
5. die Geldwirtschaftsminister,
6. die Arbeitsminister,

7. die Staatsleiter,

8. die Staatsmänner,

9. sämtliche Mitarbeiter der bestandenen Erdfriedensgesellschaft, die unter den gleichen Bedingungen wie vom verstorbenen Gründer vom Erdsternhaus übernommen werden. Das Erdsternhaus wird — davon ist die Erdsternversammlung überzeugt — diese Grundlagen und Träger des Erdfriedens noch weiter vergrößern und verstärken und die Zahl der unmittelbaren Mitarbeiter so vermehren, daß jeder Ort von mehr als fünfzigtausend Einwohnern mindestens einen Erdfriedensmitarbeiter besitzt, was eine Vermehrung der unmittelbaren Mitarbeiter auf etwa viertausend notwendig machen dürfte.

Die unter 3, 4, 8 und 9 Aufgezählten werden von der Verwaltung des Erdsternhauses, die übrigen vom betreffenden Staate gezahlt.

Da die Statsmänner in erster Linie dazu berufen sein werden, die verschiedenen Völker zu verstehen und ihren Volksgenossen die Eigentümlichkeit fremden Volkstums begreiflich zu machen, so hat ihre Ausbildung besonders sorgfältig zu geschehen.

Solange die weiter unten geschilderte Heranbildung noch nicht abgeschlossen ist, ein Geschlecht von vollwertigen Staatsmännern also noch nicht besteht, werden als Staatsmänner nur Seeoffiziere verwendet, die folgenden Bedingungen entsprechen müssen:

1. Mindestens dreißig, höchstens vierzig Jahre alt;

2. Bestehen einer Prüfung in ihrer Muttersprache, drei Erdsprachen und Espo;

3. Kenntnis der Grundgesetze sämtlicher Erdstaaten;

4. Kenntnis der Erdgrundgesetze;

5. Kenntnis der Erdsternkunde, eingehende Kenntnis der Menschheitsentwicklungsgeschichte;

6. eine frühere, wenigstens dreijährige, Abwesenheit von der Heimat.

Seeoffiziere, die diesen Bedingungen entsprechen, werden als Staatsmänner aufgenommen und je nach ihrer Eignung — Sprachenkenntnissen, besonderen Ortskenntnissen — auf den entsprechenden Posten verwendet.

(Diejenigen Seeoffiziere, die nicht entsprechen, haben zur Handelsschiffahrt überzutreten, ein Teil jedoch, in jedem Staat etwa ein Zehntel, wird sich dem Erdsternhaus für die überstaatliche Seeaufsicht zur Verfügung zu stellen haben.)

Das gesamte jetzige Personal des auswärtigen Dienstes

aller Staaten, mit Ausnahme der Unterbeamten, wie Kanzleigehilfen und anderen, ist binnen Monatsfrist zu entlassen. Der geringste Ruhegehalt hat fünfhundert Zental zu betragen, der höchste darf zweitausend nicht überschreiten; doch ist der Ruhegehalt nur tatsächlich Bedürftigen auszuzahlen und durchaus nicht an Rang oder Dienstalter gebunden. Eine Wiederverwendung im auswärtigen Dienste ist unmöglich; im inneren Dienste nur dann zulässig, wenn eine öffentliche Prüfung, die mindestens vierzehn Tage vorher anzuschlagen ist und im größten Raum der Hauptstadt in Anwesenheit von wenigstens tausend Staatsbürgern stattzufinden hat, mit gutem Erfolg bestanden wird. Bei der Wiederverwendung im innern Dienst verfällt der Ruhegehalt.

Die Erziehung der zukünftigen Staatsmänner hat nach folgenden Grundsätzen zu geschehen:

1. Die gewöhnliche Erdsterneinheitsschulbildung bis zur Beendigung der Hochschule, die mit einer öffentlichen Prüfung vor Mitgliedern des Erdsternhauses abschließt. In besonderen Fällen wird von jedem Lernnachweis abgesehen, der Erfolg der Prüfung entscheidet allein.

2. Drei Jahre Seefahrt als Seeoffizier auf den Erdsternschiffen für überstaatliche Seeordnung.

3. Ablegung einer zweiten Prüfung, Nachweis der von den vorläufigen Staatsmännern verlangten Kenntnisse.

4. Zwei Jahre Zuteilung zum Staatsamt des Äußern des betreffenden Staates.

5. Ein Jahr Zuteilung als Schriftführer zum Erdsternhaus.

6. Sieben Jahre Aufenthalt als Reisender zu Land und zur See in Städten, Wäldern, Farmen, in Bergwerken, Unternehmungen aller Art, kurz, überall, in den andern Erdteilen, wobei in Nordamerika ein, in Südamerika ein, in Afrika zwei, in Asien zwei und in Australien und Ozeanien je ein halbes Jahr zuzubringen ist. (Für Nichteuropäer wird der Aufenthalt in Europa auf drei Jahre bemessen, einschließlich der ersten Zuteilung zum Erdsternhaus.)

7. Drei Jahre Zuteilung zum Erdsternhaus, als Vertreter des eigenen Staates.

8. Zuteilung zum heimischen Reichsamt des Äußern, das den Staatsmann nun nach Belieben bis zum achtundfünfzigsten Jahr verwendet.

Da von der Lebensstellung des Staatsmannes abhängt, ob er sich unbeeinflußt in die höchsten Fragen versenken kann oder nicht, und von seiner Ehrenhaftigkeit Glück und Unglück

von Millionen, so werden die Staatsmänner unmittelbar vom Erdsternhaus, und zwar am höchsten von allen Erdsternbeamten gezahlt. Der Erdsternsold wird nur mit zehn vom Hundert zugunsten desjenigen Staates besteuert, in dem sich der Staatsmann aufhält. Der Erdsternsold beträgt zu Beginn der Einschiffung, im Alter von zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Jahren, zweitausend Zental, steigt nach Ablegung der zweiten Prüfung auf fünftausend Zental, bei der ersten Zuteilung zum Erdsternhaus auf zehntausend Zental, während der sieben Reisejahre auf jährlich fünfzigtausend Zental, bleibt auf dieser Höhe während der zweiten Zuteilung zum Erdsternhaus und erreicht bei der vollen Verwendung im heimischen auswärtigen Dienst den Betrag von hunderttausend Zental. Der Ruhegehalt der Staatsmänner wird — und dies ist die einzige Ausnahme von den hierüber ergangenen Gesetzen — auf zwanzigtausend Zental festgesetzt und gleichfalls unmittelbar vom Erdsternhaus ausbezahlt. Der Gesamtbedarf für eintausendachthundertfünfundvierzig Staatsmänner — für jede Menschenmillion einen gerechnet — wird ungefähr hundertzwanzig Millionen Zental jährlich betragen, die durch die erste einmalige Erdsternsteuer auf Jahre hinaus gedeckt erscheinen.

Die verhältnismäßig hohe Bezahlung hält die Erdsternversammlung für vollkommen berechtigt. Die Einzelstaaten nahmen und nehmen noch Leute auf für den auswärtigen Dienst, die auf Grund ihres Adels und hohen Einkommens verbürgen sollten, daß sie unbestechlich sind und für den Staat arbeiten. Diese Forderung ist dem Erdsternhaus, bei aller sonstigen Wertschätzung persönlicher Ehrlichkeit, zu wenig. Das Erdsternhaus wird gründliche Kenntnisse und Arbeitseifer verlangen, zwei Bedingungen, die von den bisherigen Staatsmännern nur in Ausnahmsfällen mitgebracht worden waren. Was unfähige Staatsmänner anrichten können, hat der große Krieg vor mehr als zwanzig Jahren gezeigt: fünfzehn Millionen Menschen sind dadurch gestorben, vier Millionen wurden zu Krüppeln und der Gesamtschaden des Krieges betrug — auf der ganzen Erde — mehr als dreihundert Milliarden Zental, also eine ungeheure Anzahl von Menschenleben und vernichteten Menschenschicksalen und fast das Dreitausendfache des Jahresbetrages, der nach Ansicht der Erdsternversammlung vollkommen genügt, um Erdbürger von Einsicht und Verstand heranzubilden, die die Geschicke der Menschheit verflechten werden, ohne Drohmittel nackter Gewalt als Rückhalt zu bedürfen.

Anhang Acht zu den Erdgrundgesetzen: Über die Gesetzwerdung von Gesetzen in den Einzelstaaten und über die Wahl des Erdsternhauses.

Solange das Erdsternhaus nicht bindende Vorschriften für das Zustandekommen von Gesetzen und die dazu notwendigen Erfordernisse — Wahlen und dergleichen — gibt, empfiehlt die Erdsternversammlung folgenden Vorgang zur Annahme:

Die Gesetze, auch die auf Grund der Erdgrundgesetze und ihrer Anhänge auszugebenden, werden von der betreffenden Staatsleitung entworfen und der Volksvertretung vorgelegt. Diese entscheidet mit einfacher Mehrheit über die Annahme. (Etwa noch auf Grund von Erblichkeit bestehende Oberhäuser sind sogleich aufzulassen.) Im Falle der Annahme — was bei den Anregungen der Erdsternversammlung nicht zweifelhaft sein kann, weil die Staatsleiter mit Wort und Leben dafür bürgen, der Auschuß der Erdsternversammlung wird gerne etwa notwendige Geldmittel zur Verfügung stellen — haben die Gesetze im ganzen Reich angeschlagen zu werden. Sie erhalten Gültigkeit, wenn sich nicht mehr als ein Drittel beglaubigter Stimmen dagegen aussprechen. Abstimm- und einspruchsberechtigt ist jeder fünfundzwanzigjährige männliche Staatsbürger, der lesen kann, gleichgültig, in welcher Sprache, und zurechnungsfähig ist.

Die Staatsleitung kann Gesetze durch höchstens drei Wochen nach der Annahme unbestätigt lassen. Nach diesem Zeitpunkt treten sie in Kraft, gleichgültig, ob bestätigt oder nicht. Der Staatsleitung steht das Recht zu, in Fällen, wo sie der Meinung ist, daß ein Gesetz mittelbar oder unmittelbar den Erdfrieden gefährden könnte, dem Erdsternhaus seine Bedenken mitzuteilen, das bis zur Prüfung der Angelegenheit Einspruch erhebt, wodurch das Gesetz nicht in Kraft treten kann. Die Prüfung muß in längstens drei Monaten beendet, die Gesetze zu diesem Zeitpunkt samt ausführlichem Gutachten des Erdsternhauses schon im Besitz der Staatsleitung sein, die das Gutachten durch Druck und Anschlag im ganzen Reich zu veröffentlichen hat, worauf entweder, falls das Erdsternhaus nichts auszusetzen hatte, die Gesetze sofort in Kraft treten, oder bestimmte, vom Erdsternhaus genau zu bezeichnende Abänderungen vorgenommen werden müssen, worauf das Gesetz wie ein neu vorgelegtes behandelt wird.

Die Wahl der Abgeordneten in den einzelnen Staaten ist eine innere Angelegenheit der Staaten, das Erdsternhaus nimmt darauf keinerlei Einfluß. Daß, solange die allgemeine Wehrpflicht und die Möglichkeit eines Krieges bestehen, nur das allgemeine, gleiche und unmittelbare Wahlrecht angewendet werden kann, bedarf keiner Erläuterung. Die Bedingungen des fünfundzwanzigsten Lebensjahres und die Kenntnis des Lesens, bei voller Zurechnungsfähigkeit, wären im allgemeinen aufrecht zu erhalten. Für östliche Staaten, wie Rußland, könnte vorübergehend, auf Ansuchen der russischen Vertreter, die Bedingung des Lesens außer acht gelassen werden, da sonst das Wahlrecht zu wenig allgemein wäre.

Die Abgeordnetenhäuser der Einzelstaaten berufen und vertagen sich selbst, sie haben alljährlich durch wengstens vier und höchstens acht Monate ihre Sitzungen abzuhalten.

Die Nichteinhaltung der Staatsgrundgesetze wird im ersten Fall durch fünfjährige Verbannung, im zweiten Fall durch Aussetzen auf Treibeis bestraft. Sollte eine Staatsleitung ungesetzlich handeln, so sind die Steuergelder zu verweigern; das Erdsternhaus wird dann sogleich eingreifen und die Staatsleitung neu besetzen. Eine gegen Wissen und Willen des Erdsternhauses versuchter Staatsstreich — gleichgültig, ob von oben oder von unten — wird wie die Nichteinhaltung der Staatsgrundgesetze bestraft.

Für die Wahlen zum Erdsternhaus hat die Erdsternversammlung nach reiflicher Erwägung beschlossen, die Erdgesandten auf Grund anderer Bedingungen wählen zu lassen, als sie selbst gewählt wurde.

1. Da das allgemeine Wahlrecht nur solange Gültigkeit haben kann, als eine allgemeine Wehrpflicht besteht, diese Wehrpflicht aber in absehbarer Zeit nur noch als Jugenderziehung vorhanden sein wird, hat die Erdsternversammlung ein Wahlrecht beschlossen, welches für jeden Staat einen besonderen Anreiz zur raschen Entwicklung bilden muß.

2. Wahlberechtigt ist jeder männliche Erdbürger, der lesen und schreiben kann, gleichgültig, in welcher Sprache, mindestens fünfundzwanzig und höchstens achtundfünfzig Jahre alt und zurechnungsfähig ist und die Grundzüge der Grundgesetze des eigenen Staates, Erdbürgerkunde und die wichtigsten Erdgrundgesetze kennt. Die Erdsternversammlung hat diese Grundzüge, welche insgesamt nicht mehr als dreißig Druckseiten kleiner Größe umfassen, vorläufig auf eigenen Kosten drucken lassen und wird sie den Staatsleitungen zu-

senden, die die Vervielfältigung im großen zu veranlassen haben werden.

3. In den gut gebildeten Staaten werden alle Staatsbürger diesen Bedingungen mit Leichtigkeit entsprechen; Deutschland beispielsweise mit seinen achtzehn Millionen Wahlberechtigten wird daher die gleiche Anzahl von Abgeordneten entsenden wie früher, für je eine Million Wahlberechtigter fünf Erdgesandte, zusammen siebzig. Die vereinigten Oststaaten mit zwanzig vom Hundert nicht Lesens und Schreibens Kundigen werden um ein Fünftel weniger als jetzt, also nur achtundvierzig Abgeordnete entsenden. Dabei wird strenge darauf zu sehen sein, daß die einzelnen Völker tatsächlich im Verhältnis zu ihrer Zahl und Bildung vertreten sind: die ostländischen Deutschen und Tschechen entsenden wie die Deutschen des Reiches für jede Million Wähler fünf Abgeordnete, da diese beiden Völker den Bedingungen entsprechen, von den Polen wird ein Fünftel, von den Rumänen und Ukrainern ein Viertel und von den Südslawen ein Drittel ausfallen — — ein ungeheurer Ansporn für diese Völker, die Schulbildung und Erziehung mit allen Mitteln zu betreiben und dadurch beim Fortschritt des gesamten Menschengeschlechtes sehr erheblich mitzuwirken. — Rußland wird statt zweihundert nur hundert Erdgesandte in das Erdsternhaus senden, die Vereinigten Staaten verlieren etwa ein Zehntel, die südeuropäischen Völker ein Drittel, die südamerikanischen über ein Drittel, die indischen ein Achtel, die afrikanischen die Hälfte — während die chinesischen und japanischen Vertreter in das Erdsternhaus in gleicher Stärke einziehen werden wie in die Erdfriedensversammlung.

Das erste Erdsternhaus wird demnach nur vierzehnhundertzwanzig Vertreter haben.

4. Die Erdsternversammlung ist ferner zur Ansicht gekommen, daß eine Teilung des Erdsternhauses in zwei gleiche, nach dem Lebensalter geschiedene Teile zweckmäßig und natürlich wäre. Sie hat daher gleichzeitig durch den noch amtenden Ausschuß einen Vorschlag ausarbeiten lassen, nach dem die Bevölkerung jedes Staates bei der Wahl ihrer Erdgesandten darauf Rücksicht nehmen möge, daß die im Alter von fünfundzwanzig bis vierzig Jahren Stehenden in das eine, die zwischen dreiundvierzig und achtundfünfzig Jahre alten in das andere Erdsternhaus kommen. Die Erdsterngesandten zwischen vierzig und dreiundvierzig können sich das Haus selbst wählen, solange die Erdgesandtenzahl in beiden Häusern die gleiche ist. Im Gegenfalle entscheidet das Los. — Die Erd-

sternversammlung hat diesen Beschluß gefaßt, weil bei Vorhandensein nur eines Erdsternhauses die Menschheitsentwicklung allzustark beschleunigt würde; sie hat nach langer Überlegung auf die einzig natürliche Unterscheidung, Jugend und Alter, gegriffen und empfiehlt daher den einzelnen Völkern nochmals, die Hälfte ihrer Erdgesandten aus unter, die andere Hälfte aus über vierzig Jahre alten Erdbürgern zu wählen.

5. Beide Teile des Erdsternhauses sind völlig gleichberechtigt, das heißt, ein Erdgesetz gilt angenommen, wenn es bei Anwesenheit von mindestens fünfhundert Erdgesandten — und betrifft das Gesetz einen bestimmten Staat allein, so überdies bei Anwesenheit von mindestens neun Zehnteln der Erdgesandten des betreffenden Staates — in jedem Hause wenigstens zwei Drittel der abgegebenen Stimmen auf sich vereinigt. Die Geschäftsordnung des Erdsternhauses wird von diesem selbst entworfen werden.

6. Als Verhandlungssprache des Erdsternhauses wird Espo festgesetzt, alle Gesetze und Verlautbarungen gehen in Hinkunft nur in Espo an die Staatsleitungen und Volksvertretungen, die für die Übersetzung und gehörige Kundmachung zu sorgen haben.

7. Die Dienstdauer der Erdgesandten beträgt drei Jahre. Sie können unbeschränkt wiedergewählt werden.

8. Da die Erdgesandten während den drei Jahren ihres Amtes ununterbrochen — kurze, von der Vorstehung des Erdsternhauses erteilte Urlaube ausgenommen — am Sitz des Erdsternhauses sein werden, so empfiehlt die Erdsternversammlung den Erdbürgern, die für den Staat wichtigen Bürger nicht zu Erdgesandten zu wählen, da sie das Staatsamt niederlegen müßten.

9. Die Erdsternversammlung ist zur Überzeugung gekommen, daß die Tagungen des Erdsternhauses nur dann gänzlich unbeeinflußt und ungestört vor sich gehen werden, wenn beide Teile des Erdsternhauses nicht auf dem Festlande, sondern auf Inseln amten. Die Erdsternversammlung fordert daher alle Erdstaaten auf, günstig gelegene Inseln dem amtenden Ausschuß der Erdsternversammlung anzubieten. Das Erdsternhaus wird die Auswahl treffen, von den gewählten Inseln werden die Bewohner entfernt und die Inseln nur für den Gebrauch des Erdsternhauses eingerichtet werden. Zweckmäßig erschiene es, wenn eine europäische Insel in mittleren Breiten und eine desgleichen im stillen Erdmeer genommen werden könnte. Auf der europäischen Insel würde — im ersten

Gesetzgebungsdreijahr — das Haus der Jungen, auf der Meeresinsel im Osten das Haus der Alten tagen. Die Inseln gingen in den Besitz des Erdsternhauses über, ohne dessen Bewilligung ein Betreten nicht zulässig sein wird. Die Einzelheiten werden nach den Entwürfen des amtenden Ausschusses vom Erdsternhaus geregelt werden.

Schlußworte.

Die Erdsternversammlung hat nur das Wesentlichste aus ihren Beratungen mitgeteilt. Es wird dem Erdsternhaus überlassen bleiben, in Einzelheiten einzugehen. Beim amtenden Ausschuß liegt eine Fülle von Stoff, dessen Aufarbeitung Jahre dauern wird. Schon jetzt aber kann gesagt werden, daß sich nach menschlichem Ermessen die Bewohner des Erdsterns auf dem richtigen Weg befinden: keine Kriege mehr, also keine gewaltsame Tötung im großen; keine Übervölkerung, also keine Hungersnot und kein Anlaß zu gewaltsamem Kampf; Verwendung der Menschenkraft zu nutzbringender Arbeit, die das Leben nicht nur fristet, sondern auch verschönt — einem jedem Erdsternbewohner eigener Grund und Boden, worauf er sein Häuschen bauen, seinen Garten anlegen und seine besondere Wesenheit leben kann — — keine drückenden Steuern, keine unnötigen Ausgaben, sondern alles daran gesetzt und dazu verwendet, um den Erdstern für Menschen immer wohnlicher zu machen.

Die Ratschläge und Weisungen der Erdsternversammlung waren nur der Anfang, das erste Glied einer Kette von Maßnahmen, die das Menschenleben immer hoffnungsvoller und freudiger gestalten sollen. Wenn das kommende Geschlecht herangewachsen sein wird, frei von strengkirchlicher Verblendung, übervaterländischem Dunst und volklicher Einbildung, erzogen vielmehr in der kühlen, klaren Erdsternluft, dann wird, nach einem Menschenalter, der Segen der Vereinigung aller Erdvölker erst ganz sichtbar werde.n

Ein jeder aber tue auch jetzt schon sein Bestes: er arbeite unter den erleichterten Lebensbedingungen weiter, unverzagt und freudig. Wenn auch er den hellen Tag einer neuen Zukunft nicht mehr erleben wird, wenn erst seine Kinder ganz im freien Erdsternlicht wandeln werden — er wird den herandämmernden Morgen doch sehen, dem die Strahlensonne folgen muß.

Ein Gebot sei für den Erdbürger das Höchste: Störe deinen Miterdbürger nicht! Nicht mehr als dies wird vom Erdbürger verlangt, in den vier Worten des Gebotes ist alles ent-

halten, was zum Fortschritt der Menschheit notwendig ist. Ein jeder frage sich stets an jedem Abend vor dem Zurruhelegen, ob er am verflossenen Tag nach diesem Grundsatz gehandelt habe; und wenn er die Frage bejahen kann, dann ist für seine Entwicklung nichts zu befürchten.

Die Freiheit des Einzelmenschen wird nicht mehr eingeschränkt, als für das gedeihliche Zusammenleben der Menschen unbedingt notwendig ist; die Erdsternversammlung ist überzeugt, daß nach einem Menschenalter viele Gesetze und Vorschriften werden aufgehoben werden können, weil das neue Geschlecht infolge seiner Erziehung ganz anders als das lebende befähigt sein wird, die Lebensnotwendigkeiten zu begreifen und sie zu berücksichtigen.

Die Erdsternversammlung muß zum Schluß mit tiefem Dank ihres mittelbaren Begründers, des verstorbenen Ingenieurs Janko Gorjanski gedenken, ohne dessen Erfindergeist und Zähigkeit das Friedenswort nicht hätte Wurzel fassen können; sie dankt ferner dem kühnen van Zwartsluiss, der die Menschheit von der Pulvergefahr befreite. Dann dankt sie dem zweiten und bisherigen Leiter der Erdfriedensgesellschaft, Hieronymus Putz, der mit unbeugsamem Mut in gefährlichster Zeit die Fäden des Erdsternfriedens und der Verständigung emsig spann und wob, so daß als unmittelbare Wirkung seiner Arbeit die Erdsternversammlung und ihre Weisungen in Erscheinung treten konnten. Und endlich dankt sie noch dem hervorragenden Professor Lorenz Messerschmidt, dessen Maßnahmen vor allem zu danken ist, wenn die Beratungen der Erdsternversammlung so schnell und glücklich zu Ende geführt werden konnten.

Schließlich dankt die Erdsternversammlung allen denen, die den Erdfriedensgedanken bis jetzt unterstützten, und sie hofft in Zukunft auf gleiche und noch stärkere Mitwirkung.

Die Erdsternversammlung begrüßt vor dem Auseinandergehen die Erdbürger mit dem Gruße, der der Bewegung den Namen gegeben hat und der von nun an auf dem ganzen Erdstern als vornehmster Gruß zu gelten hat: „Terstaropaco — Erdsternfriede sei mit euch!“ — — —

* * *

Putz ließ das erdbraune Heft sinken und schaute wieder hinunter auf die Wiese, über die ein Hündlein lief, das einer aufgescheuchten Krähe kläffend nachsprang. Putz sah, doch bemerkte er nicht: wie Schleier lag es vor seinen Augen. Es war ein Sprung um Jahrtausende, ein nie erträumter Fortschritt! Jetzt endlich konnte die Menschlichkeit, das Hochziel der Menschheit, blühen und sich entfalten, keine heimtückische Flut sollte mehr die Erdenflur mit Blut tränken; nun, da die Völker, die Menschen einig waren, war jeder Erdbürger frei und nur der Arbeit und seiner Entwicklung hatte er zu leben, frei aller früheren, so hemmenden Rücksichten. Wie vorsintflutlich kam es ihm vor, als er an die alten Gesetze dachte, die Gotteslästerung, Religionsstörung und Majestätsbeleidigung ahndeten — es war entsetzlich, zu denken, was die Menschheit in Jahrtausenden durch Gewalt und Heuchelei hatte leiden müssen. Nun waren diese Zeiten vorüber.

Für immer vorüber.

Wirklich für immer? Konnte kein Rückschlag kommen? Weissagen war schwer: aber von wem sollte entgegengearbeitet werden, jetzt, in der Übergangszeit? Denn daß das kommende Geschlecht, in den neuen Grundsätzen erzogen, über die Beschränktheit seiner Vorfahren lächeln würde, war anzunehmen. Nur die nächsten zwanzig, dreißig Jahre, die waren gefährlich!

Es war Revolution; gewiß der größte Umsturz, den es je auf dem Erdball gegeben hatte. Und doch war er auf fast friedlichem Wege vor sich gegangen. Das gab Gewähr, daß die Lage von Dauer bleibe. Nicht so wie nach dem großen Kriege, wo die Staaten noch durch Jahre von den Nachwehen der gewaltsamen Umstürze durchzuckt worden waren. Denn damals hatte an vielen Orten die Menge geherrscht und niemals konnte Menge den wirklichen Fortschritt fördern. Ein Grundstock an Bildung war notwendig, um nicht zu starker Eigensüchtler zu sein. Erkennen mußte der Einzelne, daß er auf die Anderen angewiesen sei, dann erst ließen sich gesellschaftliche Fortschritte erzielen.

Von oben gab es keine Gefahr, die Staatsleitungen waren machtlos. Aber von unten konnte der neue Umsturz kommen. In vielen Dingen waren die Gleichmacher anderer Ansicht als das Erdsternhaus. Das wußte Putz, der Alte, so gut wie keiner; er kannte alle Führer der Bewegung, hatte oft mit ihnen verhandelt. Der mächtigste von allen, Herr Falkinger-Kassel, der Führer der deutschen Gleichmacher, der ungekrönte Kaiser von Deutschland, der sollte heute zu Putz kommen.

Putz träumte mit offenen Augen. Wie würde die Unterredung enden? Das Leben von Tausenden hing davon ab. Wenn die Gleichmacher auf ihren starren Grundsätzen beharrten, konnte es zum Zusammenstoß kommen. Und der Fortschritt der Menschheit war abermals in Frage gestellt, denn im allgemeinen Tumult würden, wie bisher immer, trübe Elemente an die Oberfläche kommen. Putz hatte ein starkes Gefühl, daß die Gleichmacher einlenken würden, denn ihre Forderungen waren fast restlos erfüllt. Aber sicher war er nicht.

Eine halbe Stunde später betrat Herr Falkinger-Kassel, ein schlanker Mann in den Vierzigern mit schwarzgrauem Haar, Putzens Arbeitszimmer. Er war soeben mit einem Falken aus Berlin gekommen. Putz begrüßte ihn herzlich, Herr Falkinger nahm Platz und Putz sprang mit beiden Beinen in den Zweck der Unterredung. Alle Dogmen der Gleichmacher wurden beleuchtet und trotz Widerstreben mußte sich Herr Falkinger dem überlegenen Geiste Putzens beugen.

Vier Stunden dauerte das Gespräch, das Putz also schloß:

„Sie haben in sehr vielem recht, Herr Falkinger, aber Sie werden mich niemals überzeugen, daß der Mensch seinem Wesen nach gut ist und bei strenger Befolgung Ihrer alleinseligmachenden marxistischen Lehren das beste Leben auf Erden hätte. Ich kenne nichts ‚Alleinseligmachendes‘, es ist der Fluch jedes Glaubens, daß er erstarrt und dann Gift wird. Weh dir, daß du ein Enkel bist! — Lassen Sie heute eine Gesellschaft der größten Menschenfreunde und der besten Weisen zusammenkommen, lassen Sie sie eine Lebenslehre ausarbeiten, die voll der schönsten und tiefsten und erhabensten Dinge ist: und errichten Sie auf dieser Grundlage eine Vereinigung von Gläubigen, also eine Kirche mit gebotenem Glauben, so wird, spätestens nach wenigen hundert Jahren, in diesen Glauben soviel Äußerliches hineingelegt worden sein, daß sie den Innerlichfühlenden abstößt. Der größte Teil der Menschen hat niemals selbständig gedacht, sondern nachgeplappert, was ihm vorgesagt wurde; und das ist schädlich, denn die Menschen müssen denken! — Halten Sie niemals etwas für unveränderlich! Das uralte Wort sagt: Alles fließt — auch die Ansichten über Arbeit und Mehrwert. Und die Menschen sind nicht gut, sondern böse: eine gewisse Erziehung wird es wohl ermöglichen, daß sie einander nicht totschlagen und auch die gegenseitige Entwicklung nicht merklich stören. Eine Besserung der Menschheit durch die Aufhebung des Eigentums halte ich für unmöglich. Im Gegenteil, die Menschheit wird in vieler Hin-

sicht verschlechtert! Lassen Sie jedem Menschen seine Erwerbsfreude; wenn er fleißig, klug und sparsam ist, wird er mehr erwerben als der Faule. Daß die Vermögen nicht allzu stark anwachsen, dafür sorgen die neuen Erb- und Einkommensteuern und die Begrenzung des Grundbesitzes. Ich bin übrigens überzeugt, daß nach einer gewissen Reihe von Jahren diese Gesetze weiter verschärft werden, so daß nach Ablauf von drei oder vier Geschlechtern eine ziemliche Gleichheit der Vermögen eingetreten sein dürfte. Die Erdsternversammlung hat mit diesen Steuern gar nichts Neues gemacht — warum gab es denn im Mittelalter in den deutschen Städten keine Armut und fast gar keine Schwerreichen — bis auf verschwindende Ausnahmen? Weil die Erbsteuer ein Viertel und mehr des hinterlassenen Vermögens betrug und deshalb die kleinen Erwerbe nur wenig in ihrem Ertrag besteuert werden mußten. Der deutsche Geselle im Mittelalter hatte eine bessere und reichlichere Verpflegung als heute die ersten Beamten des Staates! Und nur deshalb, weil man die Großen zwackte und die Kleinen ausließ. Wir werden ganz dasselbe erreichen, nur Zeit und Geduld gehört dazu. Lassen Sie nur so dreißig, vierzig Jährchen ins Land ziehen! Nicht wahr, die letzten Schätzungen haben ergeben, daß das Deutsche Reich etwa fünfhundert Milliarden Mark wert ist, also jeder deutsche Staatsbürger rund fünfeinhalbtausend Mark besitzt? Das wäre der Durchschnitt — und wie ist die Wirklichkeit? Achtzig von Hundert haben keine zweitausend Mark — dabei sind ja immer auch die Kinder gerechnet — zehn vom Hundert zwischen zweitausend und dreitausend Mark, acht vom Hundert bis viertausend Mark und zwei vom Hundert haben über viertausend Mark auf den Kopf! Oder, das heißt, daß zweiundsiebzig Millionen Menschen im Deutschen Reich zusammen hundertvierzig Milliarden haben, sechzehn Millionen rund fünfzig Milliarden und nicht einmal zwei Millionen den ganzen Rest von dreihundertzehn Milliarden. Und, wären die Aufstellungen genauer, so käme man wahrscheinlich darauf, daß die Hälfte des ganzen Reichsvermögens in der Hand von höchstens einem Tausendstel der Einwohner liegt! Und genau so haben Sie es mit dem Einkommen: dessen Durchschnitt ist heute etwa fünfhundert Mark auf den Kopf — wie früher auch Frauen und Kinder gerechnet — doch haben neunzig Hundertstel keine dreihundert Mark, aber ein Tausendstel hat mehr als hundertfünfzigtausend, ein Zehntel von diesen mehr als eine Million Einkommen jährlich! Bringen wir es dazu, daß das Durch-

schnittseinkommen auf sechshundert Mark steigt, das geht innerhalb der nächsten zwanzig Jahre, und gleichzeitig das höchste Einkommen nicht mehr als zehntausend Mark auf den Kopf beträgt, also sechzigtausend Mark oder rund fünfzehntausend Zental für die Familie! Dann ist unsere vorläufige Aufgabe erreicht; in einem Lande mit hoher Allgemeinbildung wird der Einzelne leicht sein Brot finden, er wird nach der Neuregelung wenig von Steuern und Zöllen geplagt, je kleiner der Mann, um so weniger — es wird schon gehen! Und in hundert Jahren wird der Jahresertrag tatsächlich der Maßstab für Fleiß und Tüchtigkeit sein, weil die Erbsteuern bis dahin sehr gründlich gewirkt haben werden, und überdies, wenn die Schulen jedem kostenlos offen stehen, sich zeigen muß, wer der Tüchtigste ist. Es wird dreier Geschlechter brauchen, bis sich der große Aufstieg durchgesetzt hat. Aber er wird kommen, auch ohne die Gleichmacher — selbst gegen sie, wenn es sein muß, mit dem Erdsterngedanken allein!"

Das Zimmer lag im Dämmergrau des Abends. Schwere Wolken Zigarrenrauch schwebten um die grünen Schreibtischlampe, Putzens Brillengläser funkelten.

Da erhob sich Herr Falkinger-Kassel und reichte Putz die Hand. „Ich darf nicht sagen, daß Sie mich überzeugt haben, Herr Putz," sagte er einfach, „aber ich glaube Ihnen versprechen zu können, daß wir Gleichmacher dem Erdsternhaus keine Schwierigkeiten in den Weg legen werden. Wir wollen das zukünftige Geschlecht selbst entscheiden lassen. Wir halten unsere Ziele aufrecht, aber nur als Schule, nicht im Kampf. Entscheidet sich nach zwanzig oder dreißig Jahren das neue Geschlecht für uns, dann haben wir gesiegt. Entscheidet es sich für den Erdsterngedanken — gut; auch dann haben wir nicht verloren, denn ohne unsere Bewegung, ohne unsere Pioniere, von Marx angefangen, hätte auch der Erdsterngedanke niemals Wurzel fassen können. Das geben Sie doch zu — Herr Putz?"

Putz war gleichfalls aufgestanden und drückte die dargereichte Rechte: „Es gibt ein Evangelium, und es gibt eine Erfüllung. Es mußte Apostel, Sendboten und Evangelisten geben, um die Lehre zu verbreiten, damit der Samen aufgehe. Und genau so, wie beim Christentum das wirkliche Leben anders wurde, als nach den Lehren der Bergpredigt, genau so wird das Erdsternleben anders als die Lehren des Sozialismus. Der Mensch ist nicht vollkommen, keiner ist es, man kann nur mit Grenzwerten und Annäherungen arbeiten. Die reine Gleichmacherei paßt für Edelmenschen, für Menschen, die kein

Gesetz mehr brauchen, weil sie es schon in ihrer Brust tragen, für Edelanarchisten, für Weltweise. Solche Menschen gibt es aber nicht. Hochziel und Erfüllung sind verschieden. Es gibt für uns nur einen Ausweg: die Staatsleiter zu Weltweisen oder die Weltweisen zu Staatsleitern zu machen, wie schon Plato sagt. Dann wird Ruhe auf den Erdstern. Und unser Bestreben bezweckt, die Weltweisen zu Führern der Menschen zu machen, ja, die Erziehung der jungen Menschheit geradezu auf Lebensweisheit aufzubauen. Gelingt uns das — und falls Ihre Anhänger nicht widerstreben, muß es gelingen — dann ist die nach menschlichem Ermessen beste Auflösung der Aufgabe, Kants böse Tiere gesellig zu machen, erreicht. Mehr, Herr Falkinger, können wir nicht tun, mehr nicht verlangen. Mir erscheint auch das schon ungeheuer viel. Und was die späte Zukunft der Menschheit anbelangt, was eigentlich ihr Ziel und Zweck ist, darüber können sich die Philosophenschulen weiter den Kopf zerbrechen. In dreiundzwanzigtausend Jahren, wenn der Erdball wieder ein Eisball sein wird, wird sich jede Frage nach woher und wohin erübrigen. An die letzten Ziele rühren wir nicht, weil wir sie nicht kennen, wahrscheinlich nach der Beschaffenheit unseres Gehirns gar nicht kennen können! Halten wir Frieden auf dem Erdstern und überlassen wir das Andere der Entwicklung und der Auslese. Unsere Nachkommen sollen weiter grübeln und das ihnen übergebene geistige Erbe vermehren. Sie werden es tun — darum ist mir nicht bange!“

Draußen auf der Wiese surrten die Luftschrauben des Falken, ratterte sein Treibwerk. Herr Falkinger verließ das Zimmer und Putz sah vom Fenster aus, wie er im Scheinwerferschein das Flugzeug bestieg, das sich nach kurzem Anlauf in die Lüfte erhob. Minutenlang zitterte noch das silberne Strahlenbündel gegen Nordwest, um dem Flugzeug den Weg zu weisen. Dann verlosch es und Putz setzte sich wieder zum Schreibtisch, vertiefte sich in die Nachrichten, die unterdessen eingelangt waren.

Im allgemeinen hatte der Erdsterngedanke fast überall Fuß gefaßt, nur England hatte, wie vorausgesehen, mehr Schwierigkeiten gemacht. In die englischen Verhältnisse mischte sich Putz nicht gerne ein, einmal, weil er dieses Volk trotz aller Anstrengung, unparteiisch zu sein, nicht lieben konnte, und zum zweiten, weil er, und mit ihm viele einsichtige Engländer, der Ansicht war, daß die englische Einbildung, das erste Volk der Erde zu sein, nur durch kräftige Hiebe des

Schicksals zerstört werden könnte. Es gab kein ‚erstes Volk'! Alle waren gleich bildungsfähig, nur mußte man sie in die entsprechenden Verhältnisse bringen! In England rächte sich jetzt die Unbildung der Massen. Der allgemeine Ausstand dauerte zehn Tage, dann mußte die Staatsleitung nachgeben. Irland fiel ab, die Bewohner Ulsters wurden zwangsweise nach England geschafft, die Adelsgüter eingezogen. Umstürzler kamen zur Herrschaft, so daß die Erdsternversammlung beschwichtigend eingreifen mußte. Nach langen inneren Kämpfen gelang es endlich, Männer vom Schlage Carlyles und Mills mit der Staatsleitung zu betrauen, so daß die ruhige Entwicklung gesichert war.

* * *

„Weißt du schon?" fragte Putz Doktor Schwarz, als sie zusammen durch den Rathauspark gingen.

„Was denn?" fragte Doktor Schwarz zurück; „es begibt sich täglich so viel Neues, daß ich nicht wissen kann, worauf du anspielst."

„Nein — du kannst es auch wirklich nicht wissen, verzeih meine Zerstreutheit," sagte Putz und schob die Grünsamtballonmütze aus der Stirne, „du erinnerst dich vielleicht, ich erwähnte es seinerzeit, gelegentlich der Nachforschungen über Weinhold und Anni, als sie verschollen waren, da war in dem Haus in der Stauniglgasse im ersten Stock ein Versicherungsangestellter, ehemaliger Offizier, der um die Ecke gegangen war, weil er sein Mädel lieb hatte und sich nicht von ihm trennen wollte. Der Mann gefiel mir — wie viel Menschen mit Überzeugung findet man denn heute! — ich nahm mir ihn zum ‚Reichsfried', wo er vortreffliche Dienste leistete. Vor einigen Wochen schickte ich ihn mit wichtigen Nachrichten zum Präsidenten Myer, gestern abend kam er zurück." Putz machte eine Pause und sah einem Sperling zu, der auf das Zeichenbuch Waldmüllers einen Klecks fallen ließ. „Wir sind gerächt, das heißt, eigentlich Weinhold und Anni, denn uns taten die beiden nichts. Ivo lebt nicht mehr und Ellinor ist im Schlamm versunken. Ganz tief."

„Wie das?" fragte Doktor Schwarz und blickte auf. Zwei schmerzliche Falten gruben sich um den Mund.

„Eigentlich scheußlich. Messerschmidt hatte Ivo eine so entsetzliche Menge Hundeänderstoff versetzt, daß die Änderung blieb. Anfangs waren er und Ellinor zusammen im Blockhaus beim Togwoteepaß, der Präsident ließ einen hohen Verhau auf-

führen und durch Posten bewachen. Er wollte das Andenken Janko Gorjanskis schonen. Ellinor mußte Ivo mit Hunden versehen, immer andere, die sie tötete. Ob noch aus einem letzten Rest von Eifersucht, weiß ich nicht. Und doch haßte Ellinor Ivo, wie ein Mensch den andern nur hassen kann. Vor etwa vierzehn Tagen gelang es ihr, eine der Wachen — natürlich einen Neger, dem sie sich an den Hals warf — zu überlisten. Sie ließ Ivo aus und ging durch. Ivos Leiche fand man am nächsten Tage auf dem Schindanger des Forts; er war von Hunden totgebissen worden, ganz zerfleischt. Was sich da vorher abgespielt und inwieweit Ellinor mitgewirkt hat, werden wir niemals erfahren. Ellinor wurde einige Tage später in Savannah in einem Negerbordell gesehen. Sie soll sich dann — doch weiß man es nicht sicher — nach Haiti haben führen lassen; sie äußerte wenigstens einem amerikanischen Spürhund gegenüber die Absicht, ihre Schwarzen einmal recht aus dem vollen zu lieben. Man behauptet auch, sie in Gonaïves am Strand gesehen zu haben; Myer hat sich nicht weiter erkundigen lassen, denn Ellinor ist ihm gleichgültig. Ivo ist tot und begraben, nur wenige Einzelne wissen, wie er starb; Gorjanskis Andenken ist gerettet. Und sein geistiges Kind, der Erdsternfrieden, das lebt und wächst und wird riesengroß."

Doktor Schwarz schwieg lange Zeit und Putz unterbrach das Schweigen nicht. Er erinnerte sich der sehnsüchtigen Blicke, die Schwarz auf der Yacht und im Motorboot und bei der Landung Ellinor zugeworfen hatte. Niemals hatte er darüber auch nur ein Wort gesprochen, hatte immer den treuen Führer und Berater Weinholds gespielt, hatte sich mit keinem Wort den Absichten Messerschmidts widersetzt — und doch wußte Putz, daß Schwarz tiefe Sehnsucht nach Ellinor gehabt habe.

„Und unsere beiden — was werden sie tun?" fragte Putz, als sie unweit des „Reichsfrieds"-Gebäudes waren.

„Heiraten", anwortete Schwarz kurz.

„Trotz allem? Hältst du Weinhold für genug weise?"

„Warum, trotz allem? Anni weiß bis heute nichts von der verhängnisvollen Nacht und wird es niemals erfahren. Und Weinhold — er hat sie lieb wie einst, er kann doch nicht dem Mädchen etwas nachtragen, wofür sie schuldlos ist. Du kennst meine Ansichten: ein armes Mädchen, das als reinste Jungfrau ins Ehebett steigt, nur der Versorgung und des Geldes wegen, ein solches Mädchen ist trotz Ehe und allen Segnungen eine gemeine Dirne und entehrt sich mit ihrem Gatten mehr, als

wenn hundert Männer sie wider ihren Willen gebraucht hätten. Weinhold ist genug Seelenmensch, wenn ich dies dumme Wort gebrauchen soll, dumm deshalb, weil Seele ein gebräuchlicher Ausdruck ist, der Unerklärliches schwindelhaft deckt, ohne Vorstellung dahinter, er ist also genug feinfühlig, verständig und hat genug Gemüt, um Liebe richtig zu werten. Es ist wohl möglich, daß ihn anfangs, trotz bestem Willen, Einiges an diese verfluchte Nacht erinnern wird; wenn aber einmal Kinder da sind, wird er glücklich sein. Davon bin ich überzeugt. Und überdies hat er Messerschmidt und Professor Yakosuki, die ihm, wenn es sein muß, von Zeit zu Zeit Vergessenheit einflößen können."

Sie waren beim „Reichsfried"-Gebäude angelangt. Die Sonne war im Untergehen, vom nördlichen Hügelland kam eisiger Wind. Vor dem großen Tor blieben sie stehen und verabschiedeten sich. „Kommst du nicht mit hinauf?" fragte Putz, „vielleicht gibt es wieder einige bemerkenswerte Neuigkeiten aus andern Staaten."

„Danke, nein," sagte Doktor Schwarz, „es ist schon spät, ich muß noch den Aufsatz für morgen schreiben. Wenn ich nach Hause komme, ist schon Abend; und nachts arbeite ich nicht gern."

Putz ließ seine Hand einige Augenblicke in der Schwarzens, drückte sie dann fest und sagte einfach: „Ja — du hast recht, es ist schon spät; es will Abend werden."

„Ja — es will Abend werden", anwortete Doktor Schwarz, wandte sich und nahm im Gehen den Hut ab, so daß der kalte Wind in seinen eisgrauen Haaren wühlte.

Putz blickte teilnehmend ihm nach, der, ungebeugt, doch mit gesenktem Kopf, talwärts schritt. Ein Reichsfratzerl kam mit fröhlicher Miene den steilen Weg heraufgestürmt, sie grüßte Doktor Schwarz von weitem und lachte ihn an mit strahlendem Blick, so jung, gesund und hübsch sah das Mädchen aus — Schwarz neigte kaum merklich den Kopf zum Gruß und verschwand hinter der Ecke, das Mädchen betroffen und nachdenklich hinter sich lassend.



Elfter Abschnitt.

Das Erdsternhaus war zusammengetreten.

Von allen Staaten lagen die Gesetzentwürfe vor, die die Erdgrundgesetze verwirklichen sollten. Viele Staaten waren noch weiter gegangen als die Ratschläge der Erdsternversammlung verlangt hatten — so England — das Erdsternhaus hielt aber die verkündeten Grundzüge aufrecht und gestattete Abweichungen nur dort, wo dies aus örtlichen Gründen, wie am Gleicher und in der Nähe der Pole, notwendig war.

Alle Staaten hatten dem Erdsternhaus Inseln angeboten. Das Erdsternhaus entschied sich nach längerer Beratung für die adriatische Insel Lagosta als Standort des Hauses der Jungen und für Tutuila im stillen Weltmeer für das Haus der Alten. Man beschloß, beide Inseln ganz gleichmäßig auszugestalten.

Die Bewohner der beiden Inseln wurden reich entschädigt, das Gesamtgebiet als Erdsternhausgrund erklärt. Vorläufig wurden auf jeder Insel achthundert einfache Häuschen zu je sechs Räumen mit tausend Geviertmetern Garten errichtet, dann das Riesengebäude des Erdsternhauses, mit Druckerei, Nachrichtenanlage, Funk- und Fernspruch, dann sechs große Gebäude für die Sachverständigen der Erdteile, ferner zweihundert kleine Häuschen für die Bevollmächtigten der Staaten und schließlich ein Gasthof, der Inselhof genannt, der für Besuche dienen sollte.

Auf Betreiben van Zwartsluiss', dem es im tibetanischen Hochland trotz der Liebenswürdigkeit der Kirgisen und Baschkiren allmählich doch zu ungemütlich wurde und der sich nach seiner Tante sehnte, beschloß man, ein neues Zünddreieck auf der unweit Lagosta liegenden Insel Cazza zu errichten. Die Insel wurde, gleich Lagosta und Tutuila, durch Hochspannungsstrom gegen jedes unbefugte Betreten geschützt. Das

Zünddreieck sollte einmal monatlich seine Strahlen um den Erdball schleudern, so hatte das Erdsternhaus in einer seiner ersten Sitzungen beschlossen, da Putz einen entsprechenden Antrag hatte einbringen lassen.

Als van Zwartsluiss nach seiner langen Abwesenheit wieder das jungfräuliche Zimmer seiner Tante betrat, blickte sie strenge mit ihren dunklen Augen auf ihn: „Wo hast du so lange geweilt, du Durchbrenner?“ sagte sie und hob verweisend die Hand; „schöne Geschichten das, sich in der Welt, bei den geschlitzten Gelben sogar, herumzutreiben und seiner Tante nichts zu sagen, die doch für den Neffen sorgen soll! Nun, bereust du wenigstens aufrichtig?“ Und ihre Augen wurden milde, nur ihre weiße, scharfgestärkte Haube sah noch strenge aus.

Van Zwartsluiss nahm statt aller Antwort seine Tante beim Kopf und drückte ihr einen herzhaften Kuß auf den roten Mund. Dabei fiel die Haube zu Boden und das lockige Ringelhaar machte van Zwartsluiss so übermütig, daß er mit der Hand darüberstrich und rief: „Tantchen — wir müssen heiraten! Es geht wirklich nicht anders! Sieh, ich bin jetzt Erdsternzünddreiecksprengmittelzünder — und ich brauche doch auch eine Erdsternzünddreiecksprengmittelzünderin bei diesem verantwortlichen Amt! Allein kann ich es auf die Dauer nicht leisten! Ich bin ganz abgefallen, so habe ich mich in den letzten Jahren allein plagen müssen!“

Tante Rietje war purpurrot geworden, hatte sich van Zwartsluiss entrissen und rief schmollend: „Was für Gedanken du hast, mein Junge! Du willst deine Tante heiraten? Da lacht der ganze Erdstern!“

„O nein,“ sagte van Zwartsluiss rasch, „er lacht nicht, wenn er erfährt, daß die Tante sechzehn Jahre jünger ist als der Neffe! Nun — was meinst du? Soll ich dieses elende, abscheuliche, graue, langweilige, nichtssagende, wäscheverwüstende, kostspielige Junggesellenleben weiter führen?“

Da gab sie mit einem Seufzer nach und sagte: „Mein Junge, was du immer für Dummheiten machst, das ist entsetzlich. Ich hoffe nur, daß dein Beruf nicht gar zu gefährlich ist; denn mit Feuer umgehen, das gefällt mir nicht! Jedenfalls wollen wir unser Haus gleich und recht hoch versichern lassen! Aber so was, ich habe ganz vergessen! Da kommt so ein abscheulicher Junge und zerrauft seine Tante und ist hungrig und durstig von der langen Reise — wart', ich mach' dir schnell einen Tee und bring' dir die Hausschuhe!“

Was van Zwartsluiss mit einem Lachschrei aufnahm und einem sehr, sehr langen Kuß auf Tantchens frischem Mund belohnte. —

Während die Bauten auf den Inseln rüstig fortschritten, tagte das Erdsternhaus noch in Bern. Als erstes unmittelbares Gesetz ging eines über die Erdsterndienstpflicht vom Erdsternhause aus. Sämtliche Turnlehrer wurden mit Wort und Handschlag in Pflicht genommen, waren von diesem Augenblick an überstaatlich und erhielten ihre Bezahlung vom Erdsternhaus. Zur unmittelbaren Verfügung stand dem Eintrachtsausschuß des Erdsternhauses der jeweilig in Ausbildung befindliche Jahrgang aller Staaten. Sollte in der Sommerzeit — Freizeit der Turnlehrer — die Aufbietung einer Macht gegen einen unbotmäßigen Staat verfügt werden müssen, so hatte der letzte Jahrgang wieder einzurücken, nach Bedarf konnten, auch außer dieser Zeit, bis zu zwanzig Jahrgängen einberufen werden.

Vom Augenblick der Ausgabe des Erdsterngeldes an übernahm das Erdsternhaus alle Geldwirtschafts- und Arbeitsminister als Erdsternbeamte in seinen Dienst. Neue Gesetze regelten die Übernahme sämtlicher Schiffahrtsunternehmungen, Eisenbahnen, Post-, Draht- und Funkenanlagen samt Angestellten in das Eigentum des Erdsternhauses. Die Personenbeförderung wurde nur noch in zwei Klassen vorgenommen, und zwar hießen diese nach den eigens dafür gebauten Wagen Reisewagen und Arbeitswagen. Die Arbeitswagen waren ähnlich den früheren dritter Klasse, doch mit guter Beleuchtung und Waschgelegenheiten, der Fahrpreis betrug im Durchschnitt nicht mehr als die Hälfte bei der früheren dritten Klasse. Die Reisewagen, nach amerikanischer Art eingerichtet, hatten keine Abteile, sondern bewegliche Korbbänke mit jeder Bequemlichkeit, die zur Nachtzeit in Betten umgewandelt werden konnten. Die Speisewagen waren für beide Klassen dieselben, der Fahrpreis in der Reiseklasse betrug durchschnittlich dasselbe wie in der früheren zweiten Klasse.

Post- und Drahtgebühren wurden wesentlich herabgesetzt. Die Einheitsmarke von einem Al genügte für gewöhnlichen Brief und Karte, drei Al kostete ein Eilbrief, fünf Al ein eingeschriebener Brief unter dem Gewichte von zwanzig Gramm. Die Gebühr erhöhte sich für jede weiteren zwanzig Gramm um ein Al. Die Drahtkosten waren zwar nach Erdteilen abgestuft, aber innerhalb des Erdteils war die Einheitsgebühr von einem Al für das Wort.

Trotzdem also die Einzeleinnahmen geringer waren als früher, konnte durch die Zusammenfassung gleichartiger Betriebe in Erdsternbetriebe und in Europa durch Auflassung der sogenannten strategischen Bahnen eine derartige Mehreinnahme erzielt werden, daß die Staaten, denen bei der Übergabe ihrer Bahnen in das Erdsternvermögen eine Verzinsung von wenigstens drei vom Hundert der Anlagegelder und die Hälfte der Überschüsse zugesichert worden war, ein glänzendes Geschäft machten. Auf Anregung einiger Staaten wurde daraufhin bei der allgemeinen Erbsteuer die unterste Stufe freigelassen, so daß erst Vermögen von über zehntausend Zental versteuerbar waren. Als Gegenleistung setzte das Erdsternhaus durch, daß nach Ablauf von zwanzig Jahren der größte Grundbesitz in einer Hand nicht mehr als neun Geviertkilometer betragen dürfe. Der Antrag anderer Staaten, auch die Einkommensteuer erst bei höheren Beträgen beginnen zu lassen, wurde abgelehnt, weil das Erdsternhaus zu dieser Zeit gerade umfassende Vorarbeiten über die Möglichkeit des Siebenstundenarbeitstages vornahm und für alle Fälle Sicherheiten haben wollte.

Im ersten Jahre der Gesetzgebung des Erdsternhauses wurde die Steuer auf geistige Getränke, diesmal auch auf Wein, abermals erhöht und ein Voranschlag für dreißig Jahre aufgestellt, nach deren Ablauf nur ein Zehntel mehr als der für gewerbliche Zwecke nötige Weingeist erzeugt werden dürfe, und dieses Zehntel mit dem Zehnfachen der in Geltung befindlichen Steuer zu belegen sein werde; so daß ein Liter Schnaps im Jahre 1971 nicht unter zwanzig Zental zu haben wäre. Die Weinsteuer blieb in geringen Grenzen — ein Zental auf je hundert Litern zugunsten des Ortes, ein Zental zugunsten des Landes, ein Zental zugunsten des Staates und das vierte Zental für das Erdsternhaus. Wegen Biererzeugung wurden die Staaten beauftragt, im eigenen Wirkungskreise durch wachsende Erhöhung der Steuern und durch allmähliches, binnen längstens dreißig Jahren zu beendendes, Auflassen aller Bierbrauereien dieses Volksverdummensgetränk verschwinden zu lassen. „Die Weinerzeugung“, hieß es in dem betreffenden Gesetze des Erdsternhauses, „wird vom Erdsternhaus aus derart geregelt, daß jedem erwachsenen Erdbürger eine Jahresmenge von hundert Litern zur Verfügung steht. Wohl ist das Erdsternhaus eigentlich auf dem Standpunkte, daß jedes geistige Getränk Gift ist und derjenige Mensch am besten fährt, der es niemals genießt. Doch rechnet das Erdsternhaus nicht

mit vollkommenen Menschen, sondern mit gegebenen Tatsachen. Und da tatsächlich viele Erdbürger erst durch leichten Genuß geistiger Getränke gesellschaftlich anregend und geistreich werden, da sie sich überdies manchmal auch zu Frohsinn aufschwingen wollen, der unbekümmert um das Morgen wenige Stunden lang mit vollen Zügen genießen will, so hat das Erdsternhaus den Genuß des Weines, als edelsten Getränkes, gestattet. Das Erdsternhaus macht jedoch aufmerksam, daß die gleichzeitige Überprüfung der Strafgesetze die Unzurechnungsfähigkeit bei Trunkenheit als Strafmilderungsgrund völlig ausschließt, daß, im Gegenteil, eine in Trunkenheit verübte Tat strenger bestraft wird als eine bei vollem Bewußtsein begangene, weil der Trunkene schon durch die Trunkenheit eines der schwersten Vergehen verübt, das ein denkendes Wesen begehen kann: es schändet die Menschenwürde und die Persönlichkeit, verdunkelt seine Wesenheit und erniedrigt sich unter das Tier."

Unbefugte Erzeugung geistiger Getränke und Verfälschung von Wein wurden mit hohen Geldstrafen, im Wiederholungsfall mit Verbannung auf Inseln im südlichen Eismeer bestraft.

Der gesamte Ertrag aller Steuern auf geistige Getränke hatte in gemeinnützigen Unternehmungen angelegt zu werden. Jugendfürsorge, Frauenschutz und Altersversicherung wurden dadurch gedeckt. Dem Einwand fetter Bierbrauer und gräflicher Schnapsbrenner, daß es nach zwanzig Jahren den Menschen nicht mehr so gut gehen werde, weil die deckenden Steuern fehlen würden, dem konnte leicht begegnet werden: das heranwachsende Geschlecht trat mit ganz anderer Befähigung in das wirkliche Leben ein, als das alte. Es konnte, gut geschult, unter besseren Lebensbedingungen besser arbeiten, der Erwerb war leichter und höher, die Einkommensteuererträgnisse stiegen entsprechend an. Schon nach zwanzig Jahren — wenn die jetzt Zehnjährigen wenige Jahre im Leben gearbeitet haben würden — würde man dies mit verblüffender Deutlichkeit sehen. Die neue Jugenderziehung war auf Arbeitsteilung und Spartrieb aufgebaut, beim Eintritt in die Schule begann das Kind mit seiner Altersversicherung, auf die es bis zum zweiundzwanzigsten Jahre nach Belieben und erst später nach Gesetz einzahlte. Die Sachverständigen des Erdsternhauses waren der Ansicht, daß nach fünfzig Jahren die Altersversicherung werde freigegeben werden können, weil das neue Geschlecht nicht mehr, wie das alte, am Gängelband und unter

Zwang werde geführt werden müssen, sondern freiwillig, aus eigenem Antrieb, dafür sorgen werde. Jedenfalls war die Geldbedeckung auf viele Jahre hinaus geregelt.

Da beim Erdsternheer, der Jünglingsausbildung, die kostspielige technische Ausrüstung wegfiel, so konnte nach sorgfältiger Berechnung der Fachleute die Ausgabe für den Kopf der Bevölkerung auf den dritten Teil herabgesetzt werden. Von den andern zwei Dritteln fiel eines durch Steuerbefreiungen weg, das dritte wurde zu gleichen Teilen für Schulbauten und Lehrerbesoldungsverbesserung verwendet.

Von allen Einrichtungen, die nicht zum Verschönern oder Veredeln des Lebens dienten, sondern der Genußsucht und Zerstreuungslust Vorschub leisteten, wurde eine besondere, sehr hohe Steuer erhoben. So wurden die Singspiele mit fünfzig vom Hundert der Gesamteinnahmen, die Nachtkaffees mit sechzig vom Hundert, Rennwetten und ähnliches mit vierzig vom Hundert besteuert, und von Spielkarten und geistlosen Spielen eine hohe Steuer eingehoben. Aus den einkommenden Beträgen, die dem Erdsternhaus unmittelbar abzuliefern waren, wurden Preise gestiftet für Wissenschaft und Kunst. Alljährlich gelangten dreißig Erdsternpreise von je zehntausend Zental für die besten Bücher, zehn von je zwanzigtausend für die besten Theaterstücke, zehn von je dreißigtausend für die besten Musikwerke, zehn von je hunderttausend für die besten technischen Erfindungen, zehn von je zweihunderttausend für die besten ärztlichen Entdeckungen und drei von je dreihunderttausend für die besten Gedanken und Anregungen in Erdsternangelegenheiten zur Verteilung. Auf Antrag des Erdsternhauses konnte für ganz außergewöhnliche Erfindungen, Entdeckungen oder sonstige umwälzende Neuerungen auf irgend einem Gebiete, gleichgültig, ob Kunst, Wissenschaft, Technik oder Lebensweisheit, der große Erdsternpreis von einer Million Zental verliehen werden. Besondere Preise wurden für bestimmte Leistungen fallweise ausgesetzt. So schrieb beispielsweise das Erdsternhaus schon im ersten Jahre seiner gesetzgebenden Tätigkeit Preise aus für Ausnützung von Flut und Ebbe und Sonnenkraft.

Die Zölle zwischen den einzelnen Staaten wurden allmählich weiter abgebaut, die jährliche Verringerung auf fünf vom Hundert festgesetzt. Das Erdsternarbeits-, Verkehrs- und Handelsamt überwachte die Folgen dieser Maßregel sorgfältig. Den Staaten und Großgewerben wurde im allgemeinen freie Hand gelassen, nur wo Schwierigkeiten — Zuviel-

erzeugung, Überbeschickung des Marktes, Preissteigerung oder Preisfall — eintraten, stand das Erdsternhaus mit Rat und Tat helfend bei. Es war nur in wenigen Fällen notwendig, weil die genauen Aufstellungen des Zählforschungsamtes, die allmonatlich in Espo veröffentlicht wurden, völlig ausreichende Unterlagen boten, um die Jahreserzeugung nach dem voraussichtlichen Bedarf einzurichten.

Die Kriegsflotten aller Staaten wurden binnen zehn Jahren aufgelöst. Die fähigsten Seeoffiziere waren in den auswärtigen Dienst übernommen worden, ein Teil in den Ruhestand getreten, ein großer Teil hatte sich der Handelsschiffahrt zugewendet und nur ein Zehntel etwa — zumeist die jüngsten — waren in Dienst des Erdsternhauses getreten, das brauchbare kleine Unterseekreuzer mit Druckluftgeschützen von den einzelnen Staaten angekauft hatte und diese Flotte als Meereswache kreuzen ließ. Der gesamte Seeschutzdienst wurde von zweihundert Schiffen zu je dreitausend bis sechstausend Tonnen versehen, die Ausgabe des Erdsternhauses erforderte nicht einmal ein Zwanzigstel der früheren Flottenausgaben und wurde durch die aus dem Seeverkehr erzielten Überschüsse reichlich gedeckt.

Die einschneidendste Weisung des Erdsternhauses war die Verfügung, daß sämtliche Staatsschulden binnen zehn Jahren auf das eigene Land übertragen und in Staatsrente mit höchstens drei vom Hundert Verzinsung umzuwandeln wären. Der Einzelstaat war nach Durchführung dieser Regelung nur noch seinen eigenen Bürgern Geld schuldig, eine starke Quelle gegenseitigen Mißtrauens damit zugeschüttet.

Auf Grund sorgfältiger Aufstellungen des Zählprüfungsamtes war das Erdsternhaus schon nach wenigen Jahren in der Lage, einzelnen Staaten über die Beschäftigung ihrer Einwohner Rat zu erteilen. Die im Handel tätige — also nicht unmittelbar werterzeugende — Menschheit war bis zum Zusammentreten des Erdsternhauses viel zu groß. Durch Zusammenlegung von Betrieben und großzügige Ausgestaltung der Verwaltung bei langsamem Abbau der alten, kleinen Geschäfte war zu erwarten, daß mindestens drei Viertel, wenn nicht mehr, der im Handel Beschäftigten sich einem schaffenden Beruf zuwenden und der Menschheit nützlich werden konnten. Der Abbau war für einen Zeitraum von dreißig Jahren vorgesehen.

In Angelegenheit des Wahlrechtes wurde in allen Staaten nach längerer oder kürzerer Zeit dasselbe Wahlrecht wie für

die Wahlen der Erdsterngesandten eingeführt. Ein Krieg erschien schon nach zehn Jahren als unwahrscheinlich, das allgemeine Wahlrecht hatte damit seine Berechtigung verloren, da niemand mehr gezwungen war, sich gegen seinen Willen totschlagen zu lassen und von den besten Staatsrechtslehrern immer nur die innige Verquickung zwischen allgemeiner Wehrpflicht und allgemeinem Wahlrecht hervorgehoben, aber niemals ein unbedingtes Recht an sich eines jeden Menschen auf das Mitreden in Staatsangelegenheiten begründet worden war. Gleichwie in Fachangelegenheiten nur fachtechnisch Gebildete beschlossen und eine Schustervereinigung sich niemals von einem Kaninchenzüchter in Form und Preis der Schuhe hatte dreinreden lassen, so verlangten nun auch die Staatsverwaltungen, daß sich die Wahlberechtigten in der Sache auskannten. Die die Wahlbefähigung für das Erdsternhaus erteilende Prüfung wurde daher auch für die Reichsräte verbindlich; ja, manche Staaten gingen soweit, daß sie vor jeder Wahl die Wiederholung dieser Prüfung verlangten. Dadurch wurde erreicht, daß sich die Staatsbürger ganz anders als früher mit den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigten, die staatsmännische Bildung, die früher der breiten Masse gänzlich unbekannt war, stieg nach wenigen Jahren auf einen sehr hohen Durchschnitt.

Die Wahlpflicht wurde eingeführt. Der Wahlberechtigte, der sich unentschuldigt der Wahl oder Prüfung entzog, erhielt beim erstenmal eine Geldstrafe in der doppelten Höhe seiner jährlichen Steuerleistung. Beim zweitenmal wurde die Strafe abermals verdoppelt, beim drittenmal verzehnfacht. Für völlig Unbemittelte sah das Gesetz Zwangsarbeit von so viel Tagen vor, daß dadurch die niederste Steuerleistung erworben werden konnte. In Wiederholungsfällen wurden jeweils die nächsthöheren Steuerstufen gewählt. Eine Bestrafung im vierten Fall war dem Erdsternhaus vorbehalten.

In teilweiser Abänderung der seinerzeitigen Weisungen der Erdsternversammlung wurde die Titelfrage geregelt. Nicht nur die amtlichen Bezeichnungen mit der Zusammensetzung Erdstern und die amtlichen Bezeichnungen im Staate, sondern auch gewisse Ehrentitel wurden durch Erdsterngesetze geschützt. Verleihung von Orden durfte nach wie vor nicht stattfinden, doch konnte jeder Staatsbürger sich von seinem Staat gegen Entrichtung verschieden abgestufter, zumeist recht hoher Beträge, deren eine Hälfte dem Erdsternhaus abzuführen war, Orden kaufen. In den folgenden Jahren gab das Erdsternhaus

verschiedenen mitteleuropäischen Anträgen insoferne statt, als auch gewisse Titel, aber nur für die Person, niemals erblich, gekauft werden konnten. Es mußte dies aber ausdrücklich im Amtsblatt angeführt werden, zum Beispiel: „Um hunderttausend Zental haben auf Lebenszeit gekauft den Titel ‚Herzog und Herzogin von Wien‘ — Herr Wenzel und Frau Božena Otrubal aus Prelouc.“ Diese gekauften Titel waren mit Staatsbrief geschützt und durften von niemandem andern verwendet werden.

Das Erdsternhaus versprach sich mit Recht für die nächsten zwanzig Jahre hieraus eine beträchtliche Einnahmsquelle. Das neue Geschlecht würde für solchen Unsinn wohl wenig übrig haben, und in fünfzig Jahren würde man darüber lachen — für die Gegenwart und die Erdsternpreise aber erschien es sehr zweckmäßig.

Eine wichtige Maßnahme war die Einführung der neuen Zeitrechnung. Da im Jahre 1946 unter den achtzehnhundertfünfundvierzig Millionen Erdbewohnern zweihundertsechzig Millionen Freidenker, fünfhundert Millionen Anhänger des Brahma und des Buddha, dreihundertzwanzig Millionen Mohamedaner, einhundertachtzig Millionen päpstliche Christen, einhundertsechzig Millionen evangelische Christen, hundertvierzig Millionen Anhänger des griechischen Glaubens, hundertfünfzig Millionen Anhänger Kon-Fu-tses, zwanzig Millionen Shintoisten, fünfzehn Millionen Juden und hundert Millionen Anhänger kleinerer Glaubensbekenntnisse waren, und fast jede der aufgezählten Glaubensvereinigungen eine eigene Zeitrechnung führte, so einigte sich das Erdsternhaus dahin, vom Jahr 1950 an die neue Zeitrechnung zählen zu lassen, aber gleich mit dem Jahre 10 zu beginnen, so daß der tatsächliche Ausgangspunkt durch den Zusammentritt der Erdsternversammlung im Jahre 1940 gegeben war. Bis zum Jahre 30 der neuen Zeitrechnung war gestattet, die alte und die neue Zeitrechnung, und zwar durch die ersten fünfzehn Jahre die neue, und dann die alte in Klammern, gleichzeitig zu benutzen. Die Schulbücher hatten jedoch sogleich nach der neuen Zeitrechnung angelegt zu werden und vom Jahre 30 an war die Verwendung der alten Zeitrechnung im amtlichen und gewöhnlichen menschlichen Verkehr verboten. Die Ereignisse vor dem Jahre 1940 wurden ähnlich wie früher bei den Christen die Jahre vor der Geburt ihres Religionsstifters, durch das Verminderungszeichen vor der von 1940 abgezogenen Zahl, bezeichnet. In den Geschichtslehrbüchern stand demnach zu

lesen, daß der große Krieg — 26 oder sechsundzwanzig Jahre vor dem Erdsternfrieden begonnen habe.

Für das allgemeine Wahlrecht der Frauen konnte das Erdsternhaus keine Vorliebe aufbringen. Es ordnete im Jahre 12 eine allgemeine Abstimmung unter allen Frauen der Erde an, die die Frage des Wahlrechtes entscheiden sollte. Eindringlich wurde darauf hingewiesen, daß die Frau in ihrer Wesenheit unendlich verlöre, wenn sie in jeder Beziehung dem Manne staatsbürgerlich gleichgestellt sei, da schon die Wesenheit der Frau bedinge, daß sie allmonatlich in einen Zustand gerate, der für kühles Denken weniger geeignet sei und gar die Schwangerschaft unmöglich als unbeeinflußte Zeit angesehen werden könne, wo Frauen selbständig kühl und klar denken, was bei vielen Berufen — Richter, Anwälten, Schriftlern und anderen — unbedingt nötig sei. Auch wäre die staatsmännisch tätige Frau der Kindererziehung allzusehr entzogen. Die Gebiete besonderer Tätigkeit, wie Jugendfürsorge, Unterricht, Kinderpflege und Wirtschaftswesen, könnten Frauen bis in die höchsten Stellen zugänglich gemacht werden. Doch sei das Erdsternhaus im allgemeinen der Ansicht, daß die schönsten Blüten der Frau, Gemüt und Empfindung, in der kühlen Luft der öffentlichen Tätigkeit leicht verkümmern könnten. Wobei das Erdsternhaus gar nicht darauf aufmerksam machen wolle, daß die bisherigen wissenschaftlichen, sehr genau geführten Untersuchungen tatsächlich eine geistige Minderfähigkeit der Frauen gegenüber den Männern einwandfrei festgestellt hätten, was durch Jahrtausende lange Unbenützung geistiger Fähigkeit leicht erklärlich sei. Die Frauen des Erdsterns mögen selbst entscheiden, ob sie bei Berücksichtigung aller Gründe und Gegengründe für die öffentliche staatsmännische Tätigkeit wären. In jeder anderen Beziehung, also rechtlich, geschäftlich, erwerbstechnisch, seien die Frauen selbstverständlich völlig gleichzustellen und gleiche Tätigkeit mit gleichem Entgelt zu bezahlen.

Das Erdsternhaus schrieb die Abstimmung mit dem Bemerken aus, Nichteinlangen der Antwort zähle als nein. Nach drei Monaten war die Abstimmung beendet, alle Frauen und Mädchen der Erde zwischen zwanzig und fünfzig Jahren hatten abzustimmen. Fünf Sechstel antworteten überhaupt nicht, was schon entschied. Vom letzten Sechstel war ein knappes Hundertstel für völlige Gleichberechtigung, die anderen waren für kleinere oder größere Teilnahme an den Staatsgeschäften.

Das Erdsternhaus entschied darauf und ließ als Grundgesetz in allen Staaten eintragen:

1. Alle Frauen sind in jeder gesetzlichen Beziehung, ausgenommen der staatsmännischen Tätigkeit, den Männern gleichgestellt.

2. Um die besonderen Frauenrechte zu wahren, hat der gesamte Jugend- und Mutterschutz den Frauen übertragen zu werden.

3. Um das Erdsternhaus über die wichtigsten Dinge in Kenntnis zu halten, haben je fünf Millionen stimmberechtigter Frauen eine Abgesandte zu wählen, die die Bezeichnung Erdsternrätin erhält und als beratendes, jedoch nicht stimmberechtigtes, Mitglied an den Sitzungen des Erdsternhauses teilnimmt. Die Wahlen sind sogleich durchzuführen, die, achtzig, Erdsternrätinnen werden nach ihrem Alter auf die beiden Erdsternhäuser verteilt, ihre Amtsdauer beträgt wie die der Erdgesandten drei Jahre.

4. Im Jahre 32, also nach Heranwachsen des neuen Geschlechtes, wird die Abstimmung unter allen Frauen der Erde zu wiederholen sein. Ihr Ergebnis muß vom Erdsternhaus des betreffenden Jahres in der Erdgesetzgebung berücksichtigt werden. —

Die Frauenfrage für das öffentliche Leben war damit vorläufig geregelt. Nicht aber die Liebesfrage, die seit Jahrtausenden die Menschheit bewegte.

Auch im Erdsternstaat war es nicht möglich, daß sich der Mannesdurchschnitt der weit vorgeschrittenen Völker schon im Alter der Reife mit einem Weibe zur Gemeinschaft verbinde. Nur ganz ausnahmsweise konnte ein Sechzehnjähriger, durch Erfindungen oder eine glänzende Leistung auf einem Kunstgebiete, über so viel Einkommen verfügen, daß er eine Familie hätte erhalten können. Das durchschnittliche Mannesheiratsalter mußte zwar nach wenigen Jahren auf etwa fünfundzwanzig Jahre sinken, aber da blieben von der Reife bis zur Ehe noch immer zehn lange Jahre, während welchen der Geschlechtsverkehr nicht geregelt war.

Das Erdsternhaus sah dieser Frage ins Gesicht wie der des Hungers und faßte sie nicht anders auf wie diese: als Trieb. Fern lag es ihm, einen Trieb verfehmen zu wollen. In einer der ersten Erdsternweisungen hatte das Erdsternhaus des Jahres 7 feierlich erklärt, sich der geschlechtlichen Not annehmen zu wollen, um mit der Zweideutigkeit vergangener Jahrtausende, die den Menschen in ein Doppelwesen ohne und mit Unterleib

einteilte, zu brechen. Offen wurden alle auftauchenden Fragen erörtert, gewisse Richtlinien konnten gewonnen werden und dann erließ das Erdsternhaus das erste große Preisausschreiben über: Vorschläge zur Linderung der geschlechtlichen Not.

Von den vielen tausenden Einläufen wurde das Wesentlichste in einem Gesetz vereinigt, das, mit ausführlichen Durchführungsbestimmungen, in seinen Grundzügen also lautete:

„Gesetz über Liebesbetätigung.

1. Jeder verständige Erdbürger, beiderlei Geschlechtes, wird in den gemäßigten und kalten Erdsterngürteln mit dem Erreichen des sechzehnten, in den warmen Erdsterngürteln mit dem Erreichen des zwölften, in den heißen Erdsterngürteln mit dem Erreichen des zehnten Lebensjahres liebfähig, das heißt, er erwirbt mit diesem Alter das Recht auf geschlechtliche Betätigung. Doch wird die Kinderzeugung in den gemäßigten und kalten Erdsterngürteln nicht vor dem dreiundzwanzigsten, in den warmen vor dem sechzehnten, in den heißen vor dem vierzehnten Lebensjahr empfohlen.

2. Unter den im ersten Absatz angeführten Voraussetzungen wird die freiwillige Hingabe eines Menschen an einen andern, gleichgültig, ob er verschiedenen oder desselben Geschlechtes, niemals als Schande oder Sünde oder Vergehen oder Ehrlosigkeit bezeichnet werden dürfen. Das Aussprechen solcher und ähnlicher Bezeichnungen ist von den Einzelstaaten mit hohen Geldstrafen zu ahnden. Liebe ist Sache des Einzelwesens, sobald keinerlei gesundheitliche Schädigung dabei eintritt; ihre Ausübung hat sich aber in allen Fällen der Öffentlichkeit und damit jeder Bemerkung der Gesellschaft zu entziehen.

3. Bis auf weiteres wird die staatliche Ehe als beste Verbindungsform zweier Menschen empfohlen. Nach dem Heranwachsen des neuen Geschlechtes, im Jahre 32, wird allgemein abzustimmen sein, ob die Ehe in der jetzigen Form beizubehalten oder abzuändern ist.

4. Das Eingehen der staatlichen Ehe ist an keinerlei besondere Förmlichkeiten gebunden. Eheschließende haben gemeinsam beim Menschheitsgrundbuchsamt vorzusprechen, ihre Namen werden eingetragen, eine Personsbeschreibung mit Lichtbild und Fingerabdruck wird angelegt und die Ehe gilt von diesem Augenblick an als geschlossen. Jedoch ist die Bewilligung zum Eingehen der Ehe ausnahmslos an die Vorlage einer eigenhändig unterschriebenen oder entsprechend beglau-

bigten Erklärung jedes Teiles gebunden, daß sie das Gesundheitszeugnis des anderen Teiles kennen. Noch nicht selbständig Erwerbende bedürfen zur Eheschließung die Erlaubnis ihres Vormundes, die in Ausnahmsfällen vom Menschheitsgrundbuchsamt nachgesehen werden kann.

5. Eine Ehe kann im beiderseitigen Einverständnis oder bei Verletzung des jedesmal einzugehenden Ehevertrages geschieden werden. Die beabsichtigte Scheidung ist beim Grundbuchsamt anzumelden, der Menschheitsgrundbuchsführer hat in Abständen von einer Woche sechsmal hintereinander eine Versöhnung zu versuchen, nach deren Nichtzustandekommen die Ehescheidung ausgesprochen wird. Eine Wiederverehelichung kann erst nach Ablauf eines Jahres nach der Scheidung stattfinden. Bei Vorhandensein von Kindern ist wegen deren Zuteilung nach Recht und Billigkeit vorzugehen, die Entscheidung allenfalls einem Schöffengericht zu übertragen.

6. Ehelosen und solchen, die wegen zu geringem Erwerb eine Ehe nicht eingehen können, ist der freie geschlechtliche Verkehr gestattet. Hiebei wird auf die Bestimmungen des Punktes Eins hingewiesen.

7. Ehebruch wird auf Antrag des andern Teils mit Geld- und hohen Freiheitsstrafen bestraft. Jeder Erdbürger hat ein gegebenes Wort zu halten, oder, falls er im Laufe der Jahre durch Entwicklung seiner Wesenheit seine Ansichten ändert, vor dem Eingehen einer noch so flüchtigen Verbindung das Band zu lösen oder doch sich die Erlaubnis vom andern Teil zu erwirken. Die erteilte Erlaubnis ist beim Menschheitsgrundbuchsamt anzumelden. In der Erwägung, daß der Ehebruch des Weibes schwerere Folgen hat als der des Mannes (Kinder des Ehebruches), sind ehebrechende Weiber stets mit dem doppelten Ausmaß der Strafe zu bestrafen.

8. Auf Antrag eines sehr großen Teils der Erdsterngesandten hat das Erdsternhaus entschieden, daß es sich der Doppel- oder Mehrfachehe gegenüber — gleichgültig, ob ein Mann verschiedene Frauen oder eine Frau mehrere Männer hat — nicht durchaus ablehnend verhält. Es sind zwar beide Geschlechter auf dem Erdstern in fast völlig gleicher Menschenzahl vertreten, demnach scheint die Verbindung eines Mannes mit einer Frau das der Menschheitsentwicklung Zusagendste zu sein. Doch will das Erdsternhaus nicht verkennen, daß besondere Umstände andere Behandlung erfordern. Das Eingehen von Mehrfachehen ist außer an die Bedingungen des Punktes Vier ausnahmslos an folgendes gebunden:

a) Die betreffenden Personen müssen schriftlich vor dem Menschheitsgrundbuchsamt erklären, daß sie mit der Mehrfachehe einverstanden sind;

b) diese Erklärung muß allmonatlich persönlich, von allen beteiligten Teilen, vor dem Grundbuchsführer wiederholt werden;

c) der Grundbuchsführer hat überdies das Recht, Mehrfachhaushalte unangesagt zu besichtigen, doch nicht öfter als einmal im Monat. Hiebei muß er sich die Überzeugung verschaffen, daß alle beteiligten Personen zufrieden sind und gleichgehalten werden;

d) bei der Mehrfachehe einer Frau mit Männern erhalten alle Kinder den Namen der Frau;

e) die Scheidung hat unter den Grundsätzen des Punktes Fünf geregelt zu werden.

9. Um der großen Mehrzahl der geschlechtlich Reifen, denen aus wirtschaftlichen Gründen das Eingehen einer Ehe nicht möglich ist, den Geschlechtsverkehr zu ermöglichen, hat das Erdsternhaus beschlossen:

a) Jene liebfähigen Erdbürgerinnen, die ihrem Sinne nach in der geschlechtlichen Betätigung ihre höchste Betätigung finden, werden in eigenen Gebäuden aufgenommen, die in entsprechender Anzahl in jedem Ort über fünftausend Einwohnern zu errichten sind. Die Gebäude werden vom Staat in edler Bauform errichtet, auf hohe, helle Gemächer, Garten- und Badeanlagen, Springbrunnen und Blumenbeete ist besondere Rücksicht zu nehmen. Die genannten Erdbürgerinnen erhalten die amtliche Bezeichnung Liebmädchen oder Liebfrauen, sie sind Standespersonen wie alle andern Menschen, haben ihre Amtsstunden öffentlich anschlagen zu lassen — es wird empfohlen, von den späten Nachtstunden allmählich abzugehen und die Abendstunden zu berücksichtigen — und stehen unter der Aufsicht eigener, staatlich bestellter Beamten mit gesetzlicher Schweigepflicht, der Liebwaibel. Liebmädchen können jederzeit ihren Beruf aufgeben oder wieder aufnehmen, kein Hindernis darf ihre Freizügigkeit beeinträchtigen, es genügt die An- und Abmeldung beim Liebwaibel des Bezirkes. Die Aufnahme ist für die Mindestzeit von einem Tag gestattet, Maskentragen nicht erlaubt. Nachforschungen nach dem Vater von im Liebhaus geborenen Kindern sind nicht gestattet;

doch unterstützt der Staat die Mutter, aber nur beim ersten Kind.

b) Der ärztliche Dienst ist durch staatliche Ärzte versehen zu lassen, die ein unmittelbares staatliches Mindesteinkommen von tausend Zental haben müssen. Ein geschlechtlicher Krankheitsfall wird beim Schuldtragenden wie Körperverletzung bestraft, auch wird er zum Schadenersatz herangezogen.

c) Der innere Betrieb der Liebhäuser ist von den Einzelstaaten zu regeln. Als allgemeiner Grundsatz hat zu gelten, daß die Liebmädchen frei wählen, wem sie sich hingeben wollen, die Gebühren unterliegen der amtlichen Bestätigung, geistige Getränke dürfen in keiner Form — auch Wein nicht — ausgeschänkt werden, Ausübung von Musik und Dichtkunst ist gestattet und erwünscht.

d) Inwieweit die im Punkte neun a) angeführten Einrichtungen auch für Liebknaben zu schaffen wären, wird den Einzelstaaten je nach Landesbrauch überlassen.

e) Daß der jeweils vom Erdsternhaus festgesetzte Erziehungs- und Unterrichtsplan auch von Liebmädchen und Liebknaben eingehalten werden muß, ist selbstverständlich.

f) Der frühere Aufenthalt eines Menschen in einem Liebhaus, gleichgültig, ob als Liebmädchen oder Liebknabe, bildet staatlich kein Ehehindernis. Doch muß dies ausdrücklich vor dem Menschheitsgrundbuchsführer angegeben werden; unrichtige Angaben machen die Ehe ungültig, der lügende Teil wird durch Pranger und Stockschläge bestraft.

10. Dieses Gesetz ist binnen Monatsfrist in allen Staaten einzuführen."

Es geschah — und ein Schrei der Erlösung umlief den Erdball. Tausende von Frauen machten sich die Erlaubnis des eintägigen Aufenthaltes im Liebfrauenhaus zunutze, sie fuhren in einen entfernten Ort und gaben sich hin — endlich konnten sie erreichen, wonach sie verschmachteten. Einen Tag nur im Liebhaus, nur einmal von einem Mann umarmt werden, der den Keim in ihren Schoß senkte — und die Sehnsucht nach dem Kinde war erfüllt. Was wußte denn die sogenannte Gesellschaft vom unendlichen Leiden der Mädchen, die sich in Qual und Sehnsucht in langen Nächten ruhelos auf ihrem Lager herumwarfen, sehnend die Arme ausstreckten nach dem, der

nicht kommen wollte, und die verblühten und vertrockneten! Hungert man, wenn man an reich beladener Tafel sitzen darf? Und war die Liebessehnsucht nicht der gleiche Trieb, irgendwie und unbegreiflich ins Geschlecht gelegt, daß es nicht erlösche? —

In England hatten die früher führenden Klassen geschrien und gezetert, Wehklagen über die Lasterhaftigkeit waren losgegangen und feierliche Verwünschungen und ewige Höllenstrafen heraufbeschworen worden über die sündige Menschheit; der Staatsleiter aber und die Umstürzler blieben ungerührt und führten das Gesetz mit eiserner Strenge durch. Und siehe da — kaum ein Jahr war vergangen, als sich aller Orten in England Liebknabenhäuser erhoben, mehr als anderswo, und das Anbot konnte die Nachfrage kaum decken. Nun, da unter der Herrschaft des Erdsternhauses die Masken der Heuchelei unnötig und lächerlich geworden waren, kam der wahre Mensch zum Vorschein.

Auch in andern Staaten. So schien es wenigstens Putz, wenn er sich abends auf seinem gewohnten Weg in Sievering erging. Die wahrhaft schönen Liebhäuser, die die Stadt Wien mit feinem künstlerischen Geschmack errichtet hatte, waren Wallfahrtsorte geworden, die nicht mehr mit roher Gemeinheit verbunden waren, sondern durch Tonkunst und Dichtung, wohl auch durch fröhliches Ballspiel und anmutigen Tanz gehoben und verschönt wurden. Mehr als einmal hatte Putz, der Alte, im Liebhaus seines Bezirkes geweilt, das, auf einem bewaldeten Hügel angelegt, mit hell schimmernden Marmorwänden wie die Stätte des heiteren Lebensfriedens selbst aussah. Und wenn dann die vielen anmutigen Mädchen in ihren einfachen, lichten Gewändern durch das grüne Wäldchen tollten, mit Gefährten der Stunde Fangen spielten und sich neckten und einander lieb hatten, dann schien es Putz fast, die schöne Zeit Altgriechenlands sei wieder gekommen. —

Im Jahre 15 erließ das Erdsternhaus neue Bestimmungen über Arbeit und Arbeitsertrag. Es wurde eine Mindestarbeitszeit von drei Stunden täglich festgesetzt, die auch der Reichste einzuhalten hatte. Staatliche Arbeitsaufseher hatten dies zu überwachen. Der Durchschnittsarbeitstag konnte auf sechs Stunden verringert werden, Arbeiten, die nur einem verfeinerten Müssiggang dienten und den Fortschritt der Menschheit in keiner Weise förderten — alles, was mit schlechtem Geschmack zusammenhing, wie schreiende Bilder, schlechte Musik, schlechte, Entwicklung und Fortschritt hindernde

Bücher — wurden mit einer hohen Steuer belegt. Überdies führte das Erdsternhaus eine Verbrauchssteuer ein, von der Ansicht ausgehend, daß, wer Arbeitszeit oder Arbeitsmittel vergeude, die Gesamtheit beraube. Der Höchstjahresverbrauch im Haushalt des Einzelmenschen wurde mit zehntausend Zental festgesetzt; jede diesen Betrag übersteigende Summe wurde nach steigendem Steuersatz besteuert.

Im gleichen Jahre setzte das Erdsternhaus fest, daß nicht jeder beliebige Mensch Herausgeber oder Hauptschriftleiter einer Zeitung werden könne, sondern mindestens zehn Jahre Lehrer oder Turnlehrer oder unmittelbarer Angestellter des Erdsternhauses gewesen sein müsse, um die Erlaubnis zu erhalten.

Das Jahr 15 war im allgemeinen sehr ergiebig; das Erdsternhaus genehmigte einstimmig, daß auf beiden Erdsterninseln je ein Liebmädchenhaus errichtet werde. Ferner setzte es als Bezahlung der Erdsterngesandten den Betrag von zehntausend Zental jährlich fest und nach Ablauf der Amtszeit bei Nichtwiederwahl einen Ruhegehalt von zweitausend Zental. Da das Erdsternhaus gleichzeitig die Frachtpreise auf der ganzen Erde um zwei Hundertstel verringerte, erhob sich keine Stimme gegen die erstere Maßnahme, außer Herrn Aglei aus Deutschland. Doch auch diese Stimme verstummte, als Herr Aglei bei der nächsten Wahl Erdsterngesandter wurde.

Der Flaggenstreit der Erdteile wurde in diesem Jahre dahin geregelt, daß durch je zehn Jahre einmal die Ost- und dann die Westhälfte des Erdballs auf Flagge, Geld- und Postwertzeichen zu führen sei. Die Farben der Flagge wurden endgültig mit perlgrau — die Erde —, dunkelblau — das Meer — und Silber — die Wolken — bestimmt.

Ein im gleichen Jahr errichtetes Erdsprachamt erhielt die Aufgabe, zu untersuchen, inwieweit Sprachen zusammengelegt werden könnten. Das Erdsprachamt führte als Leitspruch: „Alles Mißverstehen kommt davon, daß man sich nicht verständigen kann." Schon in den ersten Jahren konnten ansehnliche Erfolge erzielt werden. Die Niederländer erklärten sich einverstanden, das kommende Geschlecht in hochdeutscher Sprache erziehen zu lassen, eine ähnliche Übereinkunft gingen die drei nordischen Staaten untereinander ein, nachdem sie aus ihren drei Sprachen ein Hochnordisch gebildet hatten. Durch hohe Preise auf einschlägige Abhandlungen erweckte das Erdsprachamt allgemeine Anteilnahme. Daß auch Espo ununter-

brochen ausgebaut und vereinfacht wurde, war selbstverständlich.

Als Erdsternfeierzeit wurde festgesetzt: das Wochenende von Samstag Mittag bis Montag morgens, dann fünf Tage im Frühjahr — vom ersten bis zum fünften Mai — zehn Tage bei Sommersanfang — vom einundzwanzigsten bis dreißigsten Juni —, fünf Tage im Herbst — nach Wahl der Staaten zwischen ersten September und fünfzehnten Oktober — und zehn Tage zur Zeit der Wintersonnenwende — vom dreiundzwanzigsten Dezember bis zum ersten Jänner.

Das kaufmännische Ankündigungswesen wurde im gleichen Jahre geregelt. Alle unnötigen und schwindelhaften Ankündigungen hatten von den Einzelstaaten sehr hoch besteuert zu werden; das Erdsternhaus ließ vom Erdarbeitsamt einen Erdhandelsweiser herausgeben, in dem jedes Werk und jedes Geschäft seine Erzeugnisse ankündigen konnte. Der Erdhandelsweiser erschien viermal jährlich in Espo, doch konnte der Anbietende seine Anpreisung auch in andern, und zwar in höchstens vier, Sprachen einschalten lassen. Als kleinste Einschaltung war die fünf Zentimeter lange, drei Millimeter hohe Zeile mit vierzig Buchstaben, als größte eine Spalte mit hundert Zeilen festgesetzt. Für die Einschaltung waren für die erste Zeile vierteljährlich fünf Zental, für die zweite bis zehnte Zeile je zehn Zental, für die elfte bis fünfzigste je zwanzig Zental und für die einundfünfzigste bis hundertste je vierzig Zental zu zahlen. Bei Übersetzung in andere Sprachen erhöhte sich die Gebühr auf das Doppelte, der Ankündigungsraum durfte aber auch da hundert Zeilen nicht übersteigen.

Durch diese Regelung wurde der schwindelhaften Marktschreierei, die bisher den Großgewerben alljährlich Millionen kostete, was mittelbar die Preise fühlbar erhöht hatte, ein Ende bereitet. Die Einnahmen aus dem Erdhandelsweiser wurden zu gleichen Teilen zwischen der Ernsternverwaltung und der betreffenden Einzelstaatsverwaltung aufgeteilt.

Gleichzeitig wurden alle Zeitungsankündigungen von den Einzelstaaten verstaatlicht. Bei sehr hoher Geldstrafe war es jeder Zeitung untersagt, in Hinkunft Ankündigungen gegen Bezahlung anzunehmen. Da die Arbeitsvermittlung durch das Erdarbeitsamt und dessen Zweiganstalten vollkommen geregelt war, entfielen schon seit langem die Stellengesuche. Die Ankündigung von Neuerzeugnissen der Werke wurde durch den Erdhandelsweiser besorgt, es verblieben somit nur Gelegenheitsankündigungen, wie Liebhaberkäufe und -verkäufe, Be-

kanntschaftsuche und Mitteilungen über Veranstaltungen. All dies wurde im Staatsanzeiger aufgenommen, der vom Staatsnachrichtenamt in einer kleinen Ausgabe täglich, in einer größeren jeden Samstag und in einer Hauptausgabe allmonatlich einmal herausgegeben wurde. Die Ankündigungen konnten bei jedem Postamt aufgegeben werden, das zehnbuchstabige Wort kostete zwei Al für die einmalige Einschaltung in der Tagesausgabe, fünf Al für die einmalige Einschaltung in der Wochenausgabe und zwanzig Al für die einmalige Einschaltung in der Monatsausgabe des Staatsanzeigers. Wiederholte Einschaltung derselben Angabe mußte jedesmal gesondert aufgegeben werden. Der Staatsanzeiger lag bei jedem Post-, Nachrichten-, Fernsprech- und Bahnamt unentgeltlich auf und konnte gegen eine mäßige Gebühr von jedermann bezogen werden.

Diese neuen Einnahmsquellen boten für die allmählich versiegenden Getränkesteuern überreichen Ersatz.

Schließlich ordnete das Erdsternhaus im Jahr 15 an, daß sich jedes Volk aus den Aussprüchen und Werken seiner großen Männer ein Volksstammbuch anlege, das als Hauptlesebuch auf allen Schulstufen einzuführen sei. Für jedes Volk waren entsprechende Erdsternpreise ausgesetzt, überdies mußten die Zusammensteller von den betreffenden Staaten entlohnt werden. Das deutsche Stammbuch war nach dreijähriger Arbeit fertig, umfaßte vierzig Bände und enthielt die für die Entwicklung der Menschheit wichtigsten Stellen aus den Werken der bedeutendsten Dichter und Denker, vor allem vom Vogelweider, Leibnitz, Lichtenberg, Lessing, Goethe, Kant, Börne, Humboldt, Schopenhauer, Popper-Lynkeus, Mautner, Goldscheid, Rebler und Sinwald. Mehr als vierhundert Deutsche waren in dem Werk vertreten, das auf Staatskosten gedruckt und zum Gesamtpreis von zwanzig Zental abgegeben wurde. —

Die Jahre gingen ins Land — das neue Geschlecht wuchs heran.

Die Hemmungen vergangener Jahrtausende waren geschwunden; so schöne, stolze Gestalten, wie das neue Geschlecht sie zeigte, hatten auf dem Erdstern niemals geweilt. Sie kannten ihre Menschenwürde, waren stolz auf ihren Körper und ihre Meinungen, die sie frank und frei vertreten konnten, ohne durch längst veraltete Gesetze gehemmt zu sein. „Höchstes Glück der Erdenkinder“ — der größte Erdsterndichter vergangener Jahrhunderte hatte recht behalten — es

war die Persönlichkeit. Bei aller Freiheit aber störte man den Miterdbürger nicht und die gegenseitige Achtung wuchs mit der umsichgreifenden Aufklärung.

Schon konnte im Erdsternhaus vorausgesagt werden, wann die letzte Messe auf dem Erdstern werde gelesen werden, wann das letzte Weihrauchwölkchen im Kirchendämmer aufsteigen werde — die Glocken riefen schon lange die Erdbürger nicht mehr zur Messe, sondern zur Erhebung durch Tonkunst und Dichtung — alle Glaubensbekenntnisse fanden immer weniger und weniger Anhänger und doch war der vor Jahrzehnten befürchtete Verfall der Sitten nicht eingetreten: im Gegenteil. Man wußte, was der edle Stifter des aussterbenden Christentums gewollt und gemeint hatte, man faßte den Geist seiner Worte und nicht den Wortlaut auf — von der Sünde wider den heiligen Geist. Eine Meinung haben und sie bekennen, das war die Pflicht der Persönlichkeit, und Schmach und Schande über jeden Halben, der sich äußeren Umständen zuliebe beugte, winselte und kroch.

Auf dem Erdstern fand jede Arbeit ihren Lohn. Nicht brauchte der Mann, der nur die Arbeitskraft zu eigen hatte, zum Mann mit den Arbeitsmitteln betteln gehen, ihm sie zu leihen, damit er dann für wenig Lohn dem andern großen Reichtum schaffe. Die Zeiten waren längst vorüber. Die Staaten hatten die Arbeitsregelung in ihren Händen und für jedes Menschlein, das auf dem Erdstern den ersten Schrei ausstieß, war Arbeit und Lohn vorgesehen.

Und keineswegs war das neue Geschlecht grobsinnlich und nur auf äußere Freuden bedacht. Die Andacht vor dem Unbegreiflichen des Werdens und Vergehens war in Aller Gemüt und die Stunde der Erklärung der Menschwerdung, soweit menschliche Sinne sie fassen konnten, erweckte in den Kindern tiefe Rührung und Dankbarkeit gegenüber den Eltern, die sie aus einfachen Zellen zu Trägern bewußten Willens umgeformt. Wie sollte das Kind nicht dankbar sein, wenn ihm erzählt und erklärt wurde, daß es viele lange Monate unter Schutz und Schirm der Mutter, in ihrem Leibe aufgewachsen sei, von ihrem Blut genährt, von ihrem und des Vaters Willen durchtränkt? Die Zeit der Ammenmärchen war vorüber, kein kleines Mädchen errötete mehr, wenn es an einem Storch vorbeiging, sondern es sagte zu seiner Gefährtin: „Siehst du — unseren Kindern hat man noch solche Lügen erzählt, daß der Storch sie gebracht hätte! Die armen Eltern! Wie konnten sie denn ihren Eltern dankbar sein, wenn sie gar nicht wußten,

daß die sie geschaffen?“ Und das Mädchen lief weiter mit seinem Reifen und spielte weiter Ball und lachte lustig dem hübschen Knaben zu, der es fröhlich grüßte.

So war das neue Geschlecht.

Gewaltige chemische Erfindungen hatten die Umwandlung von im Tagbau gewonnenem Gestein zu Eiweiß ermöglicht. Das Erdsternhaus hatte dann zwei Jahre später die Höchstzahl der Kinder auf sechs hinaufgesetzt, bei dieser Vermehrung war erst nach fünfhundert Jahren, wenn die Erdsternbevölkerung viertausend Millionen erreichte, eine Neuregelung notwendig. Genaue Aufstellungen sämtlicher Staatsgrundbuchsämter ergaben wenige Jahre später, daß die Vermehrung bedeutend geringer sei als angenommen, da viele Völker mit dem liebgewonnenen Vierkindergesetz zufrieden waren. Nur die gebärfreudigen Frauen Deutschlands machten sich die Erlaubnis zunutze und es war abzusehen, daß zu Ende des ersten Erdsternfriedensjahrhunderts ein Deutsches Reich von Dünkirchen über Amiens—Reims an die Marne, zur Saone und zum Jura bis zur Düna sich erstrecken werde, ein gewaltiges Reich mit hundertzwanzig Millionen Einwohnern und einer Menschheitsentwicklungsmöglichkeit, wie die wahnwitzigsten Alldeutschen es niemals erträumt hatten.

Als zweites großes Reich war in Mitteleuropa ein Neuösterreich entstanden, das sich vom Po und Balkan bis zum Dniester und Njemen ausbreitete. Zur Zeit der ersten Tagung des Erdsternhauses hatte der kluge Staatsleiter es durchgesetzt, daß Espo als Staatssprache eingeführt werde. Damit fielen die Hemmungen weg, die durch Jahrzehnte das Reich in seiner Entwicklung aufgehalten hatten. Die Volksstämme schlossen sich zusammen und bestimmten die Art ihrer Entwicklung selbst, gemeinsam waren nur die Angelegenheiten, die von einer Hauptstelle aus geleitet werden mußten. Die rasche Annahme der Erdgrundgesetze hatten Österreich einen besonderen Platz in der Vorliebe des Erdsternhauses eingeräumt, wozu auch das Wirken Putzens beitrug. War doch Österreich mit seinen vielen Völkern ein Erdball im Kleinen — und wenn es diesem Reich gelang, die in ihm vereinigten Volksstämme zu friedlicher Arbeit zu bringen, so mußte es der Erdsternleitung auch gelingen. Die freie Auffassung von menschlicher Wesenheit brachte es dahin, daß sich allmählich andere Staaten an das europäische Mittelreich anschlossen. So im Jahre 8 Polen, im Jahre 14 die Ukraine, im Jahre 15 Rumänien, im Jahre 16 Serbien und Albanien und im Jahre 18 — als letztes

— der oberitalienische Freistaat, der von der Lotterwirtschaft Süditaliens nichts mehr wissen wollte. Eineinhalb Millionen Geviertkilometer mit hundertdreißig Millionen Einwohnern umfaßte das Reich, seine Ausdehnung hielt mit der Deutschlands Schritt, an Kunstsinn und Erfindergeist waren die Österreicher den technisch höher stehenden Deutschen überlegen.

So groß war die Macht des Espo, daß es als unüberbrückbar gehaltene Gegensätze zum spurlosen Verschwinden brachte.

In England war die Bevölkerungsvermehrung noch kleiner, als das Vierkindergesetz ausgerechnet hatte. Man schob die Schuld auf die zahlreichen Liebknabenhäuser, die in steigendem Maße besucht wurden. Vergebens hatten sich Überengländer an das Erdsternhaus gewendet, dieses „Sodom“ zu verbieten. Das Erdsternhaus hatte den Antrag der chinesischen Erdgesandten angenommen, dessen Inhalt die Erklärung war, daß die den Menschen unbekannten sogenannten Naturkräfte Englands Niedergang anscheinend beabsichtigen, da anders, bei freier Wahl und ohne Zwang, die Tatsache der geringen Volksvermehrung nicht erklärlich wäre. Da man weder wisse, ob es Naturgesetze gäbe, noch sie kenne, man aber einem Gesetze nur dann zu Leibe gehen könne, wenn seine Regeln bekannt wären, müsse das Erdsternhaus auf die Beobachtung der Erdsterngesetze über Liebesbetätigung dringen. Die chinesischen Erdgesandten hatten dabei voll Stolz auf ihr Volk gewiesen, das trotz oder vielleicht gerade wegen seiner jahrhundertealten Freiheit in Liebesbetätigung aller Art in seiner Fruchtbarkeit nicht nachlasse; die meisten Gebiete seien schon jetzt übervölkert und es wäre nur eine Frage der Zeit, bis auch die turkestanischen Steppen und Sibirien bis zum Jenissei an China fallen würden.

* * *

Karl Weinhold, der berühmte Mitarbeiter des „Erdsternfrieds“ — so hatte Putz den „Reichsfried“ im Jahre 10 umbenannt, sich schon auf die Spottreden der Wiener freuend, die daraus einen „Erzstörenfried“ machen würden — betrat langsam seinen Garten und setzte sich auf eine Bank. Frühling war es, die Kastanien blühten, die vielen weißen Kerzen standen wie festlicher Schmuck gegen den dunkelblauen Himmel, manchmal rauschte es in den mächtigen Blattkronen der alten Bäume, wenn der Westwind in leichtem Spiel die Äste schüttelte.

Grau war Weinhold — eisgrau. Die Jahre hatten tiefe Runen in sein Gesicht geschnitten, vergeistigte Augen blickten milde auf die lachende Welt.

Seine zwei Jüngsten spielten Ball im Garten. Frau Anni kam aus der Laube, wo sie mit einer Stickerei gesessen war; als sie ihren Mann bemerkt hatte, war sie aufgestanden, um ihn zu fragen, ob er Nachricht habe von ihrem Ältesten, der als zukünftiger Staatsmann eben seinen ersten Aufenthalt beim Erdsternhaus auf Lagosta hatte. Weinhold erhob sich, ging seiner Frau entgegen und begrüßte sie mit einem Kuß auf die Stirne. Dann erzählte er, Putz hätte ihm mitgeteilt, Willfried sei beim Erdsternhaus sehr angesehen und als ausnehmend tüchtiger Mensch bekannt. Frau Anni freute sich und hörte still zu. Weinhold erwähnte noch, daß Putz sie heute noch besuchen wolle, wenn sein Zustand es erlaube; er müsse bald hier sein, denn er, Weinhold, sei noch in der Stadt gewesen, um sich mit Karl — ihrem Zweiten — zu treffen, der von der Waldhochschule am Hermannskogel auf zwei Stunden hereingekommen sei, um einige Bücher zu kaufen.

Weinhold sprach noch, da knarrte die eiserne Gittertür zur Rechten, sie öffnete sich weit und dann rollte ein seltsames Gefährt herein. Ein ganz kleiner, niederer Kraftwagen, auf dem Putz mehr lag als saß, doch von ihm selbst gesteuert und geführt. Seit die Gicht dem Achtundsiebzigjährigen schwer zu schaffen machte, war er fast den ganzen Tag in seinem Kraftsarg, wie er ihn scherzend nannte; selbst im „Erdsternfried“-Gebäude hatte er schiefe Ebenen anbringen lassen, um auf und ab fahren zu können.

Die spielenden Kinder jubelten auf und sprangen auf Putz zu, der ihnen fast immer etwas mitbrachte. „Onkel Putz,“ riefen sie, „Onkel Putz — Erdsternfriede! Wie geht es dir? Hast du uns was mitgebracht?“

Lachend wehrte der Greis die Kinder ab, ließ es aber zu, daß sie sich auf seine Knie setzten — wobei er ein sonderbares Gesicht machte, denn seine brüchigen Glieder verspürten die Last — dann rollte das seltsame Gefährt mit seinen seltsamen Insassen bis an die Bank, wo Weinhold und Anni Putz herzlich begrüßten. Die Kinder sprangen weg, nachdem sie ihre aus Feldspat hergestellten Eiweißzuckerln erhalten hatten, und tollten weiter im Ballspiel. Frau Anni entschuldigte sich und ging in das Haus, um dem Gast den gewohnten eisgekühlten Tee zu bringen.

Putz und Weinhold hatten einander Neuigkeiten erzählt, dann saßen sie schweigend. Putz sah noch heute mit seinen funkelnden Brillenaugen scharf, er sah bis ins Herz hinein und fragte Weinhold, dessen Stirne ihm übermüde erschien: „Etwas Besonderes, Weinhold? Nur los — nur beichten — einen besseren Beichtvater findest du nicht!“

Weinhold seufzte und blickte ins Leere. Dann sagte er langsam: „Nur — das Alte.“ Und verstummte.

Putz antwortete nicht. Wozu auch an alten Wunden rühren? Frau Anni wußte nichts von der verhängnisvollen Nacht, sie hatte niemals etwas erfahren. Aber Weinhold wußte es: und alle Liebe, alles Versuchen, es zu vergessen, waren vergeblich gewesen. Er hatte gearbeitet, daß selbst Putz, diese ungeheure Arbeitskraft, erstaunt war über Weinholds Tätigkeit, er hatte sich bemüht, ein zärtlicher Mann und sorgender Vater zu sein: das Schwere war ihm gelungen, außer Putz wußte niemand, was in seinem Innern vorging. Doch die Geistesfreiheit des neuen Geschlechts, die immer mehr alle Wesen durchdrang, die hatte ihn die ungeheure Qual seiner Lage erst recht empfinden lassen: wissen, und nicht bezeugen dürfen, mit der großen Lüge durchs Leben gehen, immer weiter und weiter, und dann aus dem Leben gehen, ohne Wahrheit, ohne Bekenntnis.

Er wußte, daß Wahrheit Annis Tod wäre. Es wäre ihm auch niemals angekommen, sie einzuweihen. Aber er selbst —! Im Schlafen und Wachen sah er das Bild vor sich, die düstere Kammer, das flackernde Licht — Anni, und Ivo Gorjanski über sie gebeugt, während Ellinor lachte. Und wie sie lachte, mit ihren sanften, klugen, liebebegehrenden Augen! O, Ellinor, du ....

Dieser Unhold! War nicht auch Schwarz ihretwegen verdorben? Am Tage nach dem Abend, als Putz ihm Ellinors letzte Schicksale mitgeteilt hatte, war Schwarz aus Wien verschwunden. Nach Jahren kam eine verflatterte Nachricht, man hätte Schwarz auf Haiti gesehen, in einem Negerbordell als Zuhälter eines tollen Weibes. Putz hatte alles in Bewegung gesetzt, um Schwarz zu retten; erfolglos. Die eine Nachricht aus Haiti blieb die einzige — zum letztenmal hatte der Schlamm eine Blase geworfen, ehe er Doktor Schwarz für immer verschlang.

So brachen Menschenschicksale nieder —; wodurch — warum — wozu? War die eine Sehnsucht Weinholds nach Ellinor am zweiten Abend in Marion, war das die Ursache?

Ur-Sache, Grund alles weiteren Werdens? Hatte die eine Untreue gegen seine Wesenheit so viel vermocht? Wer wußte Grund und Weg und Ziel? Hatte der Weltweise recht: „Ein lebendiges Wesen auf dem Schimmelüberzug der erkalteten Rinde, ohne zu wissen, woher, noch wohin, in anfangs- und endloser Zeit — —?"

Niemand würde es jemals wissen; solange Menschen auf dem Erdstern weilen, werden sie ziellos ihres Weges gehen, vom Unbekannten ins Unbekannte, werden schillernden Seifenblasen nachjagen oder träumend durch das Leben ziehen. Aber wissen werden sie nie; niemals. —

Frau Anni kam aus dem Häuschen und trug die Silberkanne in der Rechten; in der linken Hand den Silberbecher, aus welchem Putz immer trank.

Putz dankte und trank ihr lächelnd zu, wobei sich sein Gesicht zur Fratze verzog, denn das linke Knie schmerzte ihn; er verspürte nun doppelt die Sprünge der Kinder von früher.

Sie plauderten weiter, während die Sonne langsam zum Westen sank. Ein Eiljunge sauste auf mit Luftkraft getriebenen Rollschuhen heran, bremste scharf und brachte Putz die wichtigsten Abendnachrichten vom Erdsternhaus. Putz nahm eine nach der andern, las, begleitete einige mit erklärenden Worten, dann lachte er hell auf, als sein Blick auf das stumpfnäsige Gesicht des Eiljungen fiel. Er fuhr mit der Linken über das zerknitterte Gesicht und rief: „Ja — fast hätte ich vergessen, euch den neuesten Witz zu erzählen! Natürlich von der Börse! Der Kammerrat Vysloužil aus Prag, der wegen Großverkäufen von Powidl heute nach Wien kam, erzählte, die Tschechen hätten das Erdsternhaus gebeten, in die Esposprache doch auch das ř aufzunehmen. Das Erdsternhaus hätte geantwortet, dies sei nicht möglich, weil außer den Tschechen niemand diesen Buchstaben aussprechen könne. Daraufhin hätten die Tschechen gedroht, sich nicht mehr an die Geburtenregelung zu halten, vielmehr mindestens vierzehn Kinder von jedem Paar zu verlangen, so daß in absehbarer Zeit die Tschechen auf dem Erdstern die Mehrheit erhielten. Nun, da hätte das Erdsternhaus geantwortet, es überlasse diese Frage gänzlich der Einsicht der Tschechen; sobald aber die ersten Meldungen von vierzehn Kindern kämen, würde sich das Erdsternhaus zu seinem Bedauern genötigt sehen, ganz Tschechenland mit Gewalt mit deutschem Änderstoff zu impfen. Auf eine dahin zielende Anfrage hätten sofort und mit Begeisterung dreißigtausend Wotandeutsche je ‚ein Ding' für diesen Zweck zur Verfügung

gestellt. — Auf der Börse haben sie furchtbar gelacht und dem alten Schlaumeier, dem Vysloužil, den Powidl von zwanzig auf zweiundzwanzig hinaufnotiert!“

Weinhold lächelte und Putz schloß, sich eine Zigarre anzündend: „Wenn man denkt, wie ungeheuer dumm die Menschen waren, deshalb, weil sie gleiche Dinge mit verschiedenen Wörtern bezeichneten, einander die Schädel einzuschlagen — da sieht man erst den Unterschied zwischen den Jahren 26 v. E. und 26. — Und was werden erst die Kinder über uns einst sagen?“

Und Putz, Weinhold und Anni blickten auf die beiden Kinder, die laut jubelnd durch die dämmerdunkle Allee liefen.

